ABYSS

III: Fire of the Black Rose

Julian Wangler

Julian Wangler

ABYSS

– Fire of the Black Rose –

Roman
2012

Ω

www.startrek–companion.de

Diese Geschichte greift die Ereignisse in folgenden *Star Trek*-Episoden auf:

Star Trek

1x19:	Morgen ist gestern
1x22:	Der schlafende Tiger
2x03:	Ich heiße Nomad
2x26:	Ein Planet genannt Erde
3x22:	Seit es Menschen gibt

Star Trek: The Next Generation

1x01:	Der Mächtige

Star Trek: Deep Space Nine

4x08:	Kleine grüne Männchen

Star Trek: Voyager

3x08:	Vor dem Ende der Zukunft, Teil 1
3x09:	Vor dem Ende der Zukunft, Teil 2
5x23:	23:59
6x08:	Ein kleiner Schritt

Star Trek: Enterprise

2x24:	Erstflug
4x20:	Dämonen
4x21:	Terra Prime

Des Weiteren werden die Geschehnisse in den *Star Trek*-Kinofilmen *Der Zorn des Khan* (II), *Zurück in die Gegenwart* (IV) und *Der Erste Kontakt* (VIII) berücksichtigt.

Der Mensch ist etwas,
das überwunden werden muss.

.: Prolog

Erdenjahr 1968
[viele Lichtjahre von der Erde entfernt]

In der Theorie war alles so einfach. Da war der Weltraum der friedlichste Ort, den es überhaupt gab. Dunkelheit und Stille, nur dann und wann durchbrochen vom Licht weit entfernter Sterne oder anderer Raumphänomene, ein prächtig und geheimnisvoll illuminierter Wink in der Unendlichkeit. Funkelnder kosmischer Staub, der anmutige Farbspiele schuf, die die Vorstellung des Betrachters stimulierten. Der Anblick der Sterne verleitete mit der beispiellosen Ruhe und Besinnlichkeit, die sie ausstrahlten, ganz unweigerlich dazu, von einem Frieden zu träumen, der einfach alles umspannte und ewig war.

Doch so einfach war es in Wirklichkeit nicht. Im Zuge urgewaltiger Kataklysmen waren aus dem Staub Sonnen und Planeten geworden, und auf einigen wenigen davon, die aufgrund ihrer solaren Position und Beschaffenheit privilegiert waren, hatten Licht und Wärme dazu geführt, dass Leben entstand. Aus der ökologischen Ursuppe stiegen im Laufe von Jahrmillionen schließlich Geschöpfe empor, die begannen, selbst Schöpfer zu spielen.

Eine ungeheure Dynamik wurde in Gang gesetzt, die dazu führte, dass der technologische Fortschritt die soziale Entwicklung überflügelte. Etwas Entscheidendes geriet aus dem Gleichgewicht. Die Erfindungen, die das sogenannte intelligente Leben hervorbrachte, wurden in den Händen der jungen humanoiden Gesellschaften immer schwerer kontrollierbar. Das ungestüme Leben verlor zusehends die Fähigkeit, seine Schöpfungen zu beherrschen und dessen negative Folgen einzudämmen.

So kam es, dass technologischer Fortschritt vor allem dazu eingesetzt wurde, um Kriege zu führen und mehr Macht anzuhäufen. Viele Gesellschaften löschten sich dabei selbst aus – ihr eigener zivilisatorischer Progress wurde ihr Verderben. Andere brachen mit diesem verhängnisvollen Ungleichgewicht aus technologischer Entfesselung und sozia-

lem Rückstand in den Weltraum auf. Mit dem Ergebnis, dass der Frieden, den das All ausstrahlte, empfindlich litt und die Schöpfungsgeschichte selbst in eine tiefgreifende Krise geriet.

Während Gesellschaften, die noch an ihren Heimatplaneten gebunden waren, zu Getriebenen ihrer eigenen Verstandesleistungen wurden und vom rechten Weg abkamen, während militaristische Nationen, die den Sprung in den Kosmos geschafft hatten, angrenzende Sonnensysteme und andere Völker mit postmodernder Barbarei überzogen, gab es nur eine Handvoll Existenzen, die eine andere Entwicklung genommen hatten und niemals Gefahr liefen, Opfer ihrer eigenen technologischen Genesis zu werden. Jene Spezies zählten zu den Allerersten im Universum und waren bereits alt, als die ältesten der jüngeren Völker gerade erst geboren waren.

Manche dieser Wesen verschrieben sich der Aufgabe, die gefährliche Schieflage, in der sich das Leben in zahlreichen Gegenden des Weltraums befand, zu korrigieren. Fortan setzten sie ihre ganze Kraft dafür ein, dass die jungen Zivilisationen auf den richtigen Weg zurückfanden und weder sich noch das umliegende All in die Selbstzerstörung trieben.

Unter ihnen waren die Aegis.

- O -

Die Sitzung der Hohen Kammer war beendet, der Entschluss gefallen, und Gary Seven musste sich jetzt erst einmal setzen. Einen leisen Seufzer ausstoßend, ließ er sich im langen, in weißem Licht badenden Verbindungskorridor zwischen dem Modul der Ratskammer und dem primären Habitatblock der (mobilen und tarnfähigen) Raumstation nieder.

Niemand störte ihn; er hatte die Ruhe, aus dem Fenster in die scheinbar unberührte Sternenlandschaft zu starren, die zusammen mit dem größten Teil der Milchstraße von diesem Sektor im Outer-Rim-Territroium gut einsehbar war. Doch der Gedanke, der ihn plagte, gewann allzu schnell wieder die Oberhand.

Irgendwo da draußen ist sie…, dachte er. *Und sie verlangen von mir, sie aufzusuchen. Ausgerechnet von mir. Warum gerade ich?*

Ein mehr als beunruhigender Gedanke. Auf der anderen Seite: Hatte ein Teil von ihm nicht stets geahnt, es könnte eines Tages soweit sein? Dass er sich nicht länger würde entziehen können?

Dass er an den Quell seiner Existenz zurückkehren müsste? Dass von ihm verlangt würde, über seinen Schatten zu springen und die letzte Lücke, die seine so makellose Agentenakte aufwies, zu komplettieren?

Früher oder später ist es soweit. Jeder Agent kehrt eines Tages zum Ort seiner Abstammung zurück. Ein ungeschriebenes Gesetz der Schule, die er durchlaufen hatte. Die Meisten seiner Kollegen sagten, es hing schlicht damit zusammen, dass Undercovereinsätze nun einmal originär nach denen verlangten, die so aussahen wie die Spezies, der sie entsprangen. Eine weitaus kleinere, jedoch beständige Gruppe sprach von Schicksal.

Schicksal… War das nicht lächerlich? An das Schicksal zu glauben, war etwas für diejenigen, die nicht die nötige Kraft besaßen, eine Sache genau zu planen und mit ebensolcher Präzision umzusetzen. *Schicksal…*

Nicht, dass Seven sich noch etwas zu beweisen hatte. Er hatte unzählige Aufträge zu überaus erfolgreichem Abschluss gebracht, schwierige Missionen gemeistert, Welten gerettet, an denen sich viele seiner Mitstreiter die Zähne ausgebissen und sie bereits verloren gegeben hatten. Grandio-

se Höhepunkte waren dabei gewesen. Er hatte Frieden zwischen den verfeindeten Brudervölkern auf Calayos III gestiftet. Einen nuklearen Holocaust auf Marimba VI abgewendet. Die ökologische Krise auf Kzanzik beendet.

Der Anlass, der ihn alsbald zum dritten Planeten im Sol-System führen würde, mutete dagegen wie eine nichtige Kleinigkeit an, und vermutlich war das alles nicht von großer Dauer. Den Verbleib zweier Agenten (201 und 347) überprüfen, zu denen temporär der Kontakt abgebrochen war – das hörte sich an wie ein kurzer Abstecher; wie eine eher lästige Routineaufgabe, kaum der Rede wert und kaum genug Zeit, um überhaupt anzukommen und Wurzeln zu schlagen.

Und doch… Es war nicht irgendein Planet. Es war die Erde. *Die Erde.* Das heimliche Zentrum seines an sich so zentrumslosen Weltbilds. Das musste er sich nun eingestehen. Das Eingeständnis kam wie eine Niederlage.

Der Entschluss wurde getroffen. Sie werden diesen Auftrag vorübergehend übernehmen, Agent 194. Die Worte, die vor wenigen Minuten einem Dogma gleichend ausgesprochen worden waren, echoten hinter seiner Stirn.

Seven versuchte, seine Gefühle zu erforschen und fand keine rationale Antwort auf die Frage, wovor er sich eigentlich fürchtete. Er wusste nur, *dass* er sich fürchtete. Ganz tief, hinter seiner schier undurchdringlichen Fassade, regte sich etwas, das der gelassenen Souveränität des Mannes, für den er sich gerne halten wollte, nicht gerecht zu werden drohte.

Du hast Angst. Aber warum empfindest Du so, Agent 194? Was ist so anders als bei den unzähligen anderen Pflichtgängen? In den vergangenen Jahren hatte er die Berichterstattung, die regelmäßig über die Menschen einlief, verfolgt, jedenfalls den Großteil der nicht hochkarätig verschlüsselten Meldungen. Was er gelesen hatte, war ernüchternd gewesen und hatte ihn in seinen sorgsam gepflegten Vorurteilen bestätigt.

Offenbar hatten die Menschen es zwar in den vergangenen Jahrzehnten unerwartet weit gebracht in ihrer technologischen Entwicklung, dafür schienen sich ihre Empathie, ihre Machtgier und ihr soziologisches Wissen jedoch in die entgegengesetzte Richtung zu bewegen. Wenn sie es richtig anstellten, würden sie sich noch in diesem Jahrhundert gegenseitig ausgerottet haben.

Und ausgerechnet Du, großer Agent, stammst von ihnen ab. Nach allem, wofür Du gekämpft hast, nach allem, was Du getan hast, um jedermann unter Beweis zu stellen, dass Du ein würdiger Diener der Aegis bist, kannst Du das Blut nicht verleugnen, das durch Deine Adern fließt. Ein Blut der Schande und der Rohheit. War das die ganze Wahrheit? Mochte es so einfach sein?

In all den Dekaden, die er bereits im Dienste seiner Auftraggeber stand, hatte seine terranische Abstammung niemals eine Rolle gespielt. Weder im Kreise seiner durch und durch multikulturellen Agentenkollegen noch vor sich selbst hatte er der Sache Beachtung geschenkt. Doch wenn man ihn nun auf die Erde entsandte, um dort dieses verfluchte Volk vor sich selbst zu retten – und wenn diese Mission, aus welchen Gründen auch immer, andauern sollte –, würde dies nicht bedeuten, dass er auf einmal die Verantwortung trug für Jene, die er eigentlich so verachtete? Würde es nicht bedeuten, dass er wieder zu dem Menschen wurde, den er in sich stets belächelt, um nicht zu sagen verachtet und von seinem Selbstbild ferngehalten hatte?

Egal, was geschieht… Du wirst nicht vor Dir in Ungnade fallen., schwor er sich. *Du magst ausse-*

hen wie sie. Aber Du bist *keiner von ihnen. Das warst Du nie, und Du wirst es nie sein. Deine und ihre Wege haben sich bereits vor Jahrtausenden getrennt*[1]*. Du wirst nicht zulassen, dass diese Empfindungen weiter Besitz von Dir ergreifen. Du wirst funktionieren und erfüllen, was man von Dir verlangt. Und dann wirst Du wieder hierher zurückkehren, bereit, eine neue Mission anzugehen. So wie immer.*

Das klang allzu einfach, zu sehr nach Routine, und doch war er sich nicht sicher, ob es so einfach *werden* würde. Zum ersten Mal hatte Gary Seven, der unerschütterliche Agent 194, zu jeder Zeit stolz darauf, mit beiden Füßen auf dem Boden zu stehen, eine Art von unheilvoller Eingebung. Dieses kleine, unscheinbare Licht dort draußen – die Erde – zog ihn wie ein urgewaltiger Magnet an, wie das urtümliche schwarze Loch im Herzen der Milchstraße.

Und was immer geschehen würde, sobald sie ihn auf ihre Oberfläche gebracht hatte… Irgendwie keimte das Gefühl in ihm, dass es ihn verändern würde. Er würde nicht die Person bleiben können, die er bislang war.

---

[1] Die menschliche Siedlung, hier, im Aegis-Reich, weit ab von der Erde, umfasste lediglich vier Dutzend Personen.

Schicksal…

„Du siehst besorgt aus, mein Freund.“

Seven schaute auf. Der Schatten von Agent 133 senkte sich auf ihn herab. Der Mann, der ihm wohl vertraut war, lächelte brüderlich und setzte sich neben ihn auf die Bank.

„Es ist nichts.“, versuchte er den Eindruck, den er zurzeit abgeben musste, zu zerstreuen.

Doch der Andere kannte ihn zu gut. „Geht es um den Auftrag, den Dir die Hohe Kammer übertragen hat?“

Genau genommen war die Formulierung nicht korrekt, doch Seven wusste wie jeder andere, der an Bord der gewaltigen Raumbasis arbeitete, genau, was gemeint war. Die Aufträge kamen von den Aegis; die Kammer leitete sie nur an den oder die aus ihrer Sicht am besten geeigneten Agenten weiter. Sie war die Instanz, die Verantwortung und Bürde gewissenhaft und mit äußerst kühlem Verstand distribuierte. Doch ihr oblag nicht die Entscheidung darüber, welche Welten und Völker es wert waren, gerettet zu werden.

„Es ist nichts.“, wiederholte Seven und fragte sich, wie sein Gesprächspartner von den Neuigkeiten erfahren hatte. Diesmal war seine Fassade poröser, was am Vertrauen lag, das er in den An-

deren setzte. Er kannte ihn sehr gut. Bis vor wenigen Jahren waren sie gemeinsam auf Missionen gegangen, und sie hatten ihre komplette Agentenausbildung im Team verbracht. „Ich hatte nur gehofft, dass…“ Er ächzte verhalten.

„Du hattest gehofft, dass Dir die Erde erspart bleibt. Ist es nicht so?“ Agent 133 schien seine Gedanken lesen zu können, während er ihn musterte. „Das ist ein Luxus, den wir uns nicht aussuchen können. Wir können nur das Beste daraus machen, was uns angetragen wird.“

„Ja, natürlich.“, sagte Seven. „Und das werde ich.“

Agent 133 lächelte mit einem Nicken. „Daran habe ich nicht den geringsten Zweifel.“ Einen Augenblick starrten sie gemeinsam ins Panorama der ewigen Nacht, ehe Sevens Sitznachbar wieder zum Sprechen ansetzte: „Als ich vor zwei Jahren auf meine Heimatwelt zurückkehrte, da war es auch nicht einfach für mich. Zu sehen, wie sehr ich mich entfremdet hatte… Oder war es vielmehr mein Volk, das sich von mir entfremdet hatte? Das waren alles wenig erfreuliche Emotionen, die da in einem widerstritten. Selbst mit der besten Agentenausbildung kannst Du Dich nicht davon abschirmen. Und das sollst Du womöglich auch

gar nicht. Denn es ist persönlich. Wir mögen zwar zur Hochleistung getrimmte Agenten sein, aber am langen Ende sind wir doch nur empfindungsfähige Lebewesen und keine Maschinen. Und das ist gut so, denke ich."

Seven hatte dem Anderen genau zugehört. Seine Worte hatten stets großes Gewicht bei ihm gehabt. Und er fand, da sagte sein Kollege etwas. Es *war* persönlich. Zum ersten Mal in seiner Lebzeit und Karriere als Agent war es das. Die *Erde* war persönlich.

Im nächsten Moment ruhte eine Hand auf seiner Schulter. „Hör zu, Du wirst es schaffen. Und am Ende des Tages wirst Du um eine wesentliche Erfahrung reicher sein. Du wirst Dich…vollständiger fühlen. Und besser als jetzt. Ganz gewiss."

Seven fühlte sich ein wenig besser. „Und das ist ein Versprechen?", fragte er halbernst.

Agent 133 zog einen Mundwinkel hoch. „Sagen wir, es ist ein Wunschdenken. Selbst für unsereins kann es nicht schaden, ab und an ein wenig Hoffnung und Glauben im Gepäck zu haben." Unerwartet erhob sich der Mann. „So, ich muss leider gehen."

„Du brichst *auch* auf?"

„Ja.“

„Wohin schickt man Dich?“ Auch Seven stand nun auf.

„Narega IX.“, erwiderte Agent 133.

„Die Welt in Sektor drei-neun-sieben? Die, die kurz vor dem Bürgerkrieg steht?“

„Genau die. Es sieht so aus, als könnte ich eine Weile beschäftigt sein.“

„Pass gut auf Dich auf.“

„Du auf Dich. Und grüß mir Isis.“ Der Mann wollte gehen, blieb dann aber unerwartet noch einmal stehen. „Da ist noch eine Sache. Sollte irgendwann der Zeitpunkt kommen, an dem ich etwas für Dich tun kann, etwas Persönliches… Wenn Du jemanden brauchen solltest, mit dem Du über alles reden kannst, dem Du vertraust… Ich werde da sein.“

Er drehte sich um, und unter dem Stakkato seiner schnellen Schritte, die im langen Gang verhallten, entfernte er sich von Seven. Der spürte plötzlich eine weitere rätselhafte emotionale Welle über sich hinwegschwappen. Diesmal schien es Melancholie zu sein. Aufrichtiges Bedauern.

Freundschaften waren weder gewünscht noch ein soziales Konzept bei den Aegis, die ihre Agen-

ten streng nach ihrem Vorbild erzogen. Aber als Gary Seven der im Licht des Korridors verblassenden Gestalt hinterher sah, wusste er, dass er hier einen besonderen Freund gefunden hatte. Selbst an einem Ort und in einer Welt, die dies niemals vorgesehen hatte.

„Alles Gute. Für uns beide.“, raunte er.

Was er hingegen nicht wusste: Sie würden einander niemals wiedersehen. Und nun erwartete ihn die Erde.

- Teil I: *Frühjahr 2021*-

.: Kapitel 1

Hiermit kündige ich.

Ich kündige den Vertrag, ich kündige fristlos, ich kündige wegen Irreführung, bösartiger Irreführung, wegen Betrugs, wegen Unterschlagung. Unterschlagung meines Lebens, wegen Häme und Willkür, vor allem aber, weil Du mir das Liebste, das ich hatte, genommen hast, um Dich umso leichter an einem weiteren Opfer Deiner Gier zu erfreuen. Und so wie Du mir meine Tochter genommen hast, hast Du auch Abertausende Töchter und Söhne anderer Eltern auf dem Gewissen, indem Du zuließest, dass diese vermaledeite Ranke den Weg auf die Erde fand.

Das ist jedoch nur das letzte Kapitel in einer langen, unendlich langen Geschichte. Barbarei, Weltkriege, eugenische Vernichtungsfeldzüge, so viel Leid, so viel Auslöschung von Leben, so viel erbarmungslose Ungerechtigkeit.

Ich klage Dich also an. Ich klage Dich des Totschlags, des Massenmordes an, ganz persönlich

und im Namen der Menschheit, Deiner Kinder. Mein Leid ist Deine Freude. Du erwartest Demut und Hingabe, um Dich umso selbstherrlicher an uns zu bedienen. So unglaublich viel Blut klebt an Deinen Händen. Und es klebt an Deinem Mund, gewaltsam und gefräßig, wie das schlimmste Tier sich nicht zeigt. Du befällst die Menschen mit unsäglichen Plagen, und Du hast ein ums andere Mal zugelassen, dass sie sich untereinander zerfleischen: der Mann die Frau, die Frau das Kind, der Sohn den Bruder, der Bruder den Vater. Nationen prügeln auf Dein Geheiß aufeinander ein und richten ein Blutbad an. Du hetzt den einen gegen den anderen auf, bis Deine Völker heiß sind vor Wut, vor Verzweiflung, vor Angst und Blindheit und sich gegenseitig niedermetzeln in einen Abgrund von zerfetzten Leibern. Ihr Blut düngt Deine Erde, an der ich mit einem Mal nichts Heiliges mehr erkennen kann.

Wie wird all das enden, dieser Kataklysmus, vor dessen Abschluss wir zu stehen scheinen? Wenn die Ranke nichts mehr zum Atmen und Essen übrig lässt und wenn die letzte Tünche der Zivilisation, die kläglichen Reste unseres ach so großes menschlichen Fortschritts unwiderruflich hinweggespült sein werden. Es werden Abermillionen krepieren,

Milliarden, Menschen aller Farben, alles Getier, Riesenstädte mit ihren Wolkenkratzern werden zusammenfallen wie Kartenhäuser, alles wird in den Staub sinken.

Dann, eines Tages, wird die Erde wieder das sein, was sie am Anfang einmal war: Sie wird wüst und leer sein. Wir werden verschwunden sein, wir Menschen, aber vergiss nicht: Du stirbst mit uns. Wir sind das Opfer, die Menschheit, doch auch Du bist geschaffen, von uns, wie Du uns geschaffen hast. Du reißt Deine Brut wie ein Diktator, ein Despot mit Dir in den Abgrund. Der lang ersehnte Friede kann dann endlich Einzug halten, für alle Tage und alle Ewigkeiten.

Sprach nicht Moses: Herr, sende mich nirgends hin, Du wolltest denn nicht selber mitkommen. So soll es am Ende geschehen. Halleluja.

Ich sage mich von Dir los, Du Monster.

- Auszug aus dem Tagebuch eines unbekannten Autors, Kapitel überschrieben mit ‚Abrechnung‘, 13. April 2021

.: Kapitel 2

Petra Wright schlief. Instinktiv begab sie sich dabei an den stillen Ort in ihrem Innern, unter der Realität, der sie so gern entfliehen wollte. Doch auch hier fand sie keinen Trost.

Es fühlte sich alles an wie aus dem Gleichgewicht geraten. Als würde sie nicht richtig hineinpassen. Ein Tagtraum von Verfall, angefüllt mit Schatten.

Sie stand irgendwo vor einem Haus. Ein Farmhaus war es, wie sie es nie besessen hatte. Ein Haus für eine Familie; wo Kinder auf der Veranda und im angrenzenden Garten tobten. Ein Haus wie aus einem Film.

Eigentlich. Aber der Film war lange abgedreht – denn dieses *Haus war verlassen. Es war in schlechtem Zustand, vor langer Zeit aufgegeben. Die Fenster waren zerbrochen. Die Wände bröckelten, von Rissen durchzogen und überwuchert von einer Art Flechte.*

Wie ein Stillleben lag dieses erstorbene Gebäude vor ihr.

Wright bewegte sich durch das Rad aus Bildern in ihrem Kopf, um zu beweisen, dass hier noch Leben war. Dass sie selbst noch am Leben war.

Sie drehte sich im Kreis, schloss und öffnete die Augen. Die Schatten, die sie umgaben, wuchsen mit jedem Blinzeln. Sonnenblumenartige Gewächse sprossen in die Höhe, ausgebleicht, als wäre ihnen sämtliche Farbe entzogen. Ihr wurde schwindelig.

Sporen wirbelten in der Luft wie winzige Steppenläufer. Sie versuchte, eine zu fangen, aber ihre Finger griffen ins Leere.

Wright wirbelte herum, als sie hinter sich abrupt eine Bewegung wahrnahm. Etwas Lebendes, hart und glänzend. Ein Traum. Ein Albtraum.

Wie eines dieser Dinger aus den Comics, die Martin gelesen hatte. Die Art Kreatur, die vielleicht entstand, wenn man ein Lebewesen zerlegte und es falsch wieder zusammensetzte. Die Arme zu lang. Der Kopf wie eine dunkle Blume.

Bist Du ein Menschenkind?

Die Stimme, die sie hörte, ließ sich nicht verorten, aber sie bewirkte, dass Wright das Blut in den Adern gefror. Es war die Stimme ihres Sohnes.

Die schwarz-weißen Sonnenblumen begannen, vor und zurück zu wanken, die Kreatur verschmolz mit ihnen. Tentakel streckten sich und sprossen, so

hoch, als wollten sie den Himmel auffressen. Das Licht aus der düsteren Welt schwand endgültig. Namenlose Angst ergriff sie. Sie musste hier weg.

Doch wohin sollte sie fliehen? Sie wusste, dass die Schatten sie jagen würden, unerbittlich, bis zum Schluss. Denn sie war verflucht.

Verflucht, als Mensch am Leben zu sein…

.:: Kapitel 3

17. April 2021
Tsankima, Grönland

Die Eiswüste erstreckte sich so weit in die Ferne, dass sie in den Himmel überzugehen schien. Nichts als Weiß: endlos, ewig, schrecklich.

Weiß und mörderisch kalt.

Im Führerhaus der Schneeraupe waberte Sevens Atem wie dichter, weißer Rauch. Eiskristalle bildeten sich auf seinen mehrere Tage alten Bartstoppeln und überzogen auch Mundwinkel und Augenränder. Er spürte kaum seine Finger in den schweren Handschuhen, die klobig auf dem Lenkrad lagen.

Isis auf dem Beifahrersitz miaute erbärmlich.

„Du sagst es.“, bekräftigte er. „Rura Penthe ist nichts dagegen.“

Das Fahrzeug kroch wie ein Insekt weiter über das raue, gefrorene Land und hinterließ parallele Spuren als Beweis für seine strapaziöse Fahrt durch die die Immerwinterlandschaft Grönlands.

Dann kam die Einrichtung endlich in Sicht, ein urgewaltiger Schatten, der sich aus dem Frostdunst schälte.

Sie stand für alle Dämonen, die die Menschheit an sich gezogen hatte und seitdem nicht mehr loswurde.

Tsankima, das größte Hybriddeuteriumkraftwerk, das heute auf der Erde existierte. Es versorgte weite Teile Westeuropas und der US-amerikanischen Ostküste mit Strom. In seinem Innern barg es einen experimentellen Fusionsreaktor, angetrieben mit hochgefährlichem Plutonium.

Die Menschheit hatte aus der Fukushima-Katastrophe vor zehn Jahren nur wenig gelernt. Sie hatte das baldige Ende des Atomzeitalters ausgerufen, nur um es sofort zu widerrufen.

Mit dem erstmaligen Durchbruch in der Wissenschaft im Jahr 2016 war aus der Verbindung von Deuterium- und Nukleartechnologie ein Kraftwerkskonzept entstanden, das um ein Hun-

dertfaches leistungsfähiger war als alles andere jemals Dagewesene.

Leider galt das auch für seine Gefährlichkeit.

Aus diesem Grund stand Tsankima auch in einer Gegend, in der fast niemand heimisch war. Man hatte das gewaltige Ungetüm der Energieerzeugung hierhin gesetzt, damit im Fall einer Katastrophe nur Grönland verseucht wurde.

Ein gewaltiger Kokon aus Stahl und Beton – selbst von den Dimensionen mehrerer Fußballstadien – überwölbte den eigentlichen Brüter. Die Anlage besaß die Ausmaße einer Kleinstadt und war bis an die Zähne von GU-Truppen geschützt. Als normaler Mensch war es nicht möglich, hier einzudringen.

Gut nur, dass Seven auf alle Eventualitäten vorbereitet war. Beta-5 hatte ihm falsche Ausweise angefertigt, und seine Erscheinung war die eines technischen Inspektors, der mit einer hohen Autorisationsstufe versehen war. Für den Fall eines Retinascans trug er Kontaktlinsen.

Während beim Näherkommen das Kraftwerk mit seinen Kuppeln, Türmen und Aufbauten zu immer gewaltigeren Höhen schwoll, hielt Seven auf den militärisch gesicherten Zugangsbereich

zu, wo mehrere Führerhäuser und Schranken erkennbar waren.

Entgegen seiner Erwartung war jedoch niemand dort. Kein einziger Soldat empfing ihn. Eine der Schranken stand offen.

„Na so was. Alles wie ausgestorben. Ich wusste gleich, dass da etwas faul ist, Isis.“, murmelte Seven.

Sein Gefühl ließ ihn nur selten im Stich.

Er machte Halt.

„*Miauuu-wrhhh-miauuu…*“

„Was soll’s, Isis. Machen wir uns auf.“

Zusammen verließen sie die Schneeraupe. Seven schlug den Kragen seines Parkas hoch und wappnete sich für das Unbekannte.

Ein eigenartiges Empfinden teilte ihm mit, es würde vielleicht die Mission seines Lebens werden.

.:Kapitel 4

17. April 2021
Tsankima, Grönland

Das ist saukalt hier draußen!

Gary Seven trat ein und schloss prompt die Luke hinter sich. Das Heulen des arktischen Windes erstarb abrupt.

Sogleich machte er sich daran, seine Stiefel auf dem Metallboden abzuklopfen und vom Schnee zu befreien. Zuletzt schlug seine Hand gegen die Kapuze des Parkas.

Eiskristalle, die sich dort in Minutenschnelle gebildet hatten, fielen mit leisem Klirren zu Boden. Sogleich schob er den fellbesetzten Überzug nach hinten und nahm seine Umgebung in Augenschein.

Es hatte eine Weile in Anspruch genommen, den richtigen Eingang zu finden. Erschwerend kam hinzu, dass sein Scanner aufgrund von bislang ungeklärten Interferenzen keine zuverlässigen Daten lieferte. Folglich hatte das in seine Armbanduhr integrierte Gerät weder eine dynamische Karte der Umgebung erstellen können noch vermochte es Aussagen über vermeintliche Lebenszeichenindikatoren zu machen.

Er war blind. Bislang hatte es Seven sein Stolz verboten, überstürzt Kontakt mit Beta-5 aufzunehmen. Erst einmal musste er sich ein Bild von der allgemeinen Lage machen, und das würde er.

Tja, was sagt man dazu?

Der Raum, in den er eingetreten war, mutete nur wenig beeindruckend an, zugleich aber auch äußert beunruhigend. Es handelte sich um den völlig verwaisten Check-in auf der Südseite des Kraftwerks. Passiersperren, Schlitze für Codekarten, Retinascanapparaturen. Alles unmittelbar im Observationsbereich einer transparenten Scheibe aus Panzerglas, hinter der ein nahezu vollständig im Dunkeln liegendes Sicherheitsbüro verlief.

Nirgends gab es eine Spur vom Wachpersonal oder sonst irgendjemandem. Es war alles wie ausgestorben, so wie bereits am Führerhaus mit

der Schranke. Tsankima schien zur Geisterstadt mutiert zu sein, und das war sicherlich alles, nur nicht normal.

Isis zu seinen Füßen gab argwöhnische Laute von sich. Er verstand sie auf Anhieb.

„Du sagst es, mein Schätzchen.“, erwiderte Seven. „Ich hasse es auch, wenn man mich auf die Folter spannt. Ab jetzt höchste Aufmerksamkeit, ja?“

Er stellte sicher, dass der Servo – sein praktisches Multifunktionsutensil – jederzeit griffbereit war; dann stützte er sich am eisernen Drehkreuz ab und schwang in einem geschmeidigen Satz über die Absperrung. Seine vierbeinige Begleiterin tat es ihm mit dem Anmut einer wahren Katze gleich.

Hinter einer Korridorbiegung ging es recht steil treppauf. Der Treppenaufgang wurde von den Trittleuchten, die in die Stufen eingelassen waren, nur notdürftig erhellt.

Schließlich erreichten sie die erste Ebene, und im dämmrigen Zwielicht der hiesigen Wandlampen ließen sich die Ausmaße der gigantischen, weitläufigen Flure gerade einmal erahnen. Wie eine endlose, verzweigte Grotte erstreckte sich

das Innenleben des größten Kraftwerks der Welt vor ihnen. Es war bedrückend.

Seven nahm Notiz von den allenthalben platzierten Kameras und Bewegungsmeldern. Doch ebenso stellte er um ein neuerliches Mal fest, dass sie abgeschaltet worden waren.

Nur ein weiterer Anlass, um sich misstrauisch zu geben.

„Hm.“, machte er. „Ich bezweifle, dass es hier sonst so finster ist. Oder dass die Überwachungstechnik nicht genutzt wird. Aus irgendeinem Grund scheinen viele der Sekundär- und Tertiärsysteme heruntergefahren worden zu sein. Ich denke, es kann nicht schaden, wenn wir mal im Hauptreaktorblock nach dem Rechten sehen.“

Seven erntete keinen Widerspruch von Isis, und so setzten sie nach kurzer Orientierungspause ihren Weg ins Herz der urgewaltigen Anlage fort.

Ihre Schritte wurden bedächtig, ihre Sinne noch schärfer als bislang. Jede dunkle Ecke im Innern des Gebäudes konnte eine Pforte zur Hölle, jeder Schatten eine potenzielle tödliche Bedrohung sein.

Die beiden Eindringlinge blieben trotzdem, kraft ihrer jahrzehntelangen beruflichen Erfahrung, ruhig, gelassen und konzentriert. Das mach-

te es leichter, den Überblick zu bewahren, wann immer sie an der nächsten Tafel mit Wegbeschreibungen anlangten und sich aufs Neue entscheiden mussten.

Durch ein verlassenes Treppenhaus erreichten sie in Kürze das zweite Stockwerk. Der Korridor war ein Spiegelbild des ersten, der direkt darunter lag, ein wenig schmaler vielleicht, aber genauso leer.

Bald schon betraten sie einen Trakt mit Büros, Arbeits- und Laborräumen. Einige der Türen waren angelehnt, andere fest verschlossen. Im Innern waren sie alle ähnlich; es gab keine Überraschungen. Seven befürchtete schon, wenn es so weiterging, würde ihm tatsächlich noch langweilig.

Dieser Fall allerdings trat nicht ein.

Zuvor tauchten Schäden auf. Je weiter sie kamen, desto unverkennbarer wurden die Spuren von Schusswechseln, Zeugen eines bewaffneten Kampfes.

Möbel waren umgestürzt und Papiere wild verstreut. Unersetzliche Speicherdisketten für spezielle Computer waren zertrampelt worden. Auch persönliche Habseligkeiten hatte man achtlos beiseite geworfen, zerbrochen und zerschmettert.

Bücher und Datenblöcke schwammen durchweicht in einer Pfütze, wo ein Schuss ein Rohr getroffen und hatte platzen lassen.

„Wenn ich es nicht besser wüsste, Isis, würde ich sagen, wir sind in Robertas Zimmer. Ich wusste doch gleich, dass hier etwas faul ist."

Das Chaos, welches zuerst nur sporadisch auszumachen gewesen war, steigerte sich weiter. In manchen der Räume, die Seven und Isis passierten, war nicht nur das Unterste zuoberst gekehrt worden, sondern es hatte auch gebrannt.

Schwarze Streifen zogen sich über Wände aus Metall und Kunststoff. In einigen Büros waren die dreifach verglasten Sicherheitsscheiben hinausgesprengt worden. Durch die Löcher drangen eisige Luft und Schneegestöber ein.

Da scheint wirklich ein Sturm aufzukommen., dachte Seven. In den Minuten, nach denen er das Gelände betreten hatte, waren Wind und Wetter zunehmend unangenehmer geworden.

Er trat in ein Zimmer und bestaunte kurz darauf einen halb aufgegessenen Krapfen, der auf einem Programmiertisch lag. Daneben war der Inhalt einer Kaffeetasse ausgelaufen. Der dunkle Kaffeesatz lag verstreut auf dem Boden.

Kämpfe… Schüsse…, überlegte Seven flüchtig. Das war ein klarer Fall für den Alarm.

Nur: Warum war er nicht aktiviert? Warum war alles, was ihm hier begegnete, Stille und Schweigen? Wo waren nur die zahllosen Infanteristen, die eigentlich dieses Kraftwerk in eine Festung verwandeln sollten? Das alles ergab wenig Sinn, aber es kündete von ziemlich großen Schwierigkeiten.

Das Agentenduo durchsuchte das restliche Stockwerk schnell und systematisch. Hier befanden sich einige Quartiere des dauerhaft stationierten Personals.

Viel gab es hier nicht zu sehen. Die Zimmer waren schmucklos und bescheiden. Nur einmal blickte Seven lang genug auf, um von einem besonderen Fleck an einer Wand Notiz zu nehmen. Er brauchte weder seinen Armbandscanner noch den Servo, um festzustellen, dass es sich um getrocknetes Blut handelte.

Nur Minuten später erklommen sie ein weiteres Treppenhaus. Der jenseits liegende Trakt beherbergte die Kommunikationszentrale von Tsankima, eine auf zwei Ebenen radial verlaufende Einrichtung mit zahlreichen Arbeitsstationen.

Auch hier war das Bild der Verwüstung allgegenwärtig.

Seven überflog die Kontrollen und gelangte rasch zu der Feststellung, dass sie allesamt unbrauchbar gemacht worden waren. Energieverteiler waren implodiert, Kabel herausgerissen und Schaltpulte wie mit einem Vorschlaghammer demoliert worden.

Auf diese Weise wurde sichergestellt, dass keine noch so belanglose Botschaft aus Tsankima abgesetzt werden konnte. *Dieser Ort ist jetzt völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Ein gut organisierter Angriff hat hier stattgefunden. Ganz sicher hat er das.*

Die Katze miaute mehrmals, und Seven wusste sofort, was gemeint war.

„Ich gebe Dir Recht, Isis. Der Rest der Welt scheint noch nicht zu wissen, was sich hier ereignet hat. Wir sollten dafür sorgen, dass ein Notsignal abgesetzt wird. Beta-5 wird das erledigen."

Seven hielt den Zeitpunkt für richtig. Natürlich würde er nach Absetzen des Signals nicht vorzeitig das Feld räumen, sondern weiter ermitteln.

Bis GU-Verbände von außerhalb in Tsankima einrückten, würde er schon längst in Erfahrung gebracht haben, was hier vor sich ging.

Seven förderte den Servo zutage und hob ihn an den Mund. „Computer, kannst Du mich empfangen? Hör zu, wir brauchen Folgendes von Dir…“

Keine Rückmeldung von der Maschine. Es blieb still in der Leitung.

Eigenartig…

„Beta-5, bitte kommen. Bitte *kommen*, Beta-5. Hm.“

Mit zusammengekniffenen Augen schaute er die Katze an. „Wie es scheint, verhindert irgendeine Quelle im Innern des Gebäudes, dass unser Signal durchkommt. Vielleicht ein Abschirmfeld oder ein Störsender. Vielleicht dieselbe Quelle wie die, die meinen Scanner stört. Na gut, Isis, darum werden wir uns kümmern, sobald wir wissen, was hier gespielt wird…“

Zum jetzigen Zeitpunkt war die Kommunikationszentrale nutzlos.

Sie gingen weiter. Der Trakt führte sie in einen Flügel, der völlig ohne Strom war. Seven aktivierte den Illuminator des Servos und erhellte damit Szenen der Zerstörung, die schlimmer waren als alles, worauf sie bisher gestoßen waren.

In ihm entstand der deutliche Eindruck, dass sie den richtigen Weg eingeschlagen hatten.

Fast.

Ein wenig weiter war der Korridor blockiert. Jemand hatte eine improvisierte Barrikade aus zusammengeschweißten Rohren und Stahlblech, zusätzlichen Türblättern, Deckenverkleidungen und Kunststoffbodenbelag errichtet.

Ein Teil der hastig hochgezogenen Barriere… Etwas stimmte nicht damit. Es schien, als wäre das Metall von unglaublichen Kräften weggerissen und verbogen worden.

Gleich rechts von der Stelle, wo Isis stand, war die Barrikade wie eine alte Suppendose aufgerissen worden, von einer gewaltigen Kraft, wie es den Anschein hatte. Seven gab seiner Begleiterin ein Zeichen, und sie zwängten sich nacheinander durch die schmale Öffnung.

Nach einer Weile gelangten sie in den medizinischen Flügel, der größer war als gedacht. Der Lichtkegel des Servos streifte umgestürzte Tische und Schränke, zerbrochene Stühle und teure chirurgische Geräte.

Kleinere medizinische Instrumente lagen wie Stahlkonfetti über den Fußboden verstreut. Weitere Tische und Möbelstücke waren an der Innenseite der Barrikade, die den Flügel vom übrigen Komplex hatte abschneiden sollen, aufgestapelt, verkeilt und angeschweißt worden.

Der Geruch von Zerstörung war noch frisch. Vor kurzem hatte hier eine verzweifelte Schlacht ihren Lauf genommen.

Kristalle glitzern um acht Uhr auf den Schornsteinen von Tsankima.

Seven ließ die dekodierte Nachricht Revue passieren. Als er sie entschlüsselte, glaubte er, noch rechtzeitig einzutreffen, um was immer hier geplant worden zu sein schien, mitzuerleben. Doch nun strafte ihn der Anblick seiner Umgebung Lügen.

Acht Uhr. Vielleicht hatte um acht Uhr ja bereits alles abgeschlossen sein sollen. Dieser Angriff, dieser Überfall oder was immer es war. Gut möglich, dass er zu spät kam.

Du hättest diese Nachricht einfach früher entschlüsseln müssen. Vorwürfe begannen in Seven zu keimen, doch es gelang ihm, sie wieder abzuschütteln, wenigstens vorerst. Er war doch ein Profi…

Er hielt den Atem an. War da etwas gewesen? Doch. Ein kratzendes Geräusch, ein leises Piepen. Langsam wandte Seven sich um.

Entwarnung. Eine weiße Ratte, die frei im Korridor herumlief, blinzelte ihn aus einer dunklen Ecke heraus an, fuhr herum und floh.

Isis war drauf und dran, ihr hinterherzusetzen.

„Nicht jetzt, Isis. Wir haben Wichtigeres zu tun."

Ein wenig erleichtert ging er weiter. Er öffnete die Türen aller Räume, an denen er vorbeiging und warf einen Blick hinein. Wieder sah er nichts als in großer Unruhe verlassene Behandlungszimmer, Büros und wissenschaftliche Labore.

Ziemlich viele *Labore für ein Kraftwerk.*

Seven konnte sich denken, dass Tsankima aber kein gewöhnliches Kraftwerk war. Als größtes Hybriddeuteriumkraftwerk diente es, hinter der Fassade aller offiziellen Dementis aus der Politik, mit Sicherheit auch der Erforschung und Perfektionierung dieser neuen Energieerzeugungsmethode. Welche geheimen Experimente hier stattgefunden haben mochten? Alleine da ließ sich wohl schon ein kleinerer oder größerer Skandal aufdecken, hätte man sich nur die Zeit genommen. Aber dafür waren sie nicht hier.

Das Ende der medizinischen Abteilung ging über in einen in kalten Farben gehaltenen Flur.

Das Notlicht flackerte. Kabelfetzen ragten hier und da aus der Wand, schwankten hin und her und projizierten Schatten auf die Wände.

Es galt, wachsam zu bleiben.

Ein paar vereinzelte Instrumente und Kontrolltafeln, denen sie nun begegneten, wurden noch mit Notstrom versorgt und glühten schwach. Sie zeigten den Status der Energieversorgung an…und bestätigten Sevens erste Vermutung.

Die Primärenergie, also der Reaktor, ist nach wie vor intakt. Wenn es einen Stromabfall bei der Energieproduktion gegeben hätte, wüsste schon die ganze nördliche Hemisphäre davon. Nein, wer immer hier zugange war, hat nur den Strom aus den unwichtigen Systemen genommen. Nur wieso? Wurde die Energie tatsächlich abgezweigt? Für was wird sie benötigt?

Die Antworten flogen ihm nicht zu.

Sie näherten sich einer Sicherheitsschleuse, einer klobigen, metallenen Tür, deren Sensor reagierte, als Seven unter ihm stand.

Die Gewölbetür fauchte zur Seite, und er trat in einen separierten Korridor, in dem die Wände aus Glas bestanden. Verzerrt spiegelte er sich ins Unendliche.

Irgendwie hatte er kein gutes Gefühl bei…

Die Tür schnappte plötzlich zu, und Lichter flammten auf. Isis kreischte erschrocken.

„Irgendein schlafender Schutzmechanismus muss ausgelöst worden sein.“ Er schnalzte unzu-

frieden. „Wir waren schon mal aufmerksamer, Du und ich."

Kaum hatte er den Satz beendet, sah Seven einen weißen Lichtstrahl, der am anderen Ende des Zwischengans aufgetaucht war, unmittelbar vor dem gegenüberliegenden Ausgang.

Ein Laser.

Er begann sich auf sie zuzubewegen.

„Dann eben auf die harte Tour. Bist Du bereit, Isis?"

Er wartete nicht auf die Antwort seiner kätzischen Begleiterin. „Ich auch nicht. Und *los*!"

Auf halbem Weg – wo nur noch Sekunden ihn von einer möglichen tödlichen Berührung trennten – begann der Strahl seine Höhe schlagartig zu verändern. Gleichzeitig tauchte wenige Meter hinter ihm ein Zweiter auf Knieniveau auf und nahm ebenfalls Fahrt auf.

Seven dachte nicht länger nach, sondern überließ sich seinen Instinkten.

Er duckte sich, zählte drei Herzschläge und federte dann von den Fußspitzen in die Höhe, sodass er auch die zweite Laserschranke übersprang. Isis neben ihm hatte nur mit dem niedrigeren Todesstrahl zu kämpfen gehabt.

Er gab seiner Partnerin ein diskretes Zeichen, und sie schnellten zum anderen Ende des Ausgangs vor. Dort allerdings stellten sie fest, dass die beiden Laser noch einmal zurückkamen.

Diesmal fächerten sie aus und ließen nur einen relativ kleinen Bereich oberhalb von Sevens Brust frei.

„Isis!“

Die Katze sprang in seine Arme. Daraufhin rannte er auf die Tür zu, bestieg sie mit beiden Füßen…und federte in einem Rückwärtssalto zurück, während der Laser an ihm vorbeiglitt.

Als er am Boden aufkam, erloschen die Lichter in den Wänden, und beide Ausgänge schnappten wieder auf, als hätte sich nie etwas ereignet.

Seven spürte, wie sich etwas in seinem Rücken verdreht hatte.

„Ich weiß, ich dürfte so was nicht sagen… Aber irgendwie habe ich den Eindruck, ich werde allmählich älter.“

Das klang absurd, und doch empfand er es so. Doch wenn er nicht genetisch altern konnte, dann musste es etwas mit seiner Einstellung zu tun haben. Mit seinen Gefühlen. Sie jagten ihn schon die ganze Zeit über. Was war los mit ihm?

Vor ihnen gab sich der Rest der Kraftwerkseinrichtungen preis. Markierungen an den Wänden wiesen eine höhere Sicherheitsstufe aus. Sie beschritten einen langen Bogen, bevor sich ein Schott vor ihnen teilte.

Als nächstes durchquerten sie einen großen, düsteren Frachtraum, in dem sich überall Container und Kisten stapelten.

Ordnung sah anders aus. Sevens unmittelbare Wahrnehmung begann sich zu verändern.

Die Atemluft wurde zunehmend schlechter, geradezu stickig. Je weiter er ging, desto mehr roch er eine Mischung aus Feuer und Tod. Der Gestank stammte von Dingen, die eigentlich nicht brennen sollten: Metall, synthetische Materialien, Fleisch.

Dann fand er den ersten Toten.

Fast wäre er vorbeigelaufen. Der Mann trug die Montur eines Ingenieurs für Hochgefahreneinrichtungen und lag in einer schmalen Lücke zwischen zwei großen Frachtbehältern. Der eingetrockneten, schwer nach Metall riechenden Lache um ihn herum nach zu urteilen, war er verblutet.

Das Einschussloch lag im Brustbereich.

Seven ging in die Hocke und sondierte den Leichnam mit seinem Scanner.

„Dieser Mann wurde aus nächster Nähe von einem Projektil durchbohrt.“, stellte er fest. „Aber das ergibt keinen Sinn, Isis. Laut Analyse starb er…“ Er schaute auf. „…durch eine GU-Waffe.“

Ihm gefiel nicht, wohin seine Gedanken gingen. Hatte hier eine Art Meuterei stattgefunden? Hatten sich die Soldaten an den Arbeitern und Wissenschaftlern vergangen?

Eine absurde Vorstellung. Wahrscheinlicher schien es schon, dass jemand GU-Gewehre in seinen Besitz gebracht und anschließend mit ihnen gemordet hatte.

Seven, durstig auf weitere Antworten, die Licht ins Dunkel bringen mochten, erhob sich wieder und ging weiter.

Kaum ein paar Schritte waren nötig. Denn kurz darauf begegneten ihm weitere Tote.

Zuerst nur einige Wenige, dann Dutzende, schließlich Hunderte. Ein Meer aus Leichen, teilweise zu unsäglichen Haufen getürmt und zu flehentlichen oder grotesken Posen erstarrt, die einem das Blut in den Adern gefrieren ließen.

Techniker, Forscher, Soldaten. Alle waren sie hier, weitere in angrenzenden Frachträumen.

Der Lage der Toten nach zu urteilen, konnte kaum ein Zweifel bestehen: Die GIs hatten die

Zivilisten hier zusammengetrieben und sie erschossen.

Anschließend hatten sie sich selbst gerichtet.

- O -

Der Erste stand reglos wie eine düstere Statue im Zentrum der gewaltigen Kammer und verfolgte, wie seine Jünger die Ladung an der vorgesehenen Stelle anbrachten, letzte Schritte einleiteten.

Er fühlte sich großartig. Während er zufrieden beiwohnte, wie alles nach seinem Plan verlief, spürte er deutlich, wie seine Macht immer weiter wuchs.

Und doch würde er wachsam bleiben. Sein Schicksal stand fest, aber Schicksal, hatte ihm das Mädchen in seinem Traum gesagt, war nicht immer das, wofür man es auf den ersten Blick hielt.

Daran würde er denken, wenn er die Welt nach seinem Antlitz formte und einem neuen Morgen entgegenschritt.

Der Tag der Erleuchtung war nicht mehr weit. Bald schon würde die Technologie des Friedens sich über die Menschheit ergießen wie ein warmer Sommerregen.

Und sie würde alles, einfach alles, für immer verändern.

.:: Kapitel 5

1. Januar 2000
New York, USA

Feuerwerk gleißte hoch über dem dunklen Wasser, das die Lichter der Stadt widerspiegelte.

Farben schimmerten am Nachthimmel über der Bucht von New York. Tausende Menschen standen vereint auf Straßen und Wolkenkratzern und jubelten über die farbenprächtigen, blütenartig gedeihenden Explosionen am Himmel.

Und Seven und Roberta standen mittendrin.

Wer hätte das geglaubt? Ganz im Gegensatz zu ihrem sonstigen Verhalten hatten sie beide beschlossen, anlässlich des anbrechenden neuen Jahrtausends eine kleine Ausnahme zu machen und ihr Appartment (das Isis hüten würde) für ein paar Stunden zu verlassen.

Seven konnte nicht behaupten, dass er diese Entscheidung bereute. Da sich ihm und seiner Partnerin nur wenig Abwechslung in ihrem ansonsten rastlosen Arbeitsalltag bot, genoss er einstweilen das Gefühl, einfach in der anonymen, gut gelaunten Masse unterzugehen und sein üblicherweise so unaufhaltsam ratterndes Hirn auf die grundlegenden Funktionen drosseln zu dürfen. Funktionen, von denen er zeitweilig vergessen hatte, dass es sie überhaupt gab.

Wobei er schon mit einiger Genugtuung feststellte, dass all das apokalyptische Millenniumsgeschafel, das in den Medien verbreitet worden war, sich nun – wieder einmal – als an den Haaren herbeigezogener Unsinn entpuppte. Es war immer wieder erstaunlich, über welche Dinge die Menschen sich in ihrer ohnehin so begrenzten Lebenszeit den Kopf zerbrachen und die Mäuler zerrissen. Aber das trübte seine Laune in dieser Nacht nicht im Geringsten.

Roberta schien es ähnlich gut zu gehen, vielleicht sogar noch etwas besser. Sie hatte sich ein herrliches, eng anliegendes Kleid angezogen, das sie wie die Inkarnation einer Frühlingsblüte erscheinen ließ, und lachte wie selten.

All die positiven Energien, über die sie – wie Seven genau wusste – verfügte, die sie aber vor lauter Pflicht zurückzudrängen gelernt hatte, schienen im wahrsten Wortsinn an die frische Luft gelassen worden zu sein. Roberta schien sich wieder in jenes sorglose, lebensbejahende Mädchen zu verwandeln, das er vor nunmehr zweiunddreißig Jahren kennengelernt hatte. In dieser Stadt war es geschehen, in New York.

Ein wenig schmerzte diese Erkenntnis, doch Seven ließ sie nicht zu dicht an sich heran. Er war sich im Klaren darüber, dass Roberta – trotz aller Opfer, die sie im Namen ihrer gemeinsamen Mission gebracht hatte – im Grunde zu den Leuten gehörte, die da ausgelassen tanzten und feierten. Obwohl sie niemals offen darüber sprach, wusste er, wie sehr sie sich danach sehnte, alle Mauern einzureißen, die in Jahrzehnten zwischen ihr und ihrem Volk errichtet worden waren.

Es würde eine Sehnsucht *bleiben*, doch die heutige Nacht versprach Linderung, weil die Vorstellung so zum Greifen nahe erschien, sie wären einfach zwei ganz normale Menschen, die Neujahr durch die Stadt zogen und nach Unterhaltung suchten.

Eine Frau und ein Mann, mehr nicht.

Diese namenlose Freude in Robertas Augen zu erblicken, machte ihn – er konnte sich nicht helfen – einfach überglücklich. Seven konnte nicht sagen, wieso. Aber er wusste, dass eine Verbindung zwischen ihnen beiden existierte. Eine Verbindung, die über so vieles hinausging, was sein tägliches Leben beschrieb.

In diesen Sekunden konnte er es deutlich spüren. Dieses Band war tiefer als alles andere, was er jemals kennengelernt hatte. Und in Anbetracht dieser Emotion, die da in ihm aufkeimte, schien selbst das, wofür er unermüdlich stritt – die Rettung der Erde –, nahezu bedeutungslos.

Am Ende, da war er sich sicher, würde alles zu Staub zerfallen. Doch das, was ihn mit seiner Freundin verband, würde bleiben. Es war ewig.

„Hey, Du Philosoph. Woran denkst Du schon wieder, hm?“

Er hatte nicht gemerkt, dass Roberta ihn beobachtete. Die meiste Zeit über hatte sie den Kopf zum nächtlichen Himmel gereckt und im Lichte des Feuerwerks gelacht.

Sie achtet auf Dich. Und Du auf sie.

Um nichts in der Welt würde er jetzt wieder den Griesgrämer spielen und diese sorglosen Momente mit neuen Gedanken an Kalkulationen und

Missionen oder mit den üblichen skeptischen Kommentaren in Bezug auf die Spezies Mensch zerstören.

Er würde es für *sie* tun. *Nur* für sie. Der Rest der Welt konnte erst einmal warten.

„Es ist nichts.“, sagte er aufrichtig. „Ich bin…glücklich, hier mit Dir.“

Da entstand plötzlich ein Strahlen in ihrem zarten Gesicht, wie er es noch nie erlebt hatte, und kurz darauf kullerte eine Träne von Robertas linkem Augenwinkel. Umringt von zahllosen gut gelaunten Erdlingen, die mit so viel Unwissenheit gesegnet waren, standen sie einen Augenblick da und musterten einander, im Schweigen verbunden.

Eine seltsame Stille überkam Seven, denn es schien mit einem Mal nur noch sie beide zu geben. Was um sie herum war, rückte in weite Ferne. Lichter, Geräusche, Stimmen.

Der Augenblick verging. Roberta streckte ihre Hand aus. „Komm schon, wir geh’n bis ans Ufer. Von dort muss die Aussicht unglaublich sein.“

Seven nickte schweigend, nahm ihre Hand und ließ sich von ihr durch die heitere Menge führen.

Unglaublich. Ja, das musste es sein, dachte er. *Unglaublich, dass Du jemals zu solchen Gefühlen in der Lage geworden bist.*

Doch er vermochte es nicht zu leugnen: Hier, unter den Menschen – diesen so fehlerhaften, wankelmütigen Wesen – und bei Roberta hatte er seine Erfüllung gefunden. Diese kostbaren Stunden drückten all das und noch viel mehr aus.

Und niemand – nicht einmal das Laster, das er Tag um Tag trug – würde ihm diesen Frieden wieder nehmen.

.:: Kapitel 6

17. April 2021
Tsankima, Grönland

Im Laufe seiner Zeit als Agent hatte Seven vieles erlebt. Trotzdem dauerte es einen Moment, bis er seine Selbstbeherrschung zurückgewann.

Da hatten sie Personal und Wächter des Kraftwerks, insgesamt etwa zweihundertfünfzig oder dreihundert Frauen und Männer, davon vierzig bis fünfzig GIs. Sie waren alle hier gestorben, und wie es schien, unter grauenhaften Umständen.

Alles deutete auf ein Massaker hin, das von den Militärs verübt worden war. Und doch erschien allein die Vorstellung aberwitzig.

Welchen Grund sollte es für ein derartiges Vergehen geben?

Das kann unmöglich schon die ganze Wahrheit sein., sagte sich Seven. *Es muss noch mehr dahinter stecken. Entscheidende Teile des Puzzles fehlen.*

Vorsichtig beugte er sich und versuchte, einen toten Mann umzudrehen. Das Becken zerbrach fast in zwei Teile.

Seven wich zurück und verzog das Gesicht, als er beobachtete, wie das Blut des Mannes langsam über den Boden floss. Es hatte gerade erst zu gerinnen begonnen. Also war dieses Werk noch frisch.

Weiter, weiter., spornte er sich an.

Zusammen mit Isis stapfte Seven über die leblosen Körper und Gesichter hinweg. Zuletzt kehrte er ihnen den Rücken, als sich das Portal der Frachtsektion hinter ihnen schloss und sie in die technische Abteilung eindrangen.

Ins Zentrum der Basis, wo die Antworten liegen mussten, auf die er aus war.

Büros mit Wartungsinstrumenten, Ausrüstungsgerätschaften und dergleichen mehr. Kühlungsanlagen, größere und kleinere Generatoren, die aus anliegenden Kammern röhrten. Was er in dieser Abteilung des Kraftwerks fand, war eintönig und leistete nicht den größten Teil zur Aufklärung.

An einer Weggabelung wollte Seven sich den Kopf darüber zerbrechen, ob ihre Route noch stimmte. Da bemerkte er, dass Isis von einer auffälligen Unruhe übermannt wurde. Sie machte einen Buckel und einen buschigen Schwanz.

„Was ist denn, Isis?“

Die Sekunden des Vorsprungs, in denen sie ihm die Warnung über einen alarmierten Blick zukommen ließ, waren kostbar.

Aufgerissene grüne Augen.

Jetzt hörte er es selbst. Die Geräusche gleichmäßiger Schritte. Schattenwürfe am Ende des Quergangs.

Bewegungen.

Rasch trat Seven einen Schritt zurück, presste sich gegen die steinerne Wand. Dann wartete er.

Er wagte kaum zu atmen, als zuletzt vier große, mit schwarzen Helmen und Ganzkörperschutzanzügen bewehrte Gestalten an ihnen vorbeiliefen. Jede von ihnen trug einen Desintegrator, eine säbelartig gebogene tödliche Waffe, in der Rechten.

„Das war knapp.“

Der weitere Gang bis zur Hauptschleuse des primären Reaktors war frei. Doch etwa hundert Meter weiter wartete vor dem Schott ein Aufge-

bot von mindestens einem Dutzend der Maskierten.

Die Unbekannten waren schwer bewaffnet.

Seven ging hinter einem Kistenstapel in Deckung.

„Dort kommen wir nicht weiter. Es muss einen anderen Weg geben."

In diesem Moment erspähte er, wie es der Zufall wollte, den Eingang einer kleinen Wartungsröhre. Doch für einen Menschen war sie bei weitem zu klein.

Nicht jedoch für eine Katze.

Isis schien leise zu seufzen, als sie seinen verräterischen Blick erkannte. Die Frage, über die sie wenig erfreut war, leuchtete in ihren grellen Augen: *Was hast Du schon wieder mit mir vor, Gary Seven?*

Es hatte kaum mehr bedurft als des Drückens eines Knopfes. Daraufhin spuckte der Servo ein unscheinbares, kugelrundes Utensil aus, kaum größer als ein Minzbonbon, und Seven begab sich daran, es Isis an ihr Halsband zu heften.

Weniger als eine Minute später verfolgte er, wie mit dem schwarzen, samtigen Schweif der letzte Rest seiner Assistentin im Versorgungsschacht

verschwand…und ein Signal sendete, dessen Bild auf seinem Armbandscanner ankam.

Seven sah die Konturen der klaustrophobischen Enge des Tunnels, in dem vermutlich von Zeit zu Zeit Wartungsroboter verkehrten. Abgesehen von hier und da blinkenden Leuchten, die auf den Zugang zu bestimmten Systemen hindeuteten, herrschte Düsternis.

Isis bewegte sich mit geschmeidiger Vorsicht weiter voran.

Schließlich bog sie um eine Kurve, und eine Lichtquelle begann sich vor ihr abzuzeichnen.

Der Ausgang.

„Bleib erst mal stehen, Isis.“, flüsterte er in den Kommunikator. Sekunden später erstarb sämtliche Bewegung auf dem Display.

Seven kniff konzentriert die Augen zusammen, als der Verstärkungsscanner die Darstellung der Hauptreaktorkammer übertrug, einer gewaltigen, hypertechnisierten Halle.

Schluchten aus Elektronik und Kühlmittel, lange Wandreihen mit computerisierten Anzeigen versammelten und türmten sich um ein eiförmiges, maschinelles Etwas, das unablässig brummte und sich mindestens dreißig Meter in die Höhe erstreckte, bis fast zur hohen Decke.

Der primäre Generator. Jenes Menschenwerk, das im Auge der japanischen Atomkatastrophe nur ein weiterer Turmbau zu Babel war. Die Paarung von Deuterium- und Nukleartechnologie kam hier zu ihrem schonungslosen Recht.

Irgendetwas schien nicht mit der Anlage zu stimmen. Der Reaktor glühte grell. Er dröhnte und pulste circa alle dreißig Sekunden immer etwas intensiver. Einige transparente Bereiche der großen Kammer boten plasmatische Verwerfungen zur Schau, die sich fontänenartig zu einer Art seltsamen Helixstruktur ergänzten.

„Denkst Du, was ich denke, Isis? Jetzt wissen wir, von wo diese immense Strahlung kommt, die den Scanner gestört hat. Im Innern des Fusionsreaktors werden alle Normbelastungswerte gesprengt. Die Dichte des Energieflusses ist disharmonisch. Das Ding überlädt, und zwar mithilfe von viel zu viel überschüssiger Energie, die irgendwie rückgekoppelt wurde. Da muss sich jemand zu schaffen gemacht haben."

Er schluckte. „Einen Moment. *Deshalb* ist der Strom aus den anderen Systemen abgezogen worden. Es sieht so aus, als würden die Abschirmfelder das nicht mehr lange durchhalten. Der Kern wird in sich zusammenstürzen."

Komplizierte Laufstege, die sich auf mehreren Stockwerken um das einnehmende Stück Technologie rankten, deuteten auf eine Steuerung von ganz oben hin. Dort gab es eine Art Plateau.

Und wenn ihn nicht alles täuschte…

„Isis, kannst Du den Kopf leicht heben?“

Sie tat, wie ihr geheißen, und Seven betätigte den Zoomregler.

In der gesamten Halle herrschte nicht die geringste personelle Aktivität. Aber dort, auf der primären Wartungsebene, konnte er nun mehrere Gestalten ausfindig machen. Über ihnen hing ein unübersehbarer gläserner Behälter, in dem sich grüner Abglanz zeigte.

Kristalle glitzern um acht Uhr auf den Schornsteinen von Tsankima. Ja, natürlich.

Mit einem Mal wusste Seven, dass dies die Terroristen waren, die den Reaktor überladen und Tsankima in die Luft jagen wollten.

Das hier war ein biochemischer Anschlag, und wenn er gelang, würde die westliche Welt ins Chaos stürzen…

- O -

Die strahlende Säule weißer, pulsierender Energie tauchte die große Halle in ein zusehends unwirklich scheinendes Halo. Ein tiefes Summen und Rauschen hallte von den Wänden wider; die Luft selbst schien zu vibrieren.

Der Sturm ist im Anmarsch…

Bruder Estri stand auf der Empore und blickte ungeduldig auf den Timer an seinem Armgelenk.

Welch ein Jammer. Wenn alles hundertprozentig nach Plan gelaufen wäre, hätte der Countdown bereits heruntergezählt und das Werk vollbracht sein sollen. Doch es hatte einige unerwartete Behinderungen gegeben.

Die Zivilisten hatten Barrikaden errichtet und erbittert mit den mental unbeeinträchtigten GIs gegen die Invasion gekämpft. Natürlich hatten sie nicht die geringste Chance gehabt, aber diese Verzögerung hatte ausgereicht, um den Ersten nervös zu machen.

Das war etwas, das Estri, seit er dem großen Führer unterstellt worden war, stets abzuwenden versucht hatte. Niemand sollte dem Heilsbringer der Menschheit Steine in den Weg legen; niemand

sollte ihn verunstimmen. Alle, die das taten, würden bestraft werden.

Und genau so war es gekommen. Der Widerstand war mithilfe der Psi-Kräfte des Ersten gebrochen worden. Estri hatte sie noch nie in Aktion erlebt; da sie viel Konzentration und Kraft kosteten, machte der Erste nur selten von ihnen Gebrauch. Doch als er sich entschloss, diesen Einsatz zu begleiten, war dies offenbar der Erkenntnis gefolgt, dass die *Kinder des Lichts* diesmal auf seine telepathischen Potenziale angewiesen sein würden.

Die überweltlichen Potenziale eines Mannes, den nur Gott persönlich geschickt haben konnte, um den Menschenkindern den rechten Weg zu weisen. Der Geist des Ersten hatte ausgelangt und sich des Bewusstseins der meisten Militärs bemächtigt. Das Blutbad war unabwendbar gewesen, und so hatte es schließlich auch seinen Lauf genommen.

Für den höheren Zweck waren all diese armen, fehlgeleiteten Seelen gestorben. Es hatte sein müssen, doch ihr Opfer war nicht umsonst gewesen.

Diese Erkenntnis tat Estri wohl und half ihm, die Zweifel, die ihn bei derlei Operationen gele-

gentlich überfielen, zu zerstreuen. Alles, was der Erfüllung des Plans des Ersten half, war – so erschütternd die Folgen auch sein mochten – in Kauf zu nehmen.

Wer hat schon gesagt, dass es leicht sein würde, diesem Volk eine neue Richtung zu geben? Niemand. Das sind die Dinge, mit denen wir fertig werden müssen, auf unserem Pfad zur Vollkommenheit. So hatte es der Erste stets ausgedrückt, und er hatte Recht damit.

„In Ordnung.“, sagte Schwester Akira, die zusammen mit zwei Gehilfen hinter einer Konsolenwand hervorkam. „Die Modifikationen wurden abgeschlossen. Wir sind hier fertig, Bruder Estri.“

So ein junges Kind und schon so begabt., dachte er. „Gute Arbeit, Akira. Ich werde dem Ersten Bescheid geben.“

Estri zückte seinen Transmitter. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Wenn der Kern in wenigen Minuten endgültig überlastet wurde, würde alles im Umfeld von einhundert Kilometern in Stücke gerissen werden. Altes Leben würde weichen, und neues würde sich ausbreiten wie eine urgewaltige Flut.

Das Leben der Zukunft.

Das war der Lauf der Dinge.

- O -

Isis war geblieben, wo sie die Wartungsröhre verlassen hatte. Nun, im Zuge einiger Minuten, verfolgte Seven auf seinem Scanner, wie die maskierten Gestalten auf der Kontrollebene des Reaktors ihre Position aufgaben und sich anschickten, die Halle zu verlassen.

Was immer sie dort oben getan hatten, sie schienen fertig damit zu sein. Die Unbekannten trugen Ausrüstungskoffer und andere schwer einsehbare Gerätschaften mit sich. Seven wurde zuletzt Zeuge, wie sie die Halle verließen.

Sie machen sich aus dem Staub. Wenn dieses Ding explodiert, sollte man besser nicht in der Nähe sein.

Einen Moment fragte er sich, mit welchem Gefährt die Fremden hierher gelangt waren. Er hatte keinen unbekannten Skimmer in der Nähe entdeckt, nichts Ungewöhnliches. *Vielleicht haben sie im Vorfeld einen der Militärhubschrauber entwendet. So könnten sie unbemerkt angereist sein.*

Das ergab durchaus Sinn, allerdings führten ihn diese Gedanken jetzt nicht weiter. Er musste dort hinein, in die Reaktorkammer, und herausfinden, was das für ein Kanister war, den diese Terroristen dort platziert hatten und der unweigerlich

mitgerissen würde, wenn die Welle der Zerstörung sich erst einmal ausbreitete.

Er hörte ein Zischen und sogleich das Klacken von Absätzen schwerer Stiefel. Schritte, die näher kamen. Daraufhin beobachtete er, wie die Gruppe der Unbekannten an ihm, der er immer noch hinter dem Kistenstapel verschanzt war, vorbeiging, einschließlich derjenigen Gestalten, welche die Tür zur Reaktorkammer bewacht hatten.

Der Weg war nun frei.

Seven wartete noch ein wenig länger, ging dann sicher, dass die Luft rein war. Die Tür war, wie erwartet, verschlossen, doch mithilfe des Servos gelang es ihm zügig, den Verschlüsselungsalgorithmus zu knacken. Zuletzt gab der von den Eindringlingen umprogrammierte Computer den Zugang frei, und Seven begab sich an den Aufstieg.

Oben, in luftiger Höhe auf der Plattform angelangt, näherte er sich mit Bedacht dem Behältnis. Grün funkelnde Samen schienen darin zu lagern. Irgendetwas wand und schlängelte sich.

Ein Blick auf seinen Scanner verriet ihm mehr. „Rankenpartikel, Isis. Das sind definitiv Rankenpartikel.“, sagte er und hörte ein unbehagliches Miauen.

Seine Gefährtin vermutete offenbar, dass es sich bei den Terroristen um die *Kinder des Lichts* handelte. Eigentlich konnte jetzt kein Zweifel mehr daran bestehen. Doch dafür an einer anderen Sache. „Aber es heißt doch…bei einer konzentrierten nuklearen Explosion würde die Schwarze Magnolie vernichtet werden. War es nicht das, was letzten Sommer auf *Freedom-One* von diesem Cooper Banks verkündet wurde?“

Sollte sich etwas an dem Tatbestand geändert haben, dass eine atomare Detonation den inneren Aufbau der Ranke irreversibel schädigte? Wenn nein, warum hatten diese Leute dann den Kanister mit den Partikeln direkt am primären Generator angebracht?

Vielleicht ist es auch nur ein weiterer Irrtum dieses Wissenschaftlers. Mit seiner Schallwellenresonator-Theorie lag er ja bereits falsch.

Wie auch immer: Diese Mistkerle mussten sich etwas dabei gedacht haben, ihren Anschlag auf die Weise zu planen, die Seven nun eindrucksvoll besichtigen konnte. Er warf die Stirn in Falten. „Weißt Du was, Isis? Ich hab‘ ein verdammt mieses Gefühl bei der ganzen Sache.“

Eins nach dem anderen. Als erstes musste er unbedingt zusehen, dass er diesen Reaktor wieder auf Normalbelastung zurückfuhr.

Dummerweise durfte Seven nur Sekunden später feststellen, dass ihm eine Reihe von Computersperren das Leben ganz schön erschweren würde. Wie es schien, hatten die *Kinder des Lichts* an alles gedacht.

- O -

Die Einsatzgruppe flankierte den Ersten und begab sich im Gleichschritt ins Freie, zurück aufs Landedeck. Estri war einer der Letzten und ging in Gedanken durch, was der heutige Tag für ein Ergebnis bereithalten würde.

An der gesamten Ostküste werden die Lichter ausgehen. Die nördliche Hemisphäre versinkt im Chaos. Allein den Aufschrei und das Durcheinander zu sehen, wird den Ersten zufriedenstellen. Womöglich sogar noch stärker als unser Erfolg im Februar in Turkmenistan. Die Welt ist so verwundbar.

Aber genau genommen ging es bereits um weit mehr als nur darum, ein wenig Verwirrung zu stiften und sich an ihr zu erfreuen.

Aufgrund der gewaltigen Explosion würden Stoffe – darunter konzentrierte Fluor-Chlor-Kohlenwasserstoffe – freigesetzt, die dazu führen würden, dass sich das Ozonloch erheblich vergrößerte…und durch die einsickernde UV-Strahlung auch das Wachstum aller Ranken in diesem Einzugsgebiet.

Und wenn wir besonderes Glück haben, dann ist Doktor Sandyhas die Züchtung eines neuen Magnolienstamms geglückt, der tatsächlich immun ist gegen jegliche Art von radioaktiver Strahlung. Unser kleiner Test wird es unter Beweis stellen.

Deswegen hatte der Erste diese Operation persönlich geleitet. Es war der nächste Schritt im Wirken der *Kinder des Lichts*. Es war der eigentliche Aufbruch, das Auslangen einer auserwählten Gruppe, die ein Werk zu schaffen hatte, das für alle Zeiten in Erinnerung bleiben würde.

Ein Geschenk für die Menschheit.

Schließlich langten sie auf dem Landedeck an. Einer nach dem anderen sprangen die Mitglieder des Einsatzteams in den Helikopter, der von Schwester Akira und Bruder Theolomin soeben angeworfen wurde.

Nur der Erste war abrupt stehen geblieben und zögerte.

Estri konnte die Unruhe spüren, die von dem Mann unter der langen, dunklen Robe ausging, und verließ noch einmal den Passagierbereich des Rotorgefährts. „Was plagt Euch, Erster? Stimmt etwas nicht?“

Zuerst erhielt er keine Antwort. Zischender Atem drang unter der Kapuze hervor. „Ich muss noch einmal zurück.“

Unruhe erfasste Estri. Auf dem Timer an seinem Arm verblieben weniger als fünfzehn Minuten. „Erster, bitte sagt mir, was Euch besorgt.“

Er tat es nicht, wieso auch? Er weihte niemanden in Gedanken ein, die nur ihn etwas angingen. So blieb er selbst im Kreise seiner Vertrauten stets mysteriös und unnahbar.

Ein Geist in der Schwebe. Doch er war nun einmal der Auserwählte, und seine Wege waren unergründlich.

„Wartet hier auf mich.“, raunte er zuletzt.

„Erster, ich sage es nur ungern, doch die Zeit läuft uns davon. Wenn wir nicht in Kürze diesen Ort verlassen –…“

„Es wird nicht lange dauern.“

„Nehmt wenigstens eine Eskorte mit.“

„Wartet hier.“, krächzte der Erste, diesmal in schärferem Ton und wandte sich um.

„Wie Ihr wünscht."

Estri schaute ihm hinterher, während hinter ihm Diskussionen unter seinen Brüdern und Schwestern ausbrachen.

Er ist der Erste. Aber er macht es uns nicht immer leicht. Estri hoffte, dass die Kluft zwischen der Lichtgestalt des Planeten Erde und seinen Anhängern eines Tages verschwinden würde.

Doch ahnte er, bis dahin war es noch ein langer Weg.

- O -

In den letzten zwei Minuten hatte der Boden dramatisch zu vibrieren angefangen. Das sowie die Helligkeit und Hitze in der Kammer deuteten darauf hin, dass der strukturelle Kollaps des Energiekerns kurz bevorstand.

Verdampfende Kühlflüssigkeit aus den unteren Arealen des Generators verlieh der Luft stickige Feuchtigkeit.

Seven hatte mittlerweile die zentrale Steuerungseinheit ausfindig gemacht, doch die Modifikationen, die hier vorgenommen worden waren, verhinderten ein rasches Fortkommen. Deshalb

entschied Seven sich für eine Planänderung: Er würde direkt an die Hardware gehen.

Nach kurzer Suche fand er die entsprechende Verkleidungsplakette, löste sie, betrachtete die Schaltkreise darunter und konsultierte seinen Scanner.

Wo verdammt noch mal ist hier das System für die Notfallabschaltung des Kerns? Ah, das ist es ja…

Der Servo würde ihm helfen, direkt auf die Schaltelemente zuzugreifen. Wenn er Glück hatte, würde es nur ein paar Minuten in Anspruch nehmen, und diese Katastrophe war abgewendet.

Auch wenn er der Ostküste keinen Stromausfall würde ersparen können, denn nach einer Notfallabschaltung war normalerweise ein neuer Reaktorkern fällig. Gemessen an den Alternativen, war es das weitaus kleinere Übel.

Vielleicht kommt jemand ja auf die kluge Idee, dieses Kraftwerkskonzept bei dieser Gelegenheit einzustampfen.

Seven machte Fortschritte. Er bahnte sich einen Weg in die Automatisierungslogik der Notfallsysteme, die nach wie vor intakt schienen. Doch dann teilte ihm der Servo mit, er müsse zuerst – um eine gefährliche chemische Reaktion zu verhindern – die Kühlmittelpumpen verschließen.

Auch das noch… Kühlmittelpumpen, Kühlmittelpumpen. Wo zum Teufel seid ihr?

Als er den Kopf hob, entdeckte er einen langen Schatten vor sich. Am anderen Ende des Stegs stand jemand.

Wartete auf ihn.

Eine Person, die vollständig von einem langen, dunklen Gewand bedeckt war.

So begegnen wir uns endlich einmal Angesicht zu Angesicht.

Seven, der über alle Geschehnisse auf der Welt bestens informiert war, wusste sofort, wen er vor sich hatte. Doch gingen ihm Fragen durch den Kopf: *Bin ich unvorsichtig gewesen? Wieso ist er zurückgekommen?*

Er fand keine Erklärung. Sie spielte jetzt auch keine Rolle mehr.

Der Verhüllte hielt eine Art längliches, dünnes Zepter. Das speerartige Prunkstück, das auch als Waffe tauglich zu sein schien, kam Seven irgendwie vage bekannt vor. Drohte beinahe Erinnerungen in ihm wachzurufen…

Khan. Ja, natürlich. Das ist die Waffe, die Khan sich schmieden ließ. Er hatte gegen ihn gekämpft. Er hatte sie oft genug zu Gesicht bekommen.

Wer ist er? Hält er sich für Khans Nachfolger? Ist das seine Motivation, die Dinge zu tun, die er tut?

Vorsichtig erhob sich Seven. „George Salaton.“, sagte er laut, während die Halle immer stärker vor struktiver Energie bebte.

Eine kratzige Stimme, die vom anderen Ende eines langen, tiefen Tunnels zu kommen schien, antwortete: „Dieser Name existiert nicht mehr. Schon seit langem nicht mehr. Aber wer *Sie* sind, würde ich gerne wissen. Wieso bleiben mir Ihre Gedanken verborgen?“

Meine Gedanken?

„Irgendetwas wurde mit Ihnen gemacht.“ Verborgene Nüstern sogen Luft ein. „Sie sind…*besser*.“

Spielt er auf meine genetischen Optimierungen an? Woher weiß er das? Wir sind uns nie zuvor begegnet. Kann es sein…dass er ein Telepath ist? Ein absurder Gedanke. Doch nicht unter Menschen. Oder?

„Wer sind Sie?“, wiederholte Salaton die Frage.

„Wer ich bin, ist nicht wichtig.“, erwiderte Seven in hartem Ton und versuchte sich seine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. „Nur dass ich Sie *aufhalten* werde, ist wichtig.“

Heiseres Gelächter entstand. „Ich habe diese Festung erobert, ohne einen einzigen Schuss abzufeuern. Und Du armseliger Wurm glaubst allen Ernstes, Du könntest mich stoppen? Nun, Du kannst es ja gerne versuchen. Doch leider fürchte ich, mein junger Freund… Du wirst dabei sterben.“

Salaton hob seine Spinnenarme und richtete sie auf Seven, der flüchtig einen großen, pechschwarzen und dreieckigen Ring ausmachte. Im Nu begannen seine Finger rätselhaft zu glühen, und dann strahlten aus der Spitze des Zepters blendend weiße Energieblitze, fegten wie tödlicher Zauber durch die Kammer und suchten nach ihrem fleischlichen Ziel.

Seven konnte gar nicht schnell genug in Deckung gehen und aktivierte stattdessen den Schutzmechanismus des Servos.

Die Blitzschläge kamen. Sie prallten vom Schirm, der ihn umgab, ab, und landeten harmlos an Wänden und verschmorten mehrere Kontrollschirme.

Salaton griff erneut an. Bald schon donnerten die Stöße so schnell und heftig auf Seven ein, dass all die Energie nicht vom Servo kompensiert werden konnte. Überlastung drohte.

Da ahnte Seven, dass er sich keinen Kampf gegen dieses Ungeheuer leisten konnte. Es versuchte ihn abzulenken, Zeit zu gewinnen. Zeit, die ihm am Ende fehlte.

Nein, er musste die Aufgabe erfüllen, die er begonnen hatte. *Koste es, was es wolle…*

.:: Kapitel 7

9. November 1989
New York, USA

Wer hätte geglaubt, dass dieser Tag in die Geschichte eingehen würde?

In der Nacht vom 9. November 1989 fiel die Berliner Mauer, und Roberta klebte immer noch vor der Mattscheibe ihres Fernsehers, während Seven in einer Ecke des Raums stand und, aus der Entfernung beobachtend, Isis kraulte. Das Tier schnurrte vor Genuss.

Seit Stunden die gleichen Bilder: Horden ekstatischer Deutscher, die sowohl aus dem Westen wie aus dem Osten strömten, feierten ausgelassen auf der nun überwundenen Mauer. Währenddessen gingen andere Leute mit Hacken und Hämmern auf die verhasste, einseitig mit Graffitis

überzogene Barrikade los. Hupen, Glocken und Jubelschreie mischten sich mit hämmernder Technomusik, die aus Dutzenden von gewaltigen Lautsprechern drang und die ernsthaften Versuche der Reporter und Kommentatoren vor Ort übertönte, den tobenden Festivitäten eine historischen Hintergrund zu verleihen. Tränen flossen, Champagnerkorken knallten, weil die Stadt, drei Jahrzehnte lang geteilt, nun wieder eine Einheit war.

Es war wie ein kleines Wunder.

Nach einem holprigen Start mit AIDS und der Geiselnahme im Iran schienen die Achtziger nun in Frieden und Demokratie und einer positiven Stimmung zu enden, die sich überall ausbreitete, als hätte die Welt auf einmal Glückspillen geschluckt.

So viel zum Thema Kalter Krieg., ging es ihr durch den Kopf. *Ich frage mich, ob das bedeutet, dass Seven und ich vielleicht bald nicht mehr so viel zu tun haben?*

Roberta ließ die Missionen Revue passieren, denen sie in den vergangenen Wochen nachgegangen waren. Es waren die gemächlichsten Ausflüge seit sehr, sehr langer Zeit gewesen. Roberta bezweifle zwar nicht, dass ihnen langfristig gese-

hen die Arbeit ausgehen würde, aber wenn auf der Welt tatsächlich ein stabiler, dauerhafter Friede einkehrte, würde auch für Seven und sie vieles etwas weniger actionreich verlaufen. Was weißgott nicht schlecht war.

Es war die Zeit, auch einmal Dinge zu tun, die nicht potenziell mit Mord, Todschlag oder einem atomaren Holocaust endeten. Zum Beispiel stand die Sabotage des Hubble Teleskops an, das sehr bald in den Weltraum befördert wurde. Seven hatte herausgefunden, dass im Frühjahr 1990 mehrere große Schiffskonvois der Andorianer ziemlich dicht am Sonnensystem vorbeifliegen würden. Wer immer diese Typen waren, sie befanden sich derzeit auf dem Weg zu einem Planeten, den sie kolonisieren wollten. Da die Erde nach Sevens Dafürhalten noch nicht bereit war für diese Art von Erstkontakt mit anderen intelligenten Lebensformen, würde es notwendig werden, ein Siebenhunderttausendstel Zoll vom Hauptspiegel des Teleskops abzurasieren, wodurch die Anderthalb-Millionen-Vorrichtung kurzsichtig sein würde. Bis man sie repariert hatte, würden die Andorianer längst außer Reichweite sein.

„Gib es doch zu.“, sagte Roberta irgendwann und drehte die Lautstärke des TV-Geräts dankenswerterweise endlich einmal ein Stückchen zurück – eine Wonne für sein und Iris‘ sensibles Gehör.

„*Was* soll ich zugeben?“, fragte Seven.

„Gelegentlich können auf diesem Planeten auch noch ein paar *positive* Überraschungen passieren.“

Seven blieb verhalten und gab nur ein nachdenkliches „Hm“ von sich. Was hätte er auch sonst tun sollen?

Roberta wandte sich zu ihm um. „Darf ich Dich mal ‘was fragen?“

„Aber sicher.“

Sie überlegte ihre Worte. „Jetzt, wo Du schon eine Weile unter Deinen…ehemaligen Vorfahren bist… Was denkst Du eigentlich von ihnen?“

„Machst Du Witze? Als ob Du das nicht wüsstest.“ Immerhin arbeiteten sie nicht seit gestern zusammen. Sie kannte seine kritischen Töne über die Gattung Mensch.

„Nein, ich meine es ernst, und ich will mehr von Dir hören als dieses übliche paternalistische Getue.“, erneuerte Roberta ihre Worte. „Wie unterscheiden sie sich von den anderen Völkern, die

Du bislang kennen gelernt hast? Mir fehlt es da ja an Erfahrung."

Seven hatte nicht mit der Frage gerechnet. Er setzte Isis ab und trat zu seiner Partnerin herüber. „Ich denke… Trotz all ihrer bedauernswerten Eigenschaften sind die Menschen etwas Besonderes."

„Hört, hört. Und das aus *Deinem* Mund."

Er nahm neben ihr Platz. „Ich meine es ernst. Ich bin zu dem Schluss gekommen…" Seven kratzte sich nachdenklich am Kopf. „Von den vielen Völkern, die mir bislang begegnet sind, ist das der Menschen das gefährlichste."

Das Lächeln in Robertas Gesicht erstarb augenblicklich.

Seven sprach unbeirrt weiter. Dabei merkte er, wie etwas in ihm an die Oberfläche stieß. Er wurde von dem Verlangen angetrieben, einer großen Ehrlichkeit Raum zu geben.

Vor Roberta begann er vielleicht die Beichte seines Lebens abzulegen.

„Menschen bilden Gemeinschaften, und diesen Gemeinschaften entspringt eine ungeheure Kraft, der niemand widerstehen kann." Er deutete zum Fernseher. „Nicht einmal Mauern aus Stein, keine noch so unüberwindbare Barriere. Im Zentrum

stehen Ideen, die alles Dagewesene infrage stellen. Und niemand kann sich so für sie begeistern wie die Menschen. Das haben sie immer wieder unter Beweis gestellt. Ihre Gemeinschaften können manchmal sogar Feinde einigen. Oder sie können alles in große, lang anhaltende Dunkelheit stürzen. So oder so, diese einzigartige Gabe macht die Menschen zu etwas Besonderem. Und egal, welche Rolle sie in Zukunft spielen werden… Ich glaube nicht, dass man sich ihnen wird entziehen können.“ Nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Ebenso wenig…wie ich.“

.:: Kapitel 8

17. April 2021
Tsankima, Grönland

Seine zitternde, blutverschmierte Hand tastete nach einem Anzeichen von Halt.

Der Servicegraben, gefüllt mit Stromkabeln und Schaltleitungen, die aus der Tiefe heraufkamen, musste fünfzig Meter hinabführen. Der schmale Laufgang an einer Seite sah aus wie ein gestärkter Faden, an einen glühenden Ozean geklebt. Er war kaum breit genug für eine Person.

Endlich hatte er den Standort der Schaltungen für die Regulierung der Kühlmittelpumpen gefunden.

Doch der Schatten war ihm auf den Fersen. Bereits zweimal war er aufgetaucht, nur um ihn er-

neut aus dem Hinterhalt anzugreifen. Und jedes Mal war es schlimmer gewesen als das vorige.

Der Energievorrat des Servos war unter den energetischen Attacken von unglaublicher Kraft längst aufgebraucht. Schutzlos, wie Seven nun war, hatte der Schatten ihn mit lüsterner Todeswut beschossen und verletzt. Dann war er wieder verschwunden, doch er musste ganz in der Nähe sein. Er lauerte.

Seven fühlte heißes Blut aus der versengten Seite seines Gesichts quellen, aus seinem Arm und aus seinen Lungen. Er hustete Blut und spuckte es aus.

Die Dinge waren nicht so gelaufen wie sonst. Hatte ihn nicht dieses eigenartige Empfinden heimgesucht, kurz bevor er das Kraftwerk betreten hatte? Die Wahrheit lautete, dass ihm irgendetwas zugesetzt hatte, seit er in Tsankima angelangt war. Ein irrationales Gefühl, das wie eine Nahtodvision seine Vergangenheit und Zukunft zu berühren schien.

Du wirst langsam sentimental.

Trotz seines verheerenden Zustands hing er an der Kante des Abgrunds wie an der Schlucht seines Lebens, und in dieser Schlucht lief eine Art Film ab.

Roberta…

Seven berappelte die letzten Reserven, die ihm geblieben waren, und schob sich auf dem gefährlichen Laufsteg dahin, den Blick nun wieder auf etwas vor sich gerichtet, nicht mehr auf den ungeheuren mechanischen Schlund, mit dem allmählich einstürzenden Reaktorgehäuse unter sich.

Das Knacken riesiger Schaltgeräte hallte, als stamme es von gefangenen Leviathanern in der riesigen Weite, unermüdlich, niemals schlafend.

Roberta…

Zwei dicke Kabel vereinigten sich an einer Tafel. Sie war abgesperrt, aber nach genauer Betrachtung der Seitenflächen sowie der Ober- und Unterseite drückte Seven an eine ganz bestimmte Stelle, und eine Klappe sprang auf. Darunter zeigte sich ein blinkendes Computerterminal.

Mit ebensolcher Sorgfalt nahm Seven dort mehrere Veränderungen vor. Seine Handgriffe wurden belohnt, als verschiedene Anzeigen an der Tafel von Rot auf Blau umsprangen. Darunter stand in leuchtender Schrift geschrieben:

KÜHLMITTELPUMPEN DEAKTIVIERT.

Endlich. Jetzt nur noch zurück zum primären Schaltpult, um mithilfe des Servos die Notfallabschaltung auszulösen…

„Du kommst nicht weiter."

Seven hatte sich kaum ein paar Zentimeter gerührt, da sah er den Schatten wieder. Er wartete am Ende des gekrümmten Stegs auf der Hauptplattform. Wartete, bis sein Opfer aus der Deckung kam, damit er es erledigen konnte.

Seven schob den Unterkiefer vor. „Das Spiel ist vorbei, Du Monstrum. Du wirst niemals gewinnen."

Kaputtes Gelächter mischte sich mit schwerem Atem. „Das habe ich doch schon längst. Aber na gut… Du willst jetzt bestimmt zu dieser Konsole dort drüben, nicht wahr? Versuche es. Komm…"

Schwindel erfasste Seven. Seine Knie knickten fast ein. Er konnte nicht mehr kämpfen, und vor allem konnte er seinen unheilvollen Gegner einfach nicht bezwingen. Diesmal nicht. Und nun war er obendrein noch gefangen wie ein in die Enge getriebenes Tier. Bloß ein Weg führte zur Wartungsplattform zurück.

„Wie fühlt es sich an, jenseits aller Hoffnung zu leben? Willst Du mir Deinen Namen immer noch nicht verraten, bevor ich fertig mit Dir bin?"

Seven atmete schwer und spürte kalten Schweiß auf der Stirn. Einmal mehr spuckte er blutigen Speichel. Sollte dies das Ende sein?

Nein. Er weigerte sich. Er würde nicht…

Dann, wie durch ein Wunder, sah er Isis, die einige Meter abseits hinter dem Schatten aufgetaucht war.

Seven schöpfte neue Entschlossenheit. Es war eben noch *nicht* vorbei. Er war noch nicht erledigt.

Währenddessen sprach der Schatten weiter. „Es gibt kein Entkommen.“, krächzte die bösartige Stimme. „Du bist verloren. Es ist ausweglos.“

Er ging in sich. *Reiß Dich zusammen, Agent 194. Hand-Augen-Koordination. Konzentriere Dich. Versage nicht. Niemals.*

Seven spähte zum Schatten und zwang sich ein spitzbübisches, unnachgiebiges Lächeln auf. „Wissen Sie, was ich glaube? Es *gibt* überhaupt keine ausweglose Situation. Übrigens ist mein Name Gary Seven, und ich scheiße auf Sie.“

Er wartete nicht länger. Wie einen Bumerang der besonderen Sorte schwang er den (bereits voreingestellten) Servo aus der Unterhand von sich weg.

Der Schatten war so überrascht, dass er nicht rechtzeitig reagieren konnte.

Der Hochtechnologiestick wirbelte in einem eleganten Bogen durch die Luft…bis Isis in Reichweite kam. Sie vollführte einen geschmeidigen Satz und fing den Servo beim ersten Versuch mit dem Maul.

Kaum hatte Salaton sich nach ihr umgedreht, befand sie sich schon auf dem Spurt zur Kontrollstation.

Bläuliche Blitzzungen fauchten ihr hinterher, doch verfehlten sie Sevens geschwinde Assistentin. Die Vierbeinerin erreichte die Kontrollstation und hielt den auf das Signal wartenden Servo an die offengelegte Hardware. Mit einer Tatze drückte sie den oberen Knopf. Das Gerät sendete.

[Notfallabschaltung wird ausgeführt.], verkündete eine weibliche Computerstimme. [Diese Prozedur ist irreversibel.]

„*Nein!*“, schrie der Schatten mit der Stimme eines Phantoms aus der Unterwelt.

Auf einen Schlag begann die Halle laut zu seufzen. Der Kern polterte wie ein aus dem Tritt geratenes, versagendes Herz, die Erschütterungen ließen nach, ebenso ging die blendende Helligkeit zurück…

„Gute Arbeit, Isis.“, sagte Seven leise. „Jetzt wird’s Zeit für einen schnellen Abgang.“

„Dafür wirst Du bezahlen!“

Energiebündel kochten über den Steg; Seven konnte im letzten Augenblick in Deckung gehen. Es geschah wieder und wieder; die Einschläge waren unerbittlich. Der metallvergitterte Ableger der Plattform begann sich zu verbiegen.

Der Steg würde abstürzen.

Seven schaute auf seinen Scanner. Das starke Störfeld löste sich soeben auf.

„*Isis!*“

Die Katze schien seine Gedanken zu lesen. Sie schnappte sich den Servo und wickelte ihn in ihren Schwanz, dann nahm sie Fahrt auf.

Mit ausgefahrenen Klauen sprang sie Salaton an, fauchte und kratzte ihn.

Zum ersten Mal konnte Seven einen Teil der Haut seines Kontrahenten erkennen. Sie war porös und schuppig, besaß eine grüngraue Farbe.

Was ist mit ihm geschehen?

Salaton stieß einen von zerstörten Stimmbändern kündenden Schrei aus, als Isis ihm eine blutige Furche in den Arm schnitt. Schwarzes Blut trat daraus hervor.

Irgendeine Art von viraler Mutation?

Isis zögerte nicht länger und verließ Salaton. Sie begab sich auf den Steg und sprang auf Sevens Arm. Er hatte den Servo zurück.

„Beta-5, kannst Du mich verstehen? Ich brauche sofort einen Notfalltransport!“

Neuerliche Blitzzungen.

Der Steg kippte und brach endgültig ab.

„Computer, Notfalltransport! – *Sofort*!“

Mit Isis im Arm fiel Seven in die Tiefe.

Dann erfasste ihn, buchstäblich im letzten Moment, der Schleier der Entmaterialisierung.

Vorher aber spürte er, wie etwas seinen Rücken durchbohrte.

Der Schatten hatte seinen Zug gemacht.

- O -

„Nein!“

In ihrem Zimmer erwachte Roberta Lincoln schweißgebadet aus einem Albtraum. Sie brauchte einen Augenblick, um sich von der Intensität des Nachtmahrs zu erholen und setzte sich in ihrem Bett auf.

Sie wollte das Licht anschalten, doch aus irgendeinem Grund funktionierte es nicht.

Hatte sich ein Stromausfall ereignet?

Plötzlich hörte sie im Hintergrund des Appartements die hochfrequente Aktivität von Beta-5.

Der Computer arbeitete. Um diese Stunde?

Gary!

Irgendetwas stimmte nicht. Roberta schlug die Decke beiseite. Es war ihr, als verließe sie nicht die Wärme des Bettes, sondern verlöre auch die Wärme in ihrem Herzen…

.:: Kapitel 9

13. Mai 1975
[irgendwo im Grenzland zwischen Indien und Pakistan]

„Er erreicht gleich Zone Gold!“

„Haltet ihn auf! Ihr müsst ihn um jeden Preis stoppen!“

Gary Seven rannte, sein Herz eine wilde Pumpe am Rande des Kollapses.

Die Schreie seiner Verfolger echoten metallisch hinter ihm durch den Gang, immer aufgebrachter, immer schriller, immer mehr zum Äußersten bereit.

Er kannte den Grund dafür genau: Bis zum großen Tor, auf dem ‚Zone Gold‘ stand, waren es nur noch etwa siebzig Meter. Dahinter lag das Herz der Chrysalis-Basis, einer ebenso verborgenen wie gewaltigen Welt tief unter der Erde im in-

disch-pakistanischen Grenzland. Eine Welt, in der sich ein Haufen genialer, aber auch moralisch fragwürdiger Genetikforscher dazu aufgeschwungen hatte, Gott zu spielen.

Selten zuvor in seinem Leben war Seven das Gefühl zuteil geworden, wie ein Tier gejagt zu werden. Heute aber war er Freiwild. Trotz seiner überlegenen Körperkräfte fiel es ihm immer schwerer, sein Tempo aufrechtzuerhalten. Nach Stunden der andauernden Verfolgung und des Kampfes auf Leben und Tod machte sich unverkennbar Erschöpfung breit. Die klaffende Schusswunde in seiner Brust tat ihr Übriges.

Jetzt bemitleide Dich bloß nicht selbst. Du hast es doch nicht anders gewollt., tadelte er sich. Es stimmte: Er hatte dieses Schicksal selbst gewählt, weil er sich dazu entschlossen hatte, die Chrysalis-Basis zu infiltrieren. Gegen den Rat seiner beiden Kollegen hatte er nicht länger warten und weitere Informationen einholen wollen.

War das ein Fehler gewesen? Nein. Immerhin war er mit einem wasserdichten Plan hergekommen. Doch während seine Pläne normalerweise stets aufgingen, war bei dieser Operation allzu vieles schiefgelaufen. Er hatte Fehler gemacht. Vor allem aber hatte sich Sarina Kaur als

gewiefte Gegenspielerin erwiesen, die verbissen demonstrierte, dass ihr jedes Mittel recht war, um ihn von seinen Versuchen abzuhalten, ihr Augment-Projekt zu sabotieren. Sie nahm tatsächlich an, sie wäre die Mutter einer neuen Menschheit.

Jetzt war sie beinahe am Ziel, ihren Widersacher ein für alle Mal unschädlich zu machen: Fast alle Wege waren abgeschnitten, das Überraschungsmoment dahin, Sevens verbleibende Optionen rar gesät, und seine Kräfte neigten sich dem Ende entgegen. Obendrein wusste er nicht einmal, ob Roberta und Isis noch am Leben waren. Ein Loch klaffte nicht nur in seinem Torso, sondern auch in seinem Innern.

War der Preis, den er diesmal zu zahlen bereit gewesen war, zu hoch gewesen? Vielleicht. Aber letzten Endes hatte er, seit er auf die Erde gekommen war, einen Auftrag zu erfüllen. Und wenn nötig, war *jeder* Preis dafür hinnehmbar.

Nun, wusste er, ging es nur noch um eines: Er musste den Hauptreaktor erreichen und ihn so schnell wie irgend möglich überladen, um diesem gentechnischen Spuk ein Ende zu setzen und die Menschheit vor einer Katastrophe historischen Ausmaßes bewahren.

Er spürte es deutlich, dieses Gefühl von Endlichkeit. Zum ersten Mal überhaupt in seinem Leben als Agent rechnete Seven nicht mehr damit, von einer Mission zurückzukehren. Aber das war vielleicht auch in Ordnung so. Denn wenn er Kaur und ihren größenwahnsinnigen, sozialutopischen Schergen das Handwerk legte, hatte er etwas getan, das den Tod des Agenten 194 wert war. Dann hatte es Sinn, und er fand Frieden in dem Bewusstsein, dass er eine Tat mit Bedeutung hinterließ. Für die Aegis, seine Auftraggeber, für die Zukunft des Planeten Erde.

Wie konnte ein Agent erfüllter in den eigenen Untergang gehen?

Weiter. Weiter. Nicht nachlassen.

Am Tor angelangt, nahm er sich sofort die seitliche Steuerungskonsole vor. Nervös zückte er den Servo, der bereits auf Notstrom lief, und umging die Autorisationsmechanismen. Nur Sekunden später tat sich das stählerne Schott wie ein gewaltiger Schlund auf, und er lief weiter, Kaurs Bluthunde stets hinter sich wissend.

Je tiefer er in Zone Gold eindrang, desto deutlich vernahm er die Veränderungen, die sich in seiner Umgebung vollzogen. Mit jedem Meter schien die Beleuchtung gedämpfter, um nicht zu sagen düs-

terer zu werden, und die bislang angenehm klimatisierte Luft wurde spürbar wärmer und feuchter.

Zu seinen Seiten wichen die Wände des aus Stein und Klump gehauenen Korridors wie Schattengeister an ihm vorüber. Immer tiefer drang er zum Kern von *Chrysalis* vor, dieses aus Vision und Wahnsinn gediehen Verlieses, das seit seiner Erschaffung systematisch vor den Augen der Menschheit verborgen geblieben war.

Seven lief eine ganze Weile lang, hörte dabei das Blut in seinem Schädel rauschen und seinen zischenden Atem, der zunehmend aus dem Takt geriet. Seitenstiche plagten ihn, und er merkte, wie ihm schwindelig wurde. Ein Blick auf das Einschussloch vergewisserte ihn, dass er weiterhin Blut verlor.

Er spürte, wie er dem Ende näher kam. Doch bis sein Ziel erreicht war, würde er nicht aufgeben. Niemals würde er das.

Mit einem Mal gelangte er an eine Kreuzung. Hier teilte sich der schier endlose Gang in drei Richtungen. Seven geriet zum Stillstand, um sich zu vergewissern, welchen Weg er nun einschlagen musste.

Und dann hörte dieses eigenartige Gurgeln und Blubbern…

Er sah sich um und wurde sich gewahr, was ihn umgab. Endlose Reihen aus gläsernen Alkoven, einer über und unter dem anderen. Kugelförmige Gebilde, in denen halbfertige Körper in chemischen Flüssigkeiten schwammen, zusammengekauert wie ein Ungeborenes im Mutterleib, ein jeder an einer künstlichen Nabelschnur.

Klone. Rohlinge. Kaurs werdende Armee neuer Menschen. Seven fühlte sich wie in einem Bienenstock.

Noch jemand war hier! Aus dem Augenwinkel erblickte er plötzlich eine Gestalt. Erschrocken wandte er sich zur Seite und sah – wie merkwürdig – ein kleines Mädchen, mit langem, blondem Haar und unnatürlich blasser Haut, die zu leuchten schien wie Mondstein. Sie trug ein ausladendes, weißes Kleid.

Ihr Anblick verzauberte und verstörte Seven. Was suchte sie hier, in diesem Sicherheitsbereich? War sie auch ein Klon? Ging von ihr eine Gefahr aus?

Instinktiv streckte Seven den Servo von sich, doch das Mädchen verharrte und betrachtete ihn

mit undeutbarem Ausdruck. Ein Gefühl teilte ihm, dass sie weit älter war als sie aussah.

Wer war sie? Was geschah hier?

Bevor er etwas von sich geben konnte, teilten sich die Lippen der Kleinen. „Perfekt und doch…verdammt.“, sprach sie leise. Schwermut klang in ihrer Stimme. „Du kämpfst so hart, einen Wandel herbeizuführen, aber der Kreislauf kann nicht durchbrochen werden. Meine Kinder sind, wie sie sind. Unvollkommen. Du kannst ihre Natur nicht ändern. Denjenigen, die Du bekämpfst, wird es auch nicht gelingen.“

Seven verstand nicht, was sie da von sich gab, doch auf irgendeine Weise schien sie ihn zu kennen, zu durchleuchten. Die Worte berührten etwas in ihm.

„Dort vorne! Er ist dort vorne!“

Kaurs Männer!

Seven riss den Kopf herum, als er die wilden Rufe hörte. Er durfte nicht länger stehenbleiben. Eine nahe gelegene Wandmarkierung verschaffte ihm Gewissheit: Zum Reaktor ging es geradeaus.

Als er zurücksah zur Stelle, an der gerade eben noch das Mädchen gestanden hatte, war dort niemand mehr. Seven warf einen Schauder von sich und lief weiter, so schnell er konnte.

.:: Kapitel 10

17. April 2021
New York, USA

Mit versagender Kraft strauchelte Gary durch den blauen Nebel des Teleportereffekts. Kaum war er herausgetreten, schwankte er und brach auf Höhe der geöffneten Tresortür zusammen.

Alles war voller Blut.

Isis miaute erbärmlich.

Roberta – sie hatte im Vorbeilaufen festgestellt, dass ganz New York finster war – stürzte ins Zimmer.

Zuerst fragte sie sich, ob sie noch träumte, als sie ihren Partner mit einem Loch im Bauch vorfand, das nur von einer mächtigen Klingenwaffe angerichtet worden sein konnte. Sie biss sich auf die Zunge und entschied, dass es *kein* Traum war.

Es war die schreckliche, bittere Realität.

Hatte sie im Laufe all der Jahrzehnte nie damit gerechnet, es könnte eines Tages soweit sein? Dass jemand von ihnen beiden im Zuge eines Einsatzes den Tod finden und der andere nur hilflos dabei zuschauen würde?

Doch, in einem tiefen Winkel ihres Selbst hatte sie diesen Moment kommen sehen. Aber sie hatte ihn bewusst von sich ferngehalten. Nach allem waren Menschen immer noch am besten im Verdrängen. Eine Eigenschaft, die Seven so oft an ihnen kritisiert hatte, vermutlich zu Recht. Aber konnte man denn überhaupt ein normales Leben führen, wenn man die hässlichen Dinge nicht standhaft auszublenden verstand?

Roberta war immer stolz auf ihren unverblümten, manchmal etwas naiven Optimismus gewesen. Heute hingegen hasste sie sich dafür.

Ein Gedanke rauschte durch ihren Kopf: *Wir hätten ein anderes Leben führen können, nicht dieses Herumwühlen im Schmutz und Blut eines verlorenen Volkes. Ein ums andere Mal haben wir uns dagegen entschieden. Ist es meine Schuld? Hätte ich ihn rechtzeitig in dieses neue Leben mitnehmen müssen, dafür sorgen, dass es beginnt? Die Erde ist doch sowieso nicht mehr zu retten.* Wir *hätten uns*

retten müssen. Warum habe ich das nicht, uns gerettet?

„Mein Gott…“ Sie ging auf die Knie und stützte Gary, der am ganzen Leib bebte, verwickelt in Todeszuckungen.

„Hallo, Playboy.“, ächzte er, schenkte ihr ein gequältes Lächeln und erinnerte sie damit daran, dass sie ihn stets auf diese Weise wieder daheim willkommen geheißen hatte, nach jeder einzelnen Mission. Doch diesmal nicht. Diesmal hatte es ihr die Sprache verschlagen.

Zuerst bekam sie kaum einen Ton heraus. Dann streichelte sie behutsam seine schweißnasse Stirn. „Wo bist Du gewesen? Warum hast Du mir nicht gesagt, dass Du auf eine Mission gegangen bist?“

„Ich wollte Dich nicht wecken.“

„Du bist ein schlechter Lügner.“

„Es stimmt.“, stöhnte er. „Du hast so vieles mit mir durchgemacht. Ich wünschte, ich hätte Dir etwas anderes bieten können. Etwas Besseres.“

Roberta schüttelte den Kopf. „Sag das nicht. Ich habe mich für dieses Leben *entschieden*. Freiwillig. Weil ich es wollte. Weil wir zwei ein Team sind.“ Ihre Stimme verwandelte sich in ein Win-

seln. *Bitte, stirb nicht.* Doch ihr Verstand teilte ihr mit, sie konnte nicht mehr für ihn tun.

„Wo bist Du gewesen? Sag mir, was passiert ist?“

„Beta-5 hat alle Informationen. Khan…“, hauchte er mit letztem Atem. „Khan ist wieder da. Ich habe gegen ihn gekämpft. Khan, der Anführer der *Kinder des Lichts*…“

Sie verstand ihn nicht. Khan? Wie konnte das möglich sein? Er war doch vor langer Zeit mit einem *DY-100*-Schläferschiff, das *sie* für ihn beschafft hatten, aufgebrochen. Die Vereinbarung war gewesen, er dürfte niemals wieder zurückkommen. Und überhaupt schien eine solche Vorstellung abwegig, nach allem, was geschehen war…

„Khan, der Anführer der *Kinder des Lichts*? Was meinst Du damit? Ich verstehe nicht.“

Mit zitternden Fingern tastete er nach ihrer Wange. Seine Hand war so kalt. „Roberta, hör mir zu. Schick meinen Leichnam zum Hauptquartier zurück.“ Das Sprechen fiel ihm immer schwerer. „Aber verschweige um jeden Preis die Wahrheit hinter meinen Berichten. Wahre unsere Geheimnisse. Wir dürfen die Erde nicht fallenlassen. Fordere einen Ersatz für mich an. Frag nach Agent

133. Ihm kannst Du vertrauen. Die Argumente für seine Rekrutierung sind auf Beta-5 abgespeichert. Wenn Du sie vorlegst, wird man Dir Agent 133 schicken. Dann haben wir wieder eine Chance."

„Hey, was redest Du da?" Sie schniefte. Dicke Tränen flossen ihre Wangen herab. „Das kann ich nicht. Ich *kann* nicht ohne Dich weitermachen."

„Doch, das kannst Du." Wieder kämpfte er um ein Lächeln, wurde dann aber von einem Hustenanfall gepackt, der seinen Leib zu sprengen drohte. „Diese Stärke liegt in Dir. Die Welt braucht Dich. Da ist noch etwas, Roberta. Ich wollte es Dir schon immer sagen. Ich…"

Er schaffte es nicht mehr. Roberta wog ihn. Kurz darauf schloss Gary Seven in ihren Armen zum letzten Mal seine Augen.

- O -

Wohin ist er verschwunden?

Der Erste hob das Zepter auf, das er nach dem flüchtenden Saboteur geworfen hatte. Blut glänzte daran. Blut, dessen Zusammensetzung – so hatte ein flüchtiger Scan ihm verraten – von einer überlegenen DNA kündete.

Er hatte es gleich gespürt. Das Gehirn dieses Mannes war ihm nicht zugänglich gewesen. Er war kein gewöhnlicher Mensch. Ebenso galt das für die Technologie, die er gegen ihn eingesetzt hatte.

Der Erste lächelte vor sich hin, während er den Knopf drückte, der das längliche Zepter einfuhr und auf die Größe eines kleinen Kubus reduzierte, der in jede Tasche passte.

Jetzt wusste er, dass es eine Gruppe besonderer Leute dort draußen gab. Vielleicht würde es ihm sogar gelingen, ihre Potenziale für sich nutzbar zu machen. Anderenfalls musste er zusehen, dass sie keine Gefahr für seine Vorhaben darstellten.

Am heutigen Tag hatten sie diese Gefahr eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Die Zerstörung von Tsankima war abgewendet worden.

Nur eine Verzögerung unserer großen Pläne, mehr nicht. Man kann das Unaufhaltsame nicht stoppen.

Er betrachtete seine von dieser seltsamen schwarzen Katze verletzte Hand und gab daraufhin einen Blitzstoß aus ihr ab. Unter dem elektrischen Einschlag zersprang der Behälter mit der Magnolie, und die Sporen verbreiteten sich.

Wer immer noch in dieses Kraftwerk kam – hier würde nur der Tod auf ihn warten.

Der Erste wandte sich zum Gehen. Er hatte seinen Jüngern eine enttäuschende Nachricht zu überbringen.

.:: Kapitel 11

17. April 2021
Washington D.C., USA

Es schien, als hätte sich die Welt entschlossen, vorzeitig unterzugehen. Bedachte man, dass der ökologische Kollaps um das Jahr 2035 gesehen wurde, musste sie besonders ungeduldig geworden sein.

Draußen hatte es die ganze Nacht lang gestürmt, und auf die gleiche schmuddelige Weise war es in den Morgenstunden weitergegangen. Der heulende Wind peitschte den wie aus Kübeln hinabströmenden Regen mit roher Gewalt gegen die Fensterscheiben. Immer wieder röhrte Donner und fackelten Blitze auf.

Unter anderen Umständen hätte Phillip Green diesem Unwetter durchaus etwas Romantisches

abgewinnen können; wenn er nämlich – wie er Paula eigentlich versprochen hatte – nachhause zurückgekehrt wäre und sich unter der Bettdecke an ihren warmen Körper geschmiegt hätte.

Wie gerne hätte er das getan. Tatsächlich aber war er aus dem Weißen Haus, zu dem er kurz nach Mitternacht Hals über Kopf zurückgekehrt war, um eine Theorie zu testen, nicht mehr herausgekommen.

Die Dinge hatten sich überschlagen. Eigentlich keine Neuigkeit in der Wirklichkeit der großen Politik, schon längst keine in der Wirklichkeit des 21. Jahrhunderts.

Der Präsident hatte eine Krisensitzung einberufen. Das Kabinett war wachgeklingelt und schnellstmöglich zusammengetrommelt worden.

Nun glich der Regierungssitz einem Kessel unter Hochdruck. Leitungen und Drucker liefen heiß, Aktenstapel und Protokolle wurden vorbereitet im schwächlichen Bemühen darum, Wissen und Souveränität für Situationen vorzugaukeln, für die es keinen Präzedenzfall gab.

Nackte Hilflosigkeit, verpackt in große Gesten.

Vor circa anderthalb Stunden war bekannt geworden, dass die von radikalen Putschisten eroberten nordafrikanischen Staaten Tunesien, Li-

byen und Mauretanien unerwartet in einem allem Anschein nach abgestimmten Vorgehen blitzartig nach Marokko und Algerien eingefallen waren. Mittlerweile war der Kontakt zu den dortigen US-Botschaften vollständig abgebrochen – wie auch zu den Regierungszentralen in beiden Ländern.

Eine beunruhigende Meldung, doch es schien gleich noch um einiges schlimmer zu kommen: Bei allen spärlichen Informationen, die man bislang hatte zusammenkratzen können, waren die Regierungsviertel in Marokko und Algerien aus der Luft und mit Artilleriegeschossen bombardiert worden.

Woher zum Teufel stammt all dieses Kriegsgerät?, fragte Green sich ununterbrochen.

In der Zwischenzeit hatte sich der Konferenzraum immer mehr gefüllt. Minister, politische und militärische Berater des Sicherheitsstabs trudelten einer nach dem anderen ein, jeder mit Ringen unter den Augen und einer mehr oder weniger grauen Hautfarbe. Es wurde zu viel und durcheinander geredet.

Schließlich ertönte eine dezente Glocke, und schlagartig verstummten alle Anwesenden. Ein unliebsamer Moment der Stille, bloß übertönt vom jenseits tobenden Unwetter, trat ein.

Ich hab's versucht, Major.

Green zuckte zusammen. Was war das gewesen?

Die keuchende Stimme eines Mannes. Woher war sie gekommen? Instinktiv drehte er den Kopf nach rechts und links, aber von dort konnte sie unmöglich entsprungen sein…

„Danke, dass Sie alle so schnell hergekommen sind."

Präsident Paul Robert Schulz legte die Hände um die große, dampfende Tasse Kaffee, die ihm soeben von einer der Sekretärinnen gebracht worden war, und schien noch darum bemüht, jene Wachsamkeit zu gewinnen, die alle von ihm in einer derartigen Krisensituation erwarteten. Wie auch der Rest der Anwesenden wirkte er nicht gerade zu Scherzen aufgelegt. „Nun, ich will uns nicht lange auf die Folter spannen. Legen wir los." Er drehte den Kopf in Richtung des Außenministers. „Was wissen wir, Mister Anderson?"

Adam Anderson hatte die Stirn besorgt in Falten gelegt, als er sich räusperte. „Ich werde versuchen, mich kurz zu fassen. Um sieben Uhr Ortszeit überschritten Truppen und militärisches Gerät, die aus Tunesien, Libyen und Mauretanien zu stammen scheinen, die marokkanische und alge-

rische Grenze. Es kam zu Gefechten, aber offenbar verliefen sie deutlich zuungunsten der Marokkaner und Algerier. Daraufhin haben die Aggressoren sich weiter in die Hauptstädte vorgearbeitet. Dort ist es mittlerweile zu erbitterten Auseinandersetzungen und Stellungskämpfen gekommen. Erste Meldungen von AFP sprechen von mehreren Tausend zivilen Opfern." Anderson seufzte. „So, wie wir das beurteilen können, Mister President, war es ein gewalttätiger Übergriff. Eindeutig nicht-provoziert und eindeutig gegen das Völkerrecht."

Völkerrecht., dachte Green zynisch und behielt es tunlichst für sich. *So etwas gibt es doch gar nicht mehr in dieser Welt.*

Die UN war seit vielen Jahrzehnten faktisch gelähmt, hatte jeglichen Einfluss unlängst verloren. Alles, was sie früher an Funktionen für die Aufrechterhaltung der internationalen Ordnung erbracht hatte, hing heute an Beratern, die hinter den Kulissen immer wieder versuchten, den lecken Kahn ‚Weltfrieden' provisorisch abzudichten.

Ich hab's so sehr versucht. Aber ich hab's nicht geschafft.

Wieder die Stimme. Wo kam sie nur her? Das war doch absurd. Verlor er hier allmählich den Verstand? Green ließ sich nichts anmerken.

„Es gibt noch mehr. Haben Sie schon das Neueste gehört?“ General Query McCain, einer der ranghöchsten militärischen Berater, hatte sich mit seinem buldozergleichen Leib vorgebeugt. Man sah ihm an, dass er niemand war, der an einen Kabinettstisch gehörte, und sich dort auch nicht sonderlich behaglich fühlte. „Unbestätigten Geheimdienstberichten zufolge sind eine Reihe alter sowjetischer MiGs an den Bombardements von Rabat und Algier beteiligt. Irgendjemand hat sie irgendwo ausgegraben und wieder flottgemacht.“

Marla Gyvers, die Stabschefin, murrte verdrießlich: „Es schmerzt mich wirklich, das zu sagen, aber die Russen sind wieder mal auf ganzer Linie beeindruckend. Es wundert mich, dass sie damals den Kalten Krieg nicht gewonnen haben, bedenkt man all die rostigen Spielzeuge, unter denen wir bis heute zu leiden haben.“

Nun ergriff Verteidigungsminister Nimsicki das Wort. „Mister President. Ladies und Gentlemen.“, sagte er, indes er die Runde streng musterte. „Diese Juntas hatten wir ja schon auf unserem

Radar, als sie vor anderthalb Jahren an die Macht gekommen sind. Aber seitdem haben sie sich gegen alle Widerstände immer weiter ausgebreitet. Erst Tunesien zu Beginn des Jahres, und nun dies hier. Das geht eindeutig zu weit."

„Das stimmt.", pflichtete McCain bei. „Diese Verrückten sind spätestens jetzt zum Problem geworden. Es gibt kein Pardon mehr: Wir müssen damit umgehen. *Unverzüglich.*" Dem General schien es offensichtlich in den Fingern zu kribbeln.

„Eine Sekunde mal. Wir sollten hier nichts überstürzen." Anderson rieb sich die Schläfen. „Wir wissen immer noch nicht, wie diese drei Schurkenstaaten in den Besitz all dieser Waffen gekommen sind, die sie nun ganz offensichtlich zum Einsatz bringen. Noch weniger wissen wir, was für Ziele sie verfolgen. Sollten wir das nicht aufarbeiten?"

„Nichts überstürzen? *Aufarbeiten?* Bei allem Respekt, Herr Außenminister – Sie machen wohl Scherze. Diese gottlosen Schweine sind auf bestem Weg, ganz Nordafrika unter ihre Kontrolle zu bringen. Und wenn sie damit fertig sind – wer weiß, was sie *dann* für Pläne haben. Europa liegt

nicht weit entfernt. Wir stehen hier vor einem urgewaltigen Sicherheitsrisiko."

Ich hab's versucht, sie festzuhalten, Major.

Plötzlich hatte Green ein Bild vor Augen. Er hockte über einem jungen Mann, der auf staubigem Boden lag und rußverschmiert war. Blut lief ihm aus dem Mund. Er bebte am ganzen Leib.

Wen *haben Sie versucht, festzuhalten, Corporal?*

Diesmal war es seine Stimme, die fragte. Es war eine heisere Stimme, voller Schwere und Entrüstung. Eine Stimme aus dem Gestern.

„Der Verteidigungsminister hat Recht. Wir haben nicht die Zeit, um die Dinge aufzuarbeiten und bei Lichte zu betrachten. Diese Situation eskaliert und setzt uns unter Zugzwang. Wir müssen Stärke demonstrieren."

„Stärke hin oder her.", nahm Gyvers eine mittelnde Position ein. „Bis vor kurzem haben wir noch den ernsthaften Versuch unternommen, Tunesien, Libyen und Mauretanien international zu isolieren und diese Angelegenheit so einzudämmen. Aber Fakt ist: Sie *lässt* sich jetzt nicht länger eindämmen und schon gar nicht ignorieren."

„Goldrichtig." McCain zündete sich eine seiner stinkenden Zigarren an. Obwohl eigentlich

Rauchverbot in allen Räumen des Weißen Hauses herrschte, hatte jeder der Anwesenden diese lästige Angewohnheit – die an militärische Siegesposen eines längst vergangenen Jahrhunderts erinnerte – zu tolerieren gelernt. „Und deshalb müssen wir nun sämtliche Hebel in Bewegung setzen."

„Und was schlagen Sie vor, General? Eine groß angelegte Intervention?" Die beinahe anklagenden Worte waren vom Justizminister, einem hageren, kahlen Mann namens Romero Juno, gekommen.

„Wir *müssen* intervenieren. Es ist im Sinne unserer ureigenen patriotischen Pflicht und der notleidenden Bevölkerungen in Nordafrika, diese schändlichen Diktaturen vom Erdboden zu wischen. Die militärische Option ist sogar die einzige noch verbliebene Möglichkeit, diese Bastarde in die Schranken zu verweisen. Und wir zeigen allen anderen, die auf Nachahmung aus sein sollten, die Grenzen auf. Wenn wir uns nicht einmischen, werden die Mistkerle weitermachen. Sie werden sich den halben Kontinent unter den Nagel reißen… Oder sagen wir besser, was die Scheißranke von ihm übrig gelassen hat."

„Sie reden von ‚Regime Change'." Romero wirkte nicht überzeugt. „Das hatten wir schon mal. Und es ist nicht immer zu unserer Freude ausgegangen."

Nimsicki gestikulierte. „Diesmal wird es anders sein. Mit diesen aufmüpfigen Dritte-Welt-Staaten werden wir fertig."

„Und was, wenn wir die Lage nicht kontrollieren können? Wer weiß, was alles passiert, wenn wir Truppen dort 'runterschicken? Die GU hat in den Südländern viel Unterstützung verloren. Bei den Bevölkerungen sind wir nicht sehr beliebt. Zuerst haben sie uns kolonialisiert und geplündert, und dann haben sie uns im Angesicht der Magnolie im Stich gelassen. So sehen sie uns. Durch eine vorschnelle Intervention werden wir sie erst recht in die Arme ihrer Unterdrücker treiben. Für die ist das eine Steilvorlage. Sie werden zum nationalen Widerstand aufrufen. Brüder und Schwestern Arabiens, vereinigt Euch gegen die kapitalistischen Invasoren." Anderson stutzte. „Hören Sie. Was passiert, ist zweifellos überaus beunruhigend. Dennoch will ich nicht, dass wir hier vom Regen in die Traufe kommen. Mister President, ich bin der Meinung, wir sollten erst einmal alle

diplomatischen Kanäle ausloten. Bauen wir eine Drohkulisse auf. Schaden kann's nicht."

„Hören Sie sich *das* an. Sie wollen mit diesen Typen *reden*?" McCain blies erneut eine Wolke aus den Nüstern. „Machen Sie sich nicht lächerlich, Herr Außenminister. Jeder weiß, dass die Juntas von den *Kindern des Lichts* durchgefüttert werden. Anders wären sie nie an die Macht gekommen und würden sich auch nicht dieser vielen Kriegsgeräte erfreuen. Sie hätten sich *niemals* so schnell ausgedehnt."

Als hätte er sich mit dem Verteidigungsminister abgestimmt, knüpfte letzterer nahtlos an: „Darf ich Sie alle daran erinnern, dass wir spätestens seit der Vernichtung von *Freedom-One* einen Krieg gegen den globalen Terrorismus führen? Und indem wir militärische Maßnahmen ergreifen, werden wir die Laichbecken dieser fanatischen Sekte in Nordafrika trockenlegen. Es wäre töricht, jetzt nicht mit entschiedenem Vorgehen zu reagieren."

Anderson schien allmählich Feuer zu fangen. „Kommen Sie mir nicht mit dem Krieg gegen den Terrorismus, Nimsicki. Wenn ich mich nicht irre, hatten General McCain und sein Kollege Sandler die Gelegenheit, diesen Terroristen in den Arsch

zu treten. Bedauerlicherweise haben Sie's verbockt – und wir nun viel *größere* Schwierigkeiten am Hals."

McCain stierte den Außenminister an. „Sie respektloses, kleines –…"

Eine geballte Hand donnerte auf den Tisch. „Hören Sie auf damit, *alle beide*! Wir sind hier nicht auf dem Pausenhof!" Schulz drehte den Kopf. „Und Sie *mäßigen* sich, General, oder ich schließe Sie von dieser Sitzung aus. Ich möchte wissen, was unser Sonderbevollmächtiger für internationale Beziehungen denkt. Phillip, was ist Ihre Meinung zu diesem Thema?"

Ich hielt ihre Hand. Sie schrie so entsetzlich. Dann rutschte sie weg. Sie entglitt mir. Ich konnte nichts mehr tun. Sie ist in den Abgrund gestürzt. Er hat sie verschlungen.

Die Stimme war übermächtig geworden. Schwindel und Orientierungslosigkeit überkamen Green. Hörte er nicht das Geknatter von Maschinengewehren? Waren da nicht Detonationen im Hintergrund? Stank es nicht nach verkohltem Fleisch?

Eine neue Realität schien sich ihm aufzudrängen. Er war nicht mehr in diesem Konferenzraum im Westflügel, sondern…

„Phillip? *Phillip!*“

Auf einen Schlag war er wieder zurück. Jedermann starrte ihn irritiert an.

Green brauchte einen Augenblick, um sich zu berappen. „Entschuldigung. Was sagten Sie, Mister President?“

„Ich habe Sie gefragt: Wie würden *Sie* in der aktuellen Situation vorgehen?“, erneuerte Schulz seine Erkundigung.

„Ähm…“ Green versuchte, sich alles wieder wachzurufen. Er entging einer Blamage. „Es ähm… Es ist nicht ganz so einfach, wie wir es vielleicht gerne haben wollen, Sir. Wir sollten nicht vergessen, dass die ÖK vor kurzem einen Nicht-Angriffspakt mit den drei afrikanischen Staaten geschlossen hat, über die wir hier sprechen.“

„Stimmt das wirklich?“ Die Information schien an Gyvers vorbei gegangen zu sein. „Warum um alles in der Welt?“

„Das sind Chinesen, schon vergessen?“, prustete McCain. „Denen ist alles recht. Die gehen sogar über Leichen und verbünden sich mit blutrünstigen Irren.“

„Tatsache ist…“, sprach Green weiter. „Wenn wir eine Intervention starten, könnte das unser Verhältnis zu Peking noch mehr belasten. Und

wir alle wissen, dass die Beziehungen wieder auf einem Tiefpunkt angelangt sind seit der Sache in Turkmenistan."

„Stimmt." Der Präsident fasste sich an das erkahlte Haupt. „Das waren wahrlich keine Sternstunden der Diplomatie."

„Das ist noch untertrieben. Wir haben ihnen leichtfertig zum Vorwurf gemacht, wegen ihrer Atomwaffe seien unsere Soldaten getötet worden. Dabei gab es keinen abschließenden Beweis. Vielmehr scheint die Theorie zu stimmen, dass die Waffe aus Nordindien entwendet wurde." Anderson hatte sich geäußert.

„Wie auch immer: Diese Sache hat tiefe Narben hinterlassen. Wir haben ihnen im Eifer des Gefechts etwas Schwerwiegendes an den Kopf geworfen."

„Was wollen wir machen? Uns etwa *entschuldigen*?" Der Verteidigungsminister zog eine Fratze. „Dort draußen haben 8000 tapfere Männer und Frauen ihr *Leben* gelassen."

„Dieses Thema steht hier und heute nicht zur Debatte, Mister Nimsicki."

Green sprach weiter: „Und vergessen wir bitteschön nicht die jüngsten Rohstoffkonflikte im südpazifischen Raum, seit diese Öl- und Erzquel-

len entdeckt wurden. Jeder unvorsichtige Schritt könnte die Weltpolitik in eine noch problematischere Lage katapultieren. Wir müssen mit Bedacht agieren, oder es könnte uns teuer zu stehen kommen.“ Nun adressierte er sich Nimsicki und McCain. „Abgesehen davon wird unser Ansehen bei einer übereilten Intervention nicht gerade steigen. Die GU steht seit längerem unter Verdacht, vor allen größeren Krisenherden zu kapitulieren, indem einfach nur Mann und Material hineingepumpt werden. Das ist meine Meinung. Wir müssen einen kühlen Kopf bewahren, gerade jetzt.“

Ich habe gut reden.

Schulz sog Luft durch die Nüstern, während er nachdachte. „Wir sind uns einig, dass wir einen weiteren Flächenbrand in Nordafrika um jeden Preis verhindern müssen. Doch Besonnenheit wird sich auszahlen. Bevor wir wirklich ‘reingehen, möchte ich versuchen, den alten Motor Diplomatie noch mal anzukurbeln. Phillip, reden Sie mit dem chinesischen Außenminister. Appellieren Sie an sein moralisches Gewissen…und wir alle beten lieber, dass er eines hat. Anderson, Sie gehen auf die Europäer und die Russen zu. Und vergessen Sie gefälligst auch nicht die AU anzuru-

fen. Mister Nimsicki, General McCain: Sie verlegen mehrere unserer schweren Kreuzer vor die nordafrikanische Küste. Ziehen Sie auch einen Flugzeugträger ab und lassen Sie Bereitschaftsübungen durchführen."

„Verstanden, Mister President."

„Marla, ich werde heute Abend eine Ansprache halten. Darin werde ich deutlich machen, dass mit dem Einmarsch in Marokko und Algerien eine rote Linie überschritten wurde. Jede weitere Expansion der Terrorstaaten wird nicht mehr toleriert werden."

„Ich treffe alle Vorbereitungen, Mister President."

„Gut." Schulz sah erneut in die Runde. „Wir sind hier zusammengetreten, um dem Treiben dieser Despoten in Nordafrika ein Ende zu setzen. Und das *werden* wir, so oder so. Nehmen Sie mich beim Wort. Wir werden diese Gegend wieder befrieden. Ab jetzt hat die Sache Toppriorität. Das wäre es soweit. Ich danke Ihnen."

Nachdem die Versammelten sich aufgelöst hatten, blieben nur der Präsident und Green zurück.

„Phillip, ist alles in Ordnung bei Ihnen?", fragte Schulz.

„Sir?"

„Geht es Ihnen gut, meine ich?“

Green zuckte die Achseln. „Ja, wieso fragen Sie?“

„Na ja, Sie wirkten heute etwas abwesend. Ich finde, Sie sehen ein wenig abgeschlagen aus.“

Er rieb sich das rechte Auge. „Tun wir das nicht alle, Mister President?“

„Gut möglich. Allerdings… Wenn Sie mit mir reden wollen – jederzeit. Ich bin für Sie da. Nur, damit Sie das wissen.“

„Das weiß ich zu schätzen, Mister President. Aber es geht mir gut. Ich hab‘ einfach etwas schlecht geträumt in den letzten Tagen, mehr nicht.“

„Heizt Ihnen Ihre schwangere Frau ein?“

„Nein, Sir. Ähm… Das heißt *doch*, Sir.“

Beide Männer mussten lachen.

Im nächsten Moment versagte die Beleuchtung. Es wurde stockfinster. Das galt auch für den Rest der Stadt, wie im Fenster zu erkennen.

„Und was zum Teufel ist das *jetzt*? Eines muss ich wirklich sagen: Es wird doch nie langweilig auf dieser verrotteten Erde.“

.:: Kapitel 12

17. April 2021
Washington D.C., USA

Als Phillip am späten Nachmittag nachhause kam, war der Strom bereits seit einigen Stunden zurückgekehrt. Doch bis die Notaggregate angesprungen waren, hatte es ungewöhnlich lange gedauert.

Etwas Schlimmes war geschehen, das teilte ihm sein Bauchgefühl mit. Und er war wieder einmal weit weg und ahnungslos ob des Kommenden gewesen. Immer einen Schritt hinterher. So konnten die Dinge nicht bleiben.

„Weißt Du, was das heute Morgen für ein Energieausfall war?“, fragte ihn Paula, die glücklicherweise auch schon von der Arbeit zurück war.

„Offenbar ist etwas in Tsankima passiert.“

„Dieses neue, große Kraftwerk in Grönland, das die halbe Ostküste speist?“

„Genau das. Wir können noch nicht genau sagen, was es war.“ Er hängte seine Jacke an der Garderobe auf. „Aber so, wie’s aussieht, hat jemand versucht, das Kraftwerk in die Luft zu jagen. Der Versuch scheint fehlgeschlagen zu sein, doch das gesamte Gelände ist jetzt mit Rankenpartikeln kontaminiert. Die Untersuchungsteams können nur in Schutzanzügen ‘reingehen.“

Paula ließ eine Hand an ihrem Hals entlangwandern. „Oh, mein Gott, Phillip. Ein terroristischer Angriff, nicht wahr?“

„Höchstwahrscheinlich, aber wir müssen abwarten.“

Abgesehen davon, dass die Wahrheit früher oder später ans Tageslicht kommen würde: Er hatte sie noch nie angelogen, und er würde jetzt nicht damit anfangen. Paula war seine Verbündete; vielleicht die einzige echte Verbündete, die er je besessen hatte.

Sie aßen zu Abend und gaben sich alle Mühe, wieder für ein paar Stunden in ihrer zweisamen Welt zu versinken.

Es wollte nicht recht gelingen.

Dieses Mal nicht.

Nachdem sie die Nachrichten verfolgt hatten, in denen unter anderem auch über die Vorfälle in Tsankima spekuliert wurde, saßen sie schweigend nebeneinander auf dem Sofa und beobachteten den Sonnenuntergang.

Phillip nippte an seinem Wein und ließ das Glas kurz darauf wieder sinken. „Ich habe mich erinnert.“, hauchte er.

„Erinnert?“ Paula schaute von der kleinen Kugel, zu der ihr Bauch in den vergangenen Monaten beständig geworden war, auf. „An was?“

„An den Krieg. Heute Morgen in der Konferenz mit dem Präsidenten sind ein paar Bilder hochgekommen. Stimmen. Es ging mir unter die Haut. Ich glaube, ich sah Corporal Jones. Einer der Jungs, die unter meinem Kommando starben, als die Sechsundvierzigste an die Front beordert wurde. Das alles war so nah an mir dran wie schon lange nicht.“ Er seufzte leise. „Nach fünfundzwanzig Jahren hätte ich das nicht mehr für möglich gehalten. Eigenartig, oder? Warum diese Dinge gerade jetzt an die Oberfläche steigen?“

Paula legte einen Arm um seine Schultern. „Sie sind ein Teil von Dir, diese schrecklichen Tage auf den Schlachtfeldern mit Khans Truppen. Du

kannst nicht steuern, wann sie zu Dir zurückkehren. Ich glaube, Du witterst Gefahr, Phillip. Nimm zum Beispiel letzte Nacht. Keine Ahnung, was Dich da geritten hat und warum Du Hals über Kopf aufgebrochen bist, aber… Diese Anspannung geht nicht spurlos an Dir vorbei.“ Vorsichtig drehte sie seinen Kopf zu sich. „Sieh Dich doch an, wie blass Du geworden bist.“

Er legte seine Hand gegen ihren Handrücken. „Hör auf. Du hörst Dich schon an wie der Präsident.“

Sie sah ihn wachsam an. „Ja, genau. Der Präsident. Wolltest Du nicht schon längst mit der Politik aufgehört haben? Hast Du mir nicht vor einer Weile gesagt: Nur noch der nächste Wahlkampf, und das war’s dann?“

„Randolphs Tod kam unerwartet. Schulz braucht mich. Ich kann jetzt nicht aufhören. Abgesehen davon gibt es auf der Welt –…“

Paula ließ den Kopf sinken. „Es ist *immer* die Welt, nicht? Aber sieh’s ein: Ob mit oder ohne Phillip Green hat sie nun mal beschlossen, unterzugehen. Daran wirst Du nichts ändern können. Ein Mensch ist nicht groß genug, den Lauf der Geschichte zu verändern. Du kannst aber be-

stimmen, was Du mit der Zeit anfängst, die uns noch bleibt."

Erneut tastete sie nach seiner Hand, doch diesmal führte sie sie an ihren gewölbten Bauch.

„Wenn ich einen Wunsch habe, dann der, dass unser Leben wieder uns gehört. Lass uns doch einfach alles schmeißen und irgendwohin gehen, wo nur wir beide zählen."

Er spürte sachte Bewegungen unterhalb der Bauchdenke.

Sie ist tatsächlich schwanger. Das, was wir uns so lange gewünscht haben, geht in Erfüllung.

Ausgerechnet in diesen Tagen, wo ihn so viel anderes plagte. Dinge, die von seinem Verstand Besitz zu ergriffen haben schienen.

Im nächsten Augenblick zog er die Hand wieder weg. „Ich kann nicht. Ich kann einfach nicht. Es tut mir Leid."

„Ich weiß. Ich kenne Dich nicht seit gestern. Und weißt Du was? Ich liebe Dich trotzdem." Paula hauchte ihm einen Kuss auf die Wange und erhob sich dann, um ihn kurz darauf im Wohnzimmer sich selbst zu überlassen.

Er versuchte, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. *Du witterst Gefahr.*, hatte sie gesagt. Und es stimmte. Sie hatte Recht.

Je mehr er auf der Zeitlinie vorwärts schritt, desto stärker wurde ihm das überaus bedrückende Gefühl zuteil, dass alles, was gegenwärtig in der Welt geschah, auf eigenartige Weise mit ihm persönlich in Verbindung stand.

Die Träume, die ihn heimsuchten. Die Bilder. Die Klänge und Worte. Alles schien so viel mehr zu sein als flüchtige Nacht- und Tagfantasien.

Und seit letzter Nacht schien es Anlass zu geben, das auch ernsthaft zu glauben. Phillip war immer noch beeinträchtigt von seiner Entdeckung. *George Salaton.* Er war nicht nur in seinen Träumen. Sie waren einander sogar schon einmal begegnet.

Die Kinder des Lichts*. Ich muss sie finden. Ich muss* ihn *finden. Ich muss weiter kommen.*

Plötzlich erinnerte er sich daran, dass ihn vor zwei Tagen der FBI-Chef über einen hochinteressanten Zusammenhang informiert hatte. Er betraf die Reporterin Petra Wright. Und wenn er es nur richtig anstellte, war sie vielleicht das Ass im Ärmel, das er ausspielen konnte, um dem Teufel Salaton endlich näher zu kommen.

.:: Kapitel 13

17. April 2021
New York, USA

Roberta hatte Garys letztem Wunsch entsprochen.

Auf einer Antigrav-Bahre schwebte sein lebloser Körper durch den blauen Dunst. Zum Abschied hatte sie ihn auf die Stirn geküsst und sich geschworen, stark zu sein. Selbst, wenn sie nicht die geringste Ahnung hatte, wie es jetzt weitergehen sollte.

Mit der Mission. Mit ihrem Leben. Mit allem einfach.

Sie hatte Garys Datei auf dem Beta-5 gefunden und ebenfalls versendet. Nun blieb zu hoffen, dass es die richtige Entscheidung gewesen war.

Verschweige um jeden Preis die Wahrheit hinter meinen Berichten. Wahre unsere Geheimnisse. Wir dürfen die Erde nicht fallenlassen. Seine Stimme hallte hinter ihrer Stirn nach.

Das Letzte, was ich jetzt noch für ihn tun kann, ist sein Erbe zu bewahren.

Eine Träne kullerte ihr über die Wange, als der durch die Luft gleitende Sarg sich im Schimmern des Teleporters verlor.

Dann wurde es still.

Etwas in ihr schien ein für allemal zu vergehen.

Roberta wollte sich abwenden, als ihr Blick auf Isis fiel, die neben ihr hockte. Oder besser gesagt auf etwas, das an ihrer Pfote haftete, verfangen in den spitzen Krallen.

Roberta kniff die Augen zusammen. Es sah beinahe aus wie ein länglicher Hautfetzen; als stamme es von einem amphibischen Tier. Diese Haut war schuppig und krustig.

„Was ist denn das, Isis?“

Die Katze miaute nervös und machte keine Anstalten, sich von dem organischen Anhängsel befreien zu lassen.

Mithilfe des Beta-5 nahm die Analyse nicht lange in Anspruch. Kaum überraschend, stellte sich

heraus, dass es sich tatsächlich um Gewebe handelt. Gewebe mit ein paar Tropfen Blut.

Doch die Ergebnisse, die sie über den Computer hereinbekam, konnten unmöglich stimmen.

Laut Analyse bestanden hinsichtlich der DNA große Übereinstimmungen mit der genetischen Architektur der Schwarzen Magnolie. Roberta hatte etwas Vergleichbares noch nie gesehen.

„Was ist das für ein Ungeheuer? Eine Kreuzung zwischen Ranke und Mensch?“

Sie entsann sich, was Gary gesagt hatte, bevor er starb. Er hätte gegen Khan gekämpft, und dieser würde nun die *Kinder des Lichts* anführen. *Salaton. Dieser George Salaton ist Khan.*

Halt. Das konnte nicht stimmen. Er musste es metaphorisch gemeint haben.

Sie dachte erneut nach. Khan war ein Mutant gewesen, und dieser Mann…war es offenbar auch. Der Mann, der Gary Seven getötet hatte?

Hält Salaton sich irgendwie für den legitimen Nachfolger Khans?

Sie fand keine Antwort auf ihre Frage. Aber bereits sie zu stellen, bedeutete, ihr Herz mit Dunkelheit zu überziehen.

.: Kapitel 14

19. April 2021
New York, USA

Petra Wright stand in weichem Gras und beobachtete Ramona.

Das Mädchen saß im Schatten einer großen, alten Eiche und angelte. Es hatte sich die Hose bis zu den Knien hochgekrempelt und ließ die Füße ins Wasser baumeln – eine bukolisch anmutende Szene, die sie zu einem Schmunzeln veranlasste.

Seit einer Weile fand Ramona großen Gefallen an Twain und jenen Geschichten, die das einfache Leben eines Jungen am Mississippi betrafen.

„Na, Huckleberry, hast Du uns einen Fisch gefangen?“

Ramona drehte den Kopf, als sie Wrights Stimme hörte, und ihre Lippen verzogen sich zu einem

dünnen, ein wenig trotzigen Lächeln. Sonnenschein filterte durch die Zweige und strich über ihr lockiges Haar. Einen Augenblick fühlte sich Wright an ihren Sohn erinnert.

Der Schmerz, der sie seither wie ein finsterer Geist durchs Leben verfolgte, drohte zurückzukehren, aber sie blieb stark.

Sie waren in einen der Vororte von New York gefahren und hatten sich an einen kleinen See gesetzt, den Wright aus ihrer Kindheit gut kannte. Es war ein heimeliger Ort, der Ruhe versprach.

Ramona zuckte mit den Schultern und wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem nahezu unbewegten blauen Wasser zu. „Nur ein paar Kleine.“, sagte sie. „Hab‘ sie wieder ‘reingeworfen. Können wir hier baden?“

„Ich glaube, dafür ist das Wasser nicht sauber genug. Ehrlich gesagt weiß ich nicht mal, ob der See zum Schwimmen zugelassen ist.“

„Sieht uns doch niemand hier.“

„Hör mal, ich…“

Ein Schatten fiel auf die Miene des Mädchens, und plötzlich fühlte Wright sich schuldig.

Sie gab sich geschlagen und deutete auf den Rucksack, der neben ihr stand. „Nur gut, dass ich

eine Ladung frische Sachen für uns beide mitgenommen habe."

Ramona begann zu strahlen.

„Misses Wright?"

Wright drehte den Kopf. Am Ende der Wiese, dort, wo der Weg anfing, standen zwei Männer, die vorhin noch nicht hier gewesen waren. Sie waren elegant gekleidet und trugen Sonnenbrillen.

„Bleib mal kurz hier, meine Süße, ja?"

„Okay."

Wright trat an den Wegrand zu den beiden Männern. Einer von ihnen nahm die Sonnenbrille ab und brauchte sich gar nicht erst vorzustellen.

Phillip Green.

Natürlich erinnerte sie sich an ihn. Nicht nur, weil er eine zentrale öffentliche und politische Figur war und sie ihn im Laufe der vergangenen Jahre gelegentlich interviewt hatte. Vor einem halben Jahr hatten sich ihre Wege auf *FreedomOne* gekreuzt, und es war nicht übertrieben zu behaupten: Wäre Green nicht gewesen, wäre weder sie noch Ramona heute am Leben.

Habe ich ihm jemals gedankt? Wright holte sich ins Hier und Jetzt zurück. Warum suchte er sie

hier auf? Wie hatte er sie überhaupt gefunden? Was wollte er von ihr?

„Das ist aber eine ziemliche Überraschung.“ Mehr brachte sie nicht heraus.

„Misses Wright, es tut mir Leid, einfach so ‘reinplatzen zu müssen.“

„Schon gut. Sie werden mir höchstwahrscheinlich nicht verraten, welchen Trick Sie angewandt haben, um mich zu finden.“

Green lächelte wie der Gentleman, der er war, ehe er wieder ernst wurde. „Wir wissen, dass Ihnen während Ihrer kleinen Expedition nach Dallas das Angebot gemacht wurde, sich den *Kindern des Lichts* anzuschließen.“

„Ich habe mit niemandem darüber… Woher haben Sie -…?“ Sie drohte zu verstummen.

„Das ist jetzt nicht so wichtig. Misses Wright, wichtig ist nur, dass Sie in die Gunst kommen, diese Leute unterwandern. Das könnte eine einmalige Gelegenheit sein. Wenn Sie nichts dagegen haben: Kommen Sie doch bitte morgen zu uns ins Weiße Haus.“

Green reichte ihr ein kleines Kärtchen und empfahl sich.

Wright blickte beiden Männern hinterher.

Irgendwie beschlich sie das ungute Gefühl, dass sie aus dieser Sache nicht mehr so schnell herauskommen würde.

.: Kapitel 15

[Computerzugriff]

Uplink…

Verbindung mit dem Global-Net…
Sicherheitsprotokoll 1-82-Gamma…
Autorisationseingabe positiv…

Eingabe…
Abruf des Nachrichtenkompaktarchivs…
Sender: CNN…
Bitte Spezifizierung der gewünschten Parameter. Zeitraum und Suchbegriffe…

>>23. April 2021:

„Die Beziehungen zwischen GU und ÖK sind nach wie vor stark angespannt. Auch stellt sich die ÖK

bei der Interventionsfrage in Nordafrika bislang quer, da die Nichtangriffspakte mit den drei Aggressorstaaten Mauretanien, Tunesien und Libyen weiterhin in Kraft sind. Nun ruhen alle Hoffnungen auf einer neuen diplomatischen Initiative, die unter Adam Anderson in den kommenden Tagen erfolgen soll. Wird es dem Außenminister und seinem Team gelingen, den gordischen Knoten zu zerschlagen, um dieser möglicherweise neuen Bedrohung des Weltfriedens Einhalt zu gebieten? Fest steht, dass die Zeit davonläuft. Die Kämpfe in Nordafrika gehen unvermindert weiter, und mit jedem Tag steigt die Zahl der Toten und Verletzten. Vergessen wir nicht, dass geostrategische und wirtschaftliche Interessen in gravierender Weise berührt sind."

>>24. April 2021:

„Welche Kräfte beherrschen derzeit jene nordafrikanischen Staaten, die so rücksichtslos nach Marokko und Algerien eingefallen sind? Da sämtliche Grenzen und Lufträume dicht sind und die Regime jeglichen Kontakt nach außen vermeiden, schießen nach wie vor nur Spekulationen ins Kraut. Bei Lichte betrachtet, spricht jedoch vieles

dafür, dass die Militärjuntas den *Kindern des Lichts* nahe stehen. Nur so lässt sich erklären, wie die drei Länder in so kurzer Zeit haben derartig aufrüsten können, sodass sie offenbar imstande sind, den halben Kontinent ins Chaos zu stürzen."

>>29. April 2021:

„Nach seiner Rückkehr aus Peking gab sich Außenminister Anderson optimistisch, es könnten bereits in den kommenden Tagen Wirtschaftssanktionen verhängt werden. Zudem gebe es eine gute Chance, dass die Nichtangriffsverträge alsbald aufgelöst würden. Damit hat es den Anschein, als könnte die ÖK in den kommenden Wochen tatsächlich grünes Licht für eine eventuelle militärische Intervention seitens der GU in Nordafrika geben. Offenbar haben sich die Radikalen unterdessen in Marokko und Algerien festgesetzt. Glaubt man den Gerüchten, werden sie bald Marionettenregierungen installieren. Die Bevölkerungen haben bis jetzt bereits schwer gelitten. Dass die Militärjuntas in den Besitz zahlreicher Waffendepots in den eroberten Ländern gelangt sind, lässt nichts Gutes für die Zukunft befürchten."

>>1. Mai 2021:

„Unbestätigten Meldungen zufolge wurden sich ausbreitende Rankenpartikel am norwegischen Kontinentalhang gesichtet. Sollte sich dies im Zuge der für übernächste Woche geplanten wissenschaftlichen Expeditionen bewahrheiten, muss all jenen, die bislang hofften, wenn es hart auf hart komme, könne die Menschheit in riesigen Unterwasserstädten Zuflucht suchen, eine Absage erteilt werden. Es wäre ein neuer Tiefschlag."

>>6. Mai 2021:

„Unglaublich. Die Ereignisse sind dabei, sich völlig zu überschlagen. Soeben wurde es offiziell bestätigt: Heute früh sind Panzer- und Infanteriekolonnen aus Mauretanien und Libyen auch in den Tschad und Niger eingedrungen. Mit dieser zweiten Welle von Eroberungsfeldzügen bestätigen sich die Vermutungen all derer, die prophezeiten, Nordafrika stürze in ein neues dunkles Zeitalter. Wo all die Waffen auf Seiten der Fanatiker herkommen, ist sämtlichen Beobachtern ein Rätsel. Festzustehen scheint, dass die GU-Verbände – jetzt, da auch die ÖK ihre Nichtan-

griffsverträge annulliert hat – nicht länger warten werden. Immerhin ist der Niger ein Bündnispartner der GU. Das Weiße Haus ließ vermelden, Präsident Schulz werde sich noch am heutigen Vormittag mit einer Ansprache an die Nation wenden, um den Eingriff amerikanischer und europäischer Truppen zu verkünden."

>>11. Mai 2021:

„Erste Kampfverbände der GU sind heute Morgen an der nördlichen Küste Mauretaniens an Land gegangen. Dabei ist es offenbar zu ersten Feindkontakten gekommen. Präsident Schulz rief die Aggressorstaaten nochmals auf, vorzeitig zu kapitulieren. Auf diese Weise könnten unnötige Opfer vermieden werden. Bislang gab es jedoch keinerlei Reaktion. Wir werden Sie natürlich über alle weiteren Entwicklungen auf dem Laufenden halten."

>>13. Mai 2021:

„Die Nachricht fällt mitten in das dramatische Kriegsgeschehen im Norden Afrikas. Nun ist es offiziell: Die Ranke hat Fuß gefasst am norwegi-

schen Küstenschelf. Sie nistet sich in den Weltmeeren ein und scheint dabei beachtliche organische Anpassungen vorzunehmen. Noch ist nichts Genaueres bekannt, aber Schätzungen des GU-Wissenschaftsrats zufolge könnte auch der Meeresboden in den kommenden zehn Jahren bis zu dreißig Prozent rankenverseucht sein. Es ist nicht auszudenken, was dies für das Gleichgewicht des globalen Ökosystems bedeutete. Es scheint ganz so, als würde die Ranke vor nichts und niemand Halt machen. Sie lässt keinen Überlebensspielraum zu. Der Abgrund, in den die Welt blickt, ist damit noch etwas schwärzer geworden. Gott schütze uns alle."

>>25. Mai 2021:

„Durchschlagender Erfolg in der Nordafrika-Mission der GU-Militärcorps. Die militärischen und paramilitärischen Verbände der Extremisten konnten an allen wichtigen Fronten zurückgeschlagen werden. Ihre Linien brechen zusammen, und wie es scheint, hat ein unkontrollierter Rückzug begonnen. Mauretanien, Marokko und weite Teile Tunesiens sind mittlerweile unter Kontrolle der vereinten Kampfverbände. Der GU-

Sicherheitsrat gibt sich ehrgeizig: Bis Ende der Woche soll eine vollständige Befriedung des Kontinents gelingen. Wie es danach allerdings weitergeht, ist noch offen.“

>>12. Juni 2021:

„Der Beschluss, des GU-Sicherheitsrats, die befreiten Gebiete in Nordafrika erst einmal halten und stabilisieren zu wollen, hat bei der ÖK einen Sturm des Protests ausgelöst. Peking und Pjöngjang wittern den Versuch einer machtpolitischen Ausgreifung des Westens und fühlen sich wohl angesichts ihrer Einwilligung Ende April, die GU Kampftruppen schicken zu lassen, übers Ohr gehauen. Unterdessen versuchte US-Außenminister Anderson zu beschwichtigen. Die militärische Mission sei abgeschlossen; es würde lediglich ein Stabilisierungs- und Wiederaufbaueinsatz angeschlossen, um zu gegebener Zeit einen geordneten Abzug aller GU-Truppen möglich zu machen.“

>>17. Juni 2021:

„Offenbar bestehen Hinweise, dass in rankenbefallenen Bereichen in der Nordsee eine besondere Umweltanomalie anzutreffen ist: zersetzte Hydratfelder. Was das zu bedeuten hat und ob es tatsächlich einen Zusammenhang mit der Expansion der Schwarzen Magnolie in die Weltmeere gibt, ist bislang ungeklärt."

>>22. Juni 2021:

„Das Drama, das sich heute Morgen in Tunis ereignet hat, hat Methode. Erste Schätzungen gehen von mindestens achtzig Toten aus, darunter einundzwanzig GIs der GU-Truppen. Dies war nun schon der dritte große Selbstmordanschlag auf die Stabilisierungstruppen. Wenn es so weiter geht, wird der GU-Sicherheitsrat seine Strategie in Nordafrika überdenken müssen. Ein Ergebnis der Attacken ist schon jetzt zu besichtigen: Die Kluft des Misstrauens zwischen den einheimischen Bevölkerungen und den Militärs wird größer. Angesichts dieser bedenklichen Entwicklungen seit der Bekämpfung der Militärjuntas fragen Beobachter immer offener: Haben sich die GU-Staaten mit dieser Stabilisierungs- und Wiederaufbaumission einen Gefallen getan?"

>>28. Juni 2021:

„Heute gab es in zahlreichen US-Südstaaten wieder massive Proteste seitens der regionalen Separatistenbewegung. Vereinzelt kam es zu Ausschreitungen und Auseinandersetzungen mit den Sicherheitskräften, die von der Zahl der Demonstrierenden schier hoffnungslos überfordert waren. Das Weiße Haus schaut mit Sorge auf die im November anstehenden Gouverneurswahlen, denn zum ersten Mal könnten in Texas, Arizona und anderen Gebieten Kandidaten gewählt werden, die im Vorfeld erklärt haben, alle Schritte zu unternehmen, damit ihre Staaten nicht länger den USA angehören und sich formell für unabhängig erklären. Bundesstaaten, die den USA nach Jahrhunderten der Mitgliedschaft den Rücken kehren… Ist so etwas überhaupt möglich? Fragen wir unseren Experten im Studio, Marcel Pupkin.
- Grundsätzlich bin ich der Auffassung, dass es nicht verfassungsmäßig ist, einfach so aus den USA auszutreten. Man kann das zwar erklären, aber die Beziehungen zwischen den einzelnen Bundesstaaten sind seit jeher so intensiv, dass ein einseitig erklärter Austritt formalrechtlich überhaupt nicht möglich ist. Man kann auch nicht als

Individuum auf seine Menschenrechte und universalen Rechten verzichten; man kann das nur immer wieder erklären. Ich glaube, die USA könnten sich nur im gemeinschaftlichen Beschluss auflösen, zum Beispiel über einen Volksentscheid. Der Austritt einzelner Bundesstaaten erscheint mir hingegen nicht recht durchführbar."

>>1. Juli 2021:

„Der Spionageskandal zwischen GU und ÖK, der vergangene Woche bekannt wurde, ist ein vorläufiger Schlusspunkt unter den immer weiter verschlechterten Beziehungen beider Machtblöcke. Heute Morgen erklärte der ÖK-Außenminister Li, der Wirtschaftsvertrag, der letzten Sommer auf Vermittlung des Russischen Konsortiums geschlossen wurde, werde so schnell wie möglich annulliert. Die ÖK werde sich aus allen internationalen Verbindlichkeiten vollständig zurückziehen, da sie die politischen Verbrecher und Revisionisten des Westens in keinster Weise unterstützen wolle. Damit steht auch die erst vor kurzem ausgehandelte Mitsprache der ÖK bei der Verwaltung der Ionenkanone wieder vor dem Aus."

>>3. Juli 2021:

„Heute Nachmittag sind einheitenstarke Truppen der Indonesischen Liga an der mauretanischen Küste an Land gegangen. Sie verkündeten, wenn die GU sich nicht binnen der nächsten achtundvierzig Stunden zurückziehe, werde das Feuer eröffnet. Man sei – Zitat – ‚willens, die von der GU unterdrückten Völker Nordafrikas zu befreien'. Beobachter fragen sich: Ist es ein von langer Hand geplanter Coup der ÖK; der Versuch, einen erneuten Stellvertreterkrieg zu provozieren? Jedermann weiß zumal, dass die IL ein Vasallenstaat der Chinesen und Koreaner ist. Was führen Peking und Pjöngjang im Schilde? Kalkulieren sie tatsächlich, einen schwerwiegenden Konflikt mit dem Westen anzuzetteln? Falls ja, könnten sie sogar weiter kommen, als manch einem lieb ist. Denn für die GU wäre ein vorzeitiger Rückzug aus den nordafrikanischen Ländern eine politische Blamage sondergleichen."

>>5. Juli 2021:

„Die Zeit ist um – und die in den vergangenen Tagen immer weiter verstärkten Verbände der

Indonesier haben nun offenbar ernst gemacht: Sie haben tatsächlich das Feuer auf die GU-Verbände eröffnet. Ich bin sicher, in diesen Minuten starren die politischen Führer des Westens ungläubig auf die Bildschirme und fragen sich, wie es jetzt weitergehen soll. Die ÖK, die im Hintergrund die Fäden zieht, scheint spätestens nach dem Spionageskandal so entschlossen wie selten zuvor, ihre Interessen offensiv zu vertreten. Und die GU wird nicht kleinbeigeben können. Steht uns ein weiterer Krieg ins Haus? Zweifellos ist die weltpolitische Lage mit dem heutigen Tag noch etwas schlimmer geworden. Beten wir, dass uns kein Blutbad bevorsteht."

.:: Kapitel 16 (Zwischenspiel)

4. April 2063
Bozeman, USA

Die Luft im alten *Crash & Burn* war stickig, roch nach Schweiß, billigem Schnaps und Rauch.

Lily Sloane glaubte, dass sie ihre Kopfschmerzen diesem Geruch verdankte. Und den beiden Gläsern des abscheulich schmeckenden Fusels, den die Leute hier in sich hineinkippten, als sei es Wasser. Hinzu kam der Umstand, dass Zefram bereits zehn Drinks intus hatte und wieder zu lallen begann.

Vielleicht lag es auch an der Furcht.

Was auch immer der Grund sein mochte: Lily war plötzlich wütend geworden, hatte Zefram am Arm gepackt und nach draußen gezerrt, aus dem alten, olivgrünen Zelt hinaus in die bitterkalte

Nacht. In Zeframs Adern floss genug Alkohol, um ihn zu veranlassen, keinen Widerstand zu leisten – und nicht genug, um die Streitlust in ihm zu wecken.

Einige Schritte von der Kneipe entfernt, verharrte Lily und füllte ihre Lungen mit frischem Sauerstoff. Der erste Atemzug wirkte belebend, und beim zweiten wurde ihr kalt. Sie fluchte leise. Es war Anfang April, in Ordnung. Und hier befanden sie sich gewiss nicht in Paris, sondern in Montana. Hier war es zwar voller Wälder und weit und breit nichts los, aber dafür waren die radioaktiven Isotope nicht so konzentriert, dass sie einen umbrachten. Das war ein entscheidender Vorteil, an den man sich durchaus gewöhnen konnte.

„Lily…“

„Was?“

„Ich bitte Dich, Lily…“ Zefram schien an diesem Abend in einer seiner manischen Stimmungen zu sein, und dadurch war er eigentlich ganz nett. Der Schnaps hatte ihm die Wangen gerötet, seinen Augen einen neuen Glanz verliehen. Dadurch sah er jünger aus, trotz des ergrauenden Haars. Einige Sekunden lang stellte sich Lily ihn als jenen jungen Burschen vor Dekaden vor, über den er

ihr – wie sie nun erneut feststellte – nie etwas erzählt hatte.

Doch auch so vermutete sie, dass Zefram Cochrane nicht der Mann geworden war, der er hätte werden sollen. *Wir alle sind es nicht geworden. Nur ein paar halb Dahinvegetierte, die in den Bergen nach dem Allernötigsten suchen. Mehr nicht.*

„Wir haben Grund zum Feiern.“, sagte Zefram im nächsten Moment. „Hast Du das etwa vergessen?“

„Wir können feiern, wenn wir alles hinter uns haben.“, entgegnete Lily. „Vorher werde ich nicht feiern.“ Sie wich den größeren Schlammpfützen aus, auf denen der Frost eine dünne Eisschicht geschaffen hatte. Zefram folgte ihr und gestikulierte immer wieder.

„Lily…“

„Du wirst es bereuen.“ Sie blieb ernst und streng, ging nun etwas schneller.

Er versuchte, mit ihr Schritt zu halten, doch Alkohol und Eis sorgten dafür, dass er taumelte und beinahe gefallen wäre. Lily schlang ihm den Arm um die Taille und verhinderte so einen Sturz, der ihm womöglich ein paar schwere Blessuren zugefügt hätte.

Er lächelte. „Das ist doch abergläubischer Unsinn. Außerdem… Inzwischen solltest Du eigentlich wissen, dass ich *nie* etwas bereue, junge Dame.“

Ja., dachte sie. *Und mir geht's ähnlich. Die Personen, an denen uns etwas lag, sind tot, und überall herrscht Chaos auf der Welt.* Chaos war gar kein Ausdruck. Die Welt hatte schlicht aufgehört, zu existieren. *Aber uns kümmert das nicht, oder? Wir sitzen hier in Montana, am Arsch der Welt, und denken über Dinge nach, die kein Schwein interessieren. Außer ein paar Indonesier, die aus irgendwelchen Gründen bereit sind, dafür zu blechen.*

Zefram blieb plötzlich stehen und zwinkerte verschwörerisch. „Bitte, Lily. Noch eine Runde.“ Er wollte umdrehen und zur Kneipe zurückkehren, aber das ließ sie nicht zu. Entschlossen presste sie die Lippen zusammen und ging weiter.

„Du hast genug.“, sagte sie. „Ich will morgen nicht mit einem betrunkenen Piloten fliegen. Du musst Deine Warpmatrix im Auge behalten, und dafür brauchst Du ‘nen halbwegs klaren Verstand.“

Unmittelbar im Anschluss an diese Worte fragte sie sich, warum der bevorstehende Start solche Unruhe in ihr weckte.

Weil es vielleicht nicht klappt – deshalb. Weil möglicherweise alles in einem Fehlschlag endet, trotz der jahrelangen harten Arbeit, die wir in dieses hirnrissige Projekt gesteckt haben. Weil es zum ersten Mal seit zehn Jahren etwas gibt, das so was wie Hoffnung in mir geweckt hat, so wahnwitzig das alles auch sein mag. Und wenn die Sache scheitert… Dann bleibt nichts mehr übrig, das irgendeine Art von Optimismus wecken könnte. Ich möchte nicht wieder in völliger Hoffnungslosigkeit leben.

Nach zehn Jahren – nach einem Drittel ihres Lebens – fiel es Lily nicht leicht, sich an die Zeit vor Krieg und Verheerung zu erinnern. Oder vielleicht schmerzten die Erinnerungen so sehr, dass sie versuchte, Einzelheiten aus ihrem Gedächtnis zu verbannen. Doch die Universität konnte sie nicht vergessen.

Wie ein Traum erschien sie ihr nun: ein herrlicher Ort, der nicht existieren konnte, weil er einfach zu wundervoll war für die grässliche Welt. Wenn sie damals gewusst hätte, dass jene Zeit bald zu Ende sein würde…

Dann wäre sie in der Lage gewesen, jede einzelne Sekunde zu genießen. Der Mathematik- und Physikunterricht, über den sie immer wieder geklagt hatte, obwohl sie sich insgeheim auf ihn freute…

Nach drei Jahren war der Krieg, der anderswo auf der Welt längst schon getobt hatte, schließlich zu ihr gekommen. Er hatte einen vorzeitigen Schlussstrich unter ihre Ausbildung gezogen. Damals war Lily zwanzig Jahre alt gewesen und hatte an eine interessante, aufregende Zukunft geglaubt. Doch ganz plötzlich gab es keine Universität mehr, keine Freunde und Professoren. Keine Zukunft als Technikerin oder Entwicklungsingenieurin.

Bildung und Wissen verloren schlagartig an Bedeutung. Akademische Kenntnisse spielten keine Rolle mehr. Viel wichtiger wurde es, hart und vorsichtig zu sein.

Das mit der Härte lernte Lily, als sie nachhause zurückkehrte, zu ihren Eltern. Unmittelbar nach ihrer Ankunft musste sie erfahren, dass auch ein wirkliches Zuhause nicht mehr existierte. Als klar wurde, dass der Krieg nun auch den Nordwesten der USA überzog, hatte der Universitätsrektor alle Studenten heimgeschickt. Mit dem Koffer in

der Hand trat Lily damals durch die Tür und hörte die Stimme ihres Vaters im Wohnzimmer: „Jetzt ist es soweit. Es hat begonnen…“

Während der ersten schrecklichen Nacht – kurz nachdem keine Fernsehsendungen mehr empfangen werden konnten – brachen Vater und Mutter ihre emotionalen Zelte ab, um sich geistig fortzustehlen.

Der älteste Sohn Lionel war ein Jahr zuvor dumm genug gewesen, sich von der GU einziehen zu lassen; er war inzwischen für tot erklärt worden. Die Tochter Denise hatte zusammen mit Mann und Kindern in Seattle gewohnt – eines der ersten Angriffsziele durch die Verbände der Östlichen Koalition.

Mutter war immer wieder zum Videofon gegangen, um Denises Nummer zu wählen, doch der Bildschirm blieb dunkel. Sie murmelte leise vor sich hin und hoffte auch weiter – bis es am Abend in den Nachrichten hieß, dass die größte Metropole im Nordwesten nicht länger existierte.

Getilgt von der Landkarte.

Ausradiert aus der Geschichte.

Doch Lily überlebte, zusammen mit ihren Eltern. Über lange Zeit hinweg wünschte sie sich, ebenfalls gestorben zu sein, wie ihre Geschwister.

Sie hatten nicht in einer der größten Städte gewohnt, die vom atomaren Feuer verschlungen wurden.

Ihr Haus blieb erhalten. Aber die zunehmende Strahlung durch den radioaktiven Fallout zwang sie schließlich, aufzubrechen und beinahe alles zurückzulassen. Sie packten ihren Van voll, zogen mit Vaters alter Campingausrüstung los und suchten nach einer ‚sauberen' Region, hoch Richtung Kanada.

Bewaffnete Straßenräuber stahlen ihnen jene Dinge, die sie mitgenommen hatten. Lily besorgte sich eine Pistole, um ihre Eltern zu schützen. Das war eine echte Ironie, denn sie hatte immer geglaubt, nie eine Waffe in die Hand nehmen zu müssen, geschweige denn dazu in der Lage zu sein. Im Verlauf des ersten schrecklichen Jahres schoss sie auf insgesamt fünf Männer und eine Frau, verletzte vier und tötete zwei.

Ausgerechnet sie, die sanfte, freundliche Lily, Studentin und Fast-Ingenieurin. Lily, die in Tränen ausgebrochen war, als ihr der Biologieprofessor mitteilte, dass sie eine Maus töten musste, um sie zu sezieren. Damals bedeuteten die Straßen Gefahr. Neue Gemeinschaften, die es ver-

standen, ihren Mitgliedern Schutz zu gewähren, entstanden erst deutlich später.

Als sie glaubte, dass es nicht mehr schlimmer werden konnte, stellten die Aufladestationen ihren Dienst ein. Innerhalb eines Monats blieb der Wagen ohne Saft liegen. Selbst, wenn sie sich einen der klassischen Benziner hätten leisten können – der hätte ihnen auch nicht mehr viel genutzt, denn die Tankstellen wurden schon lange nicht mehr beliefert. Sie mussten den Van zurücklassen und den Weg zu Fuß fortsetzen.

Schließlich landeten sie in einem grässlichen Auffanglager. Die dortigen Latrinen spotteten jeder Beschreibung – niemand brachte es über sich, sie zu reinigen –, aber Lily lernte dort auch einige gute Leute kennen, die ihr dabei halfen, sich um ihre Eltern zu kümmern. Außerdem brauchten sie in dem Lager keine Straßenbanden mehr zu fürchten.

Am ersten Abend, als sich Mutter in einem geliehenen Zelt hinlegte, fiel ihr eine angeschwollene Stelle an sich auf. „Lily,“, sagte sie, „ich glaube, ich habe Krebs. Jetzt wird er mich holen.“

Während der nächsten sechs Monate zogen sie und ihre Eltern ständig umher, immer auf der Suche nach Krankenhäusern, die noch einen me-

dizinischen Notdienst anboten. Medikamente, geschweige denn eine ordentliche Behandlung, wurden ihnen nicht zuteil.

Mit dem Ergebnis, dass ihre Mutter, bevor sie dem Krebs erlag, an einer schweren Bronchitis starb. Denn nach dem nuklearen Inferno musste man *alles* fürchten, selbst die Geißeln des Mittelalters.

Kurz nach Mutters Tod begann Vater zu trinken. Mit der Flasche versuchte er, den Schmerz zu überwinden, und Lily war zu müde, um etwas dagegen zu unternehmen. Schließlich nahm er ihre Pistole und brachte sich damit um.

Danach beherrschte eine Zeitlang Apathie ihren Alltag. Aus irgendeinem sonderbaren Grund existierte Lily auch weiterhin – von *Leben* konnte man in diesem Zusammenhang gewiss nicht mehr sprechen. Sie hielt sich nie lange an einem Ort auf, vagabundierte ständig umher und lernte dabei, zu plündern und zu stehlen, bis sie zu einer wahren Expertin auf diesem Gebiet wurde.

Warum sie nicht einfach aufgab? Lily wusste keine Antwort auf diese Frage. Vielleicht suchte sie nach etwas – und fand es möglicherweise an dem Abend, als sie Zefram Cochrane begegnete.

Sie war weiter nach Norden gezogen, nach Montana. Es handelte sich um einen der sichersten und saubersten Orte in Hinsicht auf Luft und Wasser. Lily versuchte sich einzureden, dass die Kälte nicht so schlimm sein konnte. Von wegen. Es war aber immer noch besser als im Süden.

In den warmen Regionen gab es entweder zu viel Radioaktivität oder Seuchen wie Ruhr, Typhus und Tollwut – Krankheiten, die vor dem Krieg überhaupt keine Gefahr dargestellt hatten. Hinzu kam, dass dort die neuen Drogenbosse regierten.

Lily hatte die ständige Wanderschaft satt und wollte endlich ausruhen. Das Umland von Bozeman schien dazu ein gutes Fleckchen zu sein. Es war eines der wenigen Gebiete, an denen man für eine Sekunde wenigstens vergessen konnte, was mit dem einst so stolzen Planeten Erde geschehen war.

Sie betrat die lokale Kneipe namens *Crash & Burn*, eigentlich kaum mehr als ein altes Armeezelt mit eigenen Tischen, einer wackeligen Theke und einem noch funktionierenden Musikautomaten. Sie wollte die Einheimischen um Unterkunft bitten, kam mit der Hoffnung, irgendeine Art von

Übereinkunft treffen zu können, obwohl ihr Portmonee leer war wie ihr Magen.

Und noch ohne es zu wissen, nahm sie direkt neben Zefram Cochrane Platz. Er gab gerade eine seiner berüchtigten ‚Vorstellungen', zeigte dem Rest der Welt seine Man-muss-trotz-all-dem-Scheiß-noch-gute-Laune-haben-Einstellung. Niemand nahm ihn sonderlich ernst.

Zefram hatte nur wenig intus, dazu war es noch zu früh. Obwohl er wie ein armer, gottverlassener Teufel wirkte, der nur noch ein Schatten seines früheren Ichs zu sein schien, gefiel er ihr sehr. Hinter einem in unendlicher Melancholie versunkenen Teil dieses Mannes verbarg sich ein wunderbarer Funken Idealismus und Träumerei – etwas, das man heute nirgends mehr fand. Doch das Leben auf der Straße hatte Lily abgehärtet; sie hütete sich zunächst davor, ihre Gefühle zu zeigen.

Zefram allerdings stellte sich klug an. Innerhalb von fünf Minuten brachte er nicht nur ihren Namen in Erfahrung, sondern auch ihren persönlichen Hintergrund. Und wie der Abend so fortschritt, machte er ihr irgendwann einen unsittlichen Antrag.

„Hör zu, ich habe lange nach einem Partner gesucht. Und ich glaube, Du bist die Richtige dafür. Also, hier kommt, was Du wissen musst…“

Mit so etwas hatte sie eigentlich gar nicht gerechnet. Er präsentierte ihr einen arg improvisierten So-kommt-man-schnell-zu-Geld-Plan, schlug ihr vor, daran teilzuhaben.

„Das ist also Deine Tour, Du Spinner?! Mann, such Dir ‘ne Andere, die Du aufreißen kannst!“

„Nein, *nein!*“, erwiderte Zefram. Er sei wegen der alten unterirdischen Raketenstartrampen nach Montana gekommen, nicht wegen eines erotischen Abenteuers. Er bezeichnete sich als Physiker, der an einem gewissen ‚Projekt‘ arbeitete. Doch darüber wollte er in der Kneipe (abgesehen davon, dass es ohnehin niemanden der frustrierten Gestalten groß interessiert hätte) nicht mit ihr reden. Er lud sie zu sich ein, angeblich, um ihr ‚etwas‘ zu zeigen.

Lily lachte laut über seinen tollpatschigen, klischeehaften Annäherungsversuch. Er lief rot an, als ihm klar wurde, wie seine Worte zum wiederholten Mal klingen mussten. Doch nach wenigen Sekunden fasste er sich und bat den Wirt, Lily zu bestätigen, dass er in Ordnung war.

Sie blieb skeptisch, entschied jedoch, Zefram zu begleiten. Sicherheitshalber hielt sie eine Hand immer in unmittelbarer Nähe der Pistole in ihrer Jacke. Wenn er sie nur versuchen würde, anzupacken… Sie war schon oft in ihrem Leben von anderen Leuten enttäuscht worden.

Kurze Zeit später saß sie im Schneidersitzen auf dem schmutzigen Boden von Zeframs Bude und hörte aufmerksam zu, als er erklärte, welche technischen Komponenten er noch benötigte, um sein Projekt umzusetzen. Das ganze Bild blieb ihr nach wie vor verborgen.

Er konstruiert irgendetwas. Es war keine Frage. Immerhin gab es gewisse Anzeichen, die stark dafür sprachen. Zum Beispiel lehnte eine Instrumentenkonsole an dem Metallschrank ihr gegenüber, und darauf lagen irgendwelche Blaupausen.

„Jetzt mal Tacheles: Sind Sie Flugzeugbauer oder so was?“

„Eigentlich nicht. Aber ich hab‘ mir in den Kopf gesetzt, ein Raumschiff zu konstruieren.“

„Ach so, wenn’s sonst nichts ist…“ Mit einem Ruck stand Lily auf. Sie hatte genug. Sie wäre ohne ein weiteres Wort gegangen, wenn Zefram nicht ebenfalls aufgesprungen wäre, um sanft nach ihrer Hand zu greifen.

„Ich brauche Hilfe. Allein schaff' ich es nicht. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen."

Nicht die Worte hielten Lily vom Gehen ab, sondern der Glanz in seinen Augen. Etwas Leidenschaftliches und Atemberaubendes zeigte sich in ihnen, etwas, das sie seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Hoffnung. Träume.

Er hatte das Raumschiff – für den unwahrscheinlichen Fall, dass es eines Tages überhaupt einen Meter über dem Boden schweben sollte – *Phoenix* getauft. Und mangels besserer Möglichkeiten und mehr Finanzen würde es aus einer umfunktionierten Atomrakete entstehen. Ein verdammt hirnrissiges Unterfangen.

„Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.", wiederholte er, griff nach einigen Blaupausen, breitete sie auf dem Boden aus und kniete sich davor. Er sprach schnell und voller Enthusiasmus, wies nun genauer darauf hin, dass sich einer der alten atomaren Sprengköpfe als zentraler Kern für einen sogenannten ‚Warpantrieb' verwenden ließ. Um seine Theorien darzulegen und zu beweisen, kratzte er einige mathematische Gleichungen in den Boden.

Daraufhin wusste Lily, dass er *wirklich* ein Physiker war. Erstens: Er plapperte munter vor sich hin, vertraute einfach darauf, dass sie seine Ausführungen verstand, weil für ihn alles ganz einfach und offensichtlich war. Zweitens: Sie verstand tatsächlich, was er sagte, wenigstens im großen Ganzen. Und es ergab alles erstaunlich viel Sinn.

Ein Warpantrieb. An der Universität hatte man in diesem Zusammenhang von ‚Hyperraum' gesprochen. Damals beschränkte sich alles auf eine Hypothese, auf einen wundervollen Traum: Lichtjahre, die sich innerhalb von Tagen zurücklegen ließen; die Sterne nicht mehr fern, sondern in Reichweite.

Sie erinnerte sich an einige wilde Gerüchte, im Laufe des frühen 21. Jahrhunderts hätte es ein Haufen besonders versierter Wissenschaftler an einem geheimen Ort schon einmal versucht, der Menschheit die überlichtschnelle Raumfahrt zu ermöglichen. Aber etwas war dazwischengekommen. Vermutlich der Krieg.

„Und wo kriegen Sie die Kohle her, die Sie noch brauchen?", fragte Lily nach einer Weile.

„Ich habe eine Abmachung mit einigen Indonesiern. Windige Kerle, sag' ich Ihnen, aber sie se-

hen gewisse Möglichkeiten und wissen, dass es nicht von heute auf morgen geht. Jedenfalls sind sie bereit, ein bisschen Geld hinzuzuschießen."

„Ein Bisschen?"

„Ein paar Millionen Dollar."

Indonesien. Lily hatte gezögert und sich die kalten Arme gerieben. *Ist es dort warm?*

Während der nächsten Jahre spielten sie ein kleines Spiel. Zefram gab vor, nichts weiter zu sein als ein abgebrühter Unternehmer, der hart daran arbeitete, auf einen Schlag reich zu werden. Und Lily präsentierte sich als knallharte Diebin, die etwas erleben wollte. Beide behaupteten immer wieder, dass es ihnen in erster Linie ums Geld ging.

Der Krieg und die schreckliche Zeit danach hatten sie gelehrt, dass Träume und Hoffnungen zu leicht zerstört werden konnten. Idealismus war etwas für Narren, ebenso wie Gefühle. Daran dachte Lily immer, wenn sie Zefram aus dem *Crash & Burn* holte und zu Bett brachte, weil er viel zu betrunken war, um den Weg nachhause zu finden. Oder wenn sie ihn im Auge behielt, nachdem es beim Projekt wieder einmal zu einem frustrierenden Rückschlag gekommen war, auf den Cochrane mit ausgeprägten Depressionen

reagierte – sie wollte vermeiden, dass er am Ende noch Selbstmord beging, so wie ihr Vater.

Zuneigung hatte damit nichts zu tun, sagte sie sich immer wieder. Sie achtete nur auf ihre Investitionen. Wer mochte wissen, was die Zukunft brachte?

Im Hier und Jetzt brummte Zefram, und dadurch kehrten Lilys Gedanken in die Gegenwart zurück. In eine Welt, die aus gefrorenem Schlamm und eiskalter Luft bestand. Sie schauderte und rieb sich die Arme, so wie damals, blickte dann zum sternenbesetzten Himmel empor und überlegte.

Konnte es wirklich klappen? Würden sie morgen früh irgendwo dort oben sein und in die Geschichte eingehen, als erste Personen, die einen Antrieb verwendeten, der schneller war als das Licht?

Und waren die Indonesier tatsächlich bereit, sie wie Könige dafür zu belohnen? Ihr Versprechen ob der Finanzzuschüsse für das Projekt hatten sie zumindest größtenteils eingehalten – obwohl Lily nie einen von ihnen zu Gesicht gekriegt hatte. Die Gespräche hatte Zefram geführt.

Verträumt starrte sie in die samtene Finsternis und zog zum ersten Mal die Möglichkeit des Er-

folgs in Erwägung. Sie versuchte sich vorzustellen, in einem massiven Steinhaus zu wohnen, mit fließendem Wasser, einer eigenen Aufladestation und einem Wagen.

Wie mochte es sein, einen Bauern dafür zu bezahlen, bestimmte Dinge anzubauen, sie mit den Lebensmitteln zu versorgen, die sie sich wünschte? Oder dem geradezu absurden Luxus zu frönen, einen Hund zu füttern?

Sie senkte den Kopf wieder – und im gleichen Moment nahm sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung wahr. Eine kleine, helle Scheibe glitt vor dem Hintergrund der Sterne über den dunklen Himmel. Oder zumindest sah es so aus.

Lily zupfte an Zeframs Arm. „Hey, was ist das denn?“

Er blickte nach oben und kniff die Augen zusammen, um nicht doppelt zu sehen. „Das…ist das Sternbild des Löwen, meine Teure.“

„Stimmt.“ Sie musste grinsen. „Dabei bist *Du* ja der Betrunkene. Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, dass wir schon in vierundzwanzig Stunden da oben sind.“

Eine Woge der Melancholie schien Zefram zu erfassen. „So lange für diesen Moment.“, sagte er leise.

Er ist ein tiefes Gewässer, und ich kenne bislang nur die Oberfläche., dachte sie, während sie ihn betrachtete. „Du hast mir nie richtig erzählt, wo Du die Antimaterie herbekommen hast.“

Zefram blies eine alkoholisierte Wolke in die kühle Luft. „Ist nicht vom Himmel gefallen.“

„Hab‘ ich mir gleich gedacht.“

Er kratzte sich am Hinterkopf. „Ist ‘ne längere Geschichte.“

„So wie die Geschichte Deines verdammten Lebens, die Du mir nie anvertraut hast? Wir schufften jetzt schon so viele Jahre zusammen, aber in all der Zeit hast Du Dich immer zurückgehalten, wenn’s um Dich ging.“

Zefram winkte ab. „Nimm’s nicht persönlich. Das hat seine Gründe, Lily.“

„Es hat *immer* jeder seine Gründe, oder? Hör zu, vielleicht geh’n wir morgen drauf. Also würde ich wenigstens endlich wissen, wer der Typ war, für dessen Vision ich meinen Arsch riskiert hab‘. Findest Du nicht, Du bist mir den reinen Wein schuldig?“

Der Hochgewachsene seufzte. Es war das erste Anzeichen seiner stillen Kapitulation. Er wusste, dass sie Recht hatte. „Also, ich schätze, wir haben wirklich noch etwas Zeit bis morgen.“, sagte er.

Und dann begann er die Geschichte von Zefram Cochrane zu erzählen, eines Mannes, der – wie so viele andere – in den Wirren des Dritten Weltkriegs verloren gegangen war.

- Teil II: *Sommer 2021 – Frühjahr 2022* -

.: Kapitel 17

8. Juli 2021
Isla Caroma, Pazifischer Ozean

Rain Robinsons Geist befand sich im Dämmerzustand.

Dabei verschwand sie aus der Gegenwart ihrer eigenen Wirklichkeit und träumte vom Was-wäre-wenn. Aus dem Nebel ihrer Erinnerung trat ein lächelnder, blondhaariger Mann mit blauen Augen hervor und griff nach ihrer Hand.

Sie erkannte ihn auf Anhieb.

Der Mann aus der Zukunft. Oder auch der Mann aus ihrer Vergangenheit, die vor fünfundzwanzig Jahren unausweichlich ihren Lauf genommen hatte. Je nachdem, wie man es betrachten wollte.

Der Mann zog sie durch den Dunst und hinein in eine Zukunft, die niemals angebrochen war, die

gleichwohl hätte ihre sein können, hätten sich die Dinge nur anders entwickelt. Die Dinge, über die sie stets Schweigen bewahrt hatte.

Warum hatte sie geschwiegen? Teils, weil sie die Ereignisse, die stattgefunden hatten, nie ganz verstand und diese im Nachhinein viel zu flüchtig schienen, um sie zu fassen. Teils aber auch wegen eben des Mannes, an dessen Hand sie nun durch den Nebel schritt.

Weil sie ihm vertraut hatte. Weil sie sich in ihn verliebt hatte.

Er hatte ihr das Versprechen abgerungen, über jene ereignisreichen Tage des Jahres 1996 mit niemandem mehr zu reden, und sie hatte seiner Bitte entsprochen.

In ihren Träumen aber musste sie nicht schweigen.

Wohin gehen wir?, fragte Robinson ihren Führer, der immer wieder zu ihr zurücksah und lächelte, aber seit seiner Ankunft kein Sterbenswörtchen verloren hatte – und auch jetzt nichts erwiderte. *Verrat es mir endlich. Wohin bringst Du mich?*

Sie erneuerte ihre Frage noch einige Male, ehe der Nebel zurückwich und sie erkannte, dass sie nicht mehr auf der Erde war. Stattdessen schweb-

te sie, haltlos und ungebunden, im Weltraum, umgeben von pecher Schwärze, allenthalben durchbrochen von Sternenlicht. An ihrer Hand war nach wie vor Tom Paris. So hatte er geheißen.

Ich versteh' das nicht… Was machen wir hier?

Stumm deutete er nach rechts, auf die große blaue, wolkenverschnörkelte Kugel vor ihnen.

Die Erde. Ein ebenso friedlicher wie überwältigender Anblick. Anfänglich geblendet von Herrlichkeit, wusste sie kaum, wie ihr geschah.

Im Weltraum. Ich bin tatsächlich im Weltraum. Wie oft hatte sie davon geträumt, seit sie im zarten Alter eines Teenagers zum ersten Mal durch ihr Teleskop die Saturnringe in Augenschein genommen hatte? Es war ein überwältigender Glücksmoment.

Er sollte nicht lange währen. Denn nur Sekunden später rauschte aus ihrem linken Sichtfeld und äußerst dicht an ihnen entlang ein Gesteinsbrocken vorüber, eine mehrere Meter große Sichel aus Nickel und Eisen…und noch mehr.

Grüner Staub flackerte auf seiner Oberfläche, gefroren zu kosmischem Eis. Der Komet näherte sich der Erde.

Was geschieht hier?

Mit einem Mal wusste Robinson, dass sie die Entwicklung der Dinge im Zeitraffer beobachtete. Sie war Betrachterin eines astronomischen Stücks Geschichte. Einer Geschichte, die das All ebenso betraf wie den Planeten Erde.

Die Geschwindigkeit, mit welcher der Asteroid in die Atmosphäre eintrat und schließlich in Nordfrankreich aufschlug. Das Tempo, mit dem die Ranke ihre erbarmungslose Invasion durchführte. All das vollzog sich binnen Minuten.

Schwärze begann die Oberfläche des Blauen Planeten nach und nach zu überziehen. Die Welt veränderte sich. Urgewaltige Gewitterwolken und atmosphärische Stürme formierten sich über den befallenen Zonen.

Es war ein Prozess, der schonungslos fortschritt…bis der komplette Globus von den feindlichen Scharen der Magnolie überrannt worden war. Robinson wurde sich gewahr, dass sie hier Zeuge wurde, wie sämtliches Leben auf der Erde vernichtet wurde.

Dies war auch der Untergang der Menschheit. Die Ranke hatte sie endgültig erstickt.

Doch nicht vollständig, wie es schien. Ein Objekt erhob sich aus den atmosphärischen Sturmfronten. Als es allmählich anschwoll, realisierte Ro-

binson, dass es sich um ein Raumgefährt handelte.

Ein Schiff. Der markanten Form nach zu urteilen eine *DY-100*.

Und von irgendwoher wusste sie, dass dieses Schiff die letzten Überlebenden der Spezies Mensch forttrug, auf der Suche nach einer neuen Heimat. Dies war eine Arche, und an Bord befanden sich die letzten Reste menschlichen, tierischen, pflanzlichen Lebens, das von der einstmals so stolzen Mutter Terra übriggeblieben war, ehe der eine Asteroid sie heimsuchte, der alles veränderte.

Sie haben es geschafft., dachte sie, und ein feierliches Gefühl griff Platz in ihr. *Sie fliegen davon. Das ganze ultrageheime Treiben auf der Isla Caroma ist also nicht umsonst gewesen. Unsere* Arbeit *ist nicht umsonst gewesen.*

Beim Anblick des nun aus dem Orbit weichenden Raumschiffs empfand sie Stolz und unendliche Erleichterung. Die Zukunft der Menschheit war – auch, wenn sie würde von neuem anfangen müssen – nicht in Ruin gelegt worden. Sie würde *weiter*leben.

Plötzlich tat sich etwas. Kaum merkbar fing es an. Hinter der *DY-100* begann etwas zu wabern.

Es tänzelte aus den metreonischen Gewitterballungen und langte nach dem hinteren Ende der postmodernen Arche. Eine Art langer, schwarzer Tentakel bemächtigte sich des Triebwerks und schlang sich darum herum.

Das Fortkommen des Raumschiffs wurde sogleich gestoppt. Nun wurde es wieder zurückgezogen, in die Umlaufbahn und dann in die Atmosphäre. Es war so verletzlich, wie ein Wurm am Haken einer Angel.

Die Arche wand sich. Verzweifelt versuchte sie mit mehr Schub zu entkommen, doch es war vergebliche Mühe. Der organische, dunkle Ausläufer, der aus den Wolken gekommen war, war unerbittlich. Er zog weiter und weiter, und die *DY-100* verlor schließlich das letzte Bisschen Kontrolle.

Sie begann zu taumeln und zu schlingern. An Bord musste endgültig Panik ausgebrochen sein.

Nun geschah es. Ein grässliches, finsteres Maul tat sich aus den Sturmladungen der oberen Atmosphäre hervor. Und dann verschlang es die letzte Aussicht auf Rettung für die Menschheit mit Haut und Haar. Das Ende des Homo sapiens war besiegelt.

Nein!, schrie Robinson, die allem beigewohnt hatte. Namenlose Angst überfiel sie. Sie hatte dem

Drama der Ausbreitung der Ranke leidend beigewohnt. Dann aber hatte noch Anlass zur Hoffnung bestanden. Selbst dieser letzte Funken, diese Aufwallung von Glauben, war ihr schließlich genommen worden, denn sie hatte den Schrecken mitangesehen.

Tom Paris drehte ihren Kopf zu sich. Sein ominöses Lächeln war verschwunden. Stattdessen musterte er sie aufmerksam und teilte dann zum ersten Mal seine Lippen.

Der Abgrund lauert überall., flüsterte er. *Du musst wachsam bleiben, Rain. Immer wachsam.*

„Rain?“

Robinson erwachte abrupt und fand sich, halb versunken, über den mit Protokoll- und Notizbergen bedeckten Kontrollen ihres stellarkartografischen Labors wieder. In der Geheimbasis des US-Militärs, auf der Isla Caroma, mitten im pazifischen Nirgendwo.

Dort, wo sie schon seit Monaten einquartiert war und nur noch selten das Licht des Tages erblickte.

Und Caroline Picard hatte sie geweckt. Durch ihren noch schlaftrunkenen Blick meinte Robin-

son zu erkennen, dass die Französin besorgt aussah.

Nicht besorgter als wir alle. Mühselig rappelte sie sich hoch. „Ähm… Ja?“

„Ich dachte, ich seh‘ mal nach Ihnen.“

Ehe Robinson sich versah, wurden ihr auf einem Tablett ein Teller mit butterbestrichenem Toast und Spiegelei sowie eine große, dampfende Tasse frischen Kaffees vorgesetzt. Das Arabica-Aroma duftete verführerisch. „Wenn ich richtig liege, hatten Sie heute weder Frühstück noch ein ordentliches Mittagessen, oder?“

„Das ähm…ist richtig. *Danke.*“

Benommen, überrascht und verwirrt wechselte Robinsons Blick zwischen Picard und dem Tablett. Sie hing noch an dem, was sie vorhin hinter ihrer Stirn erlebt hatte, obwohl der Traum – wie es Träume nun einmal an sich hatten – flüchtig war und ihr zwischen den Fingern ihres noch erwachsenden Geistes zerrann wie feiner Sand.

Picard reagierte auf ihr Zögern. „Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Rain? Sie sehen beinahe so aus, als hätten Sie gerade ein Gespenst gesehen.“

Als Robinson nichts erwiderte, lächelte die Französin nur höflich und ließ sie wieder mit ihrer seit vielen Wochen andauernden Arbeit, nach

einem geeigneten Exoplaneten Ausschau zu halten, allein. Während es Roykirk, Cochrane und den anderen in den vergangenen Monaten gelungen war, die Blaupause eines neuen, viel versprechenden (wenn auch noch völlig realitätsfernen) Antriebs zu entwickeln, war sie ihren großen Durchbruch schuldig geblieben.

Dieses Bewusstsein nagte zusehends stärker an ihrem Ego. Spätestens seitdem die *Challenger*-Sonde weder den Saturn-Mond Titan für besiedelbar eingestuft hatte noch sich die verbliebenen Kandidaten auf ihrer Liste als vielversprechend entpuppt hatten, waren Frustration und Ermattung ausgebrochen.

Einen besiedelbaren Exoplaneten zu finden, war wie die sprichwörtliche Suche nach der Nadel im Heuhaufen. Es gab unzählige Variable, die eine bestimmte Ausprägung haben mussten, und immer gab es KO-Argumente für einen auf den ersten Blick vielversprechenden Kandidaten.

Nach bewohnbaren Planeten zu suchen, hatte sich als frustrierende Angelegenheit herausgestellt. Ganze Generationen von Astrophysikern konnten ein Lied davon singen. Trotz Jahrzehnten der unablässigen Suche mit immer besseren Teleskopen und Beobachtungsverfahren, hatte man

bislang keinen Erfolg gehabt. Immer gab es irgendwo einen Haken, der die komplette Gleichung zum Einsturz brachte. So hatte am Ende dieser Gleichung bislang auch nie ‚lebensfähig' gestanden.

Anstatt unter den Abermilliarden Planeten am Gestirn endlich einmal einen zu finden, der ähnlich war wie die Erde, hatte man immer mehr erkannt, was für ein unglaublich gesegneter Zufall die Entwicklung des Lebens im Sonnensystem gewesen war. Eine kosmische Unwahrscheinlichkeit, die unter dem Einfluss vieler besonderer Faktoren und Gegebenheiten, die zudem exakt in der richtigen Reihenfolge abliefen, ad absurdum geführt worden war.

Leben im Weltraum *war* unwahrscheinlich. Es war dadurch nicht unmöglich, davon waren auch heute noch viele Forscher überzeugt, und doch war die Voraussetzung für sein Entstehen nicht weniger als ein wissenschaftlich belegbares Wunder.

Die Grundregel bei der Suche nach bewohnbaren extrasolaren Himmelskörpern war dabei immer noch dieselbe: Wollte man Welten finden, die Leben tragen konnten, musste man Sonnen suchen, die lange brannten. Einige Milliarden Jahre,

mindestens. Die Suche nach belebbaren Planeten begann mit der Suche nach geeigneten Sternen.

Doch Stern war nicht gleich Stern. Es gab rote Zwerge, blaue Riesen, aber auch rote Riesen und weiße Zwerge. Diese Spektraltypen waren ganz unterschiedlich groß, was unmittelbar mit ihrem Charakter zu tun hatte. Verglichen mit der Erde, hatte die Sonne dreihunderttausendmal mehr Masse; kleiner dagegen waren die roten Zwerge. Im Gegensatz dazu konnten blaue Sternriesen hunderte oder sogar tausende Male größer sein als der Heimatstern der Erde.

Die Giganten waren es jedoch nicht, in deren Nähe die Suche nach einer zweiten Erde Erfolg versprach. Sie mussten Brennstoff für Milliarden von Jahren in sich tragen, um ausreichend lange Energie zu liefern, damit sich auf einem der sie umkreisenden Planeten Leben herausbilden und entwickeln konnte. Evolutionsprozesse waren keine Sache für Ungeduldige. Ein Blick auf die kosmische Uhr bewies es, wo der Mensch erst um drei Sekunden vor zwölf die Bühne betreten hatte.

Doch die Riesen hatten in aller Regel ein viel zu kurzes Leben. Wie Holz in einem sehr heißen Ofen rasch verglühte, so verbrannten die giganti-

schen Sonnen ihren Brennstoff im Rekordtempo. Einem Kurzstreckenläufer ähnlich, der plötzlich Marathon laufen muss, ging ihnen in Kürze die Puste aus. Manche waren schon nach wenigen Millionen Jahren ausgebrannt – im Maßstab der kosmischen Uhr waren sie damit schon nach wenigen Minuten tot. Leben konnte unter ihrer Ägide nicht gedeihen.

In Frage kamen also nur Sonnen, die so alt werden konnten wie Sol oder älter. Mehr als Zweidrittel der Sonnenpopulation in der Milchstraße setzte sich aus solchen Sternen zusammen, darunter vor allem rote Zwerge. Die Verbrennung lief verhältnismäßig langsam ab, und sie wurden mindestens einige Milliarden Jahre alt. Aber im Kontrast zu den blauen Riesen waren die roten Zwerge zumeist so geizig mit ihrem Wasserstoffbrennstoff, dass sie nicht die Kraft hatten, die Herausbildung eines Ökosystems nachhaltig zu bedingen.

Übrig blieben am Ende die mit Sol unmittelbar verwandten Spektraltypen der G-Klasse. Diese trafen die goldene Mitte, waren weder zu heiß, dass alles verbrannte, noch zu schwach, dass es einfror, und lebten stabil und überdurchschnittlich lang. Diese Sterne waren jedoch eine ver-

schwindende Minderheit in der Milchstraße (nur circa ein Dreißigstel waren solche Sonnen).

Und das war erst das Sonnen- und damit das Hauptproblem bei der Suche nach lebensfähigen extrasolaren Himmelskörpern. Das Spektrum engte sich danach noch deutlich weiter ein. Es brauchte einen Felsenplaneten im Umkreis eines G-Klasse-Sterns, der in einer sogenannten grünen Zone lag, in der Wasser – sein Vorhandensein eine zwingende Voraussetzung – flüssig werden konnte. Doch unabhängig davon, dass sich Wasser (in welchem Aggregatzustand auch immer) auf solchen terrestrischen Himmelskörpern mit festen Bestandteilen bislang nicht nachweisen ließ, waren bereits Felsenplaneten in grünen Zonen an sich eine sehr seltene Entdeckung.

Die allermeisten Sternensysteme roter Sonnen beherbergten überhaupt keine Felsenplaneten. Letztere waren im Entstehungsprozess des Systems häufig von Gasriesen geschluckt worden, die aufgrund ihrer hohen Masse an den Stern heranrückten und sich die kleineren Felsenplaneten einfach einverleibten.

Und für den theoretischen Fall, dass man tatsächlich mal einen G-Klasse-Stern mit terrestrischem Vertreter und flüssigen Wasservorkom-

men entdeckt hatte, ja selbst dann waren noch längst nicht alle Fragen geklärt. Wie war die Umlaufbahn der Welt beschaffen? Wie verhielt es sich mit ihrer Rotationsachse? War sie stabil? Gab es einen oder mehrere Monde, und welchen Einfluss hatten sie auf die Umweltprozesse? Inwiefern gingen Schwerkraftfelder von angrenzenden Sternen aus und destabilisierten die planetaren Kreisbahnen? Und, und, und… Am besten war es wohl, man dachte über all diese Eventualitäten nicht nach. Es konnte selbst den naivsten und optimistischsten Gläubiger außerirdischen Lebens in die Verzweiflung treiben.

Viel zu spät erwiderte Robinson auf Picards Kommentar: „Ein Gespenst. Vielleicht hab‘ ich das ja. Vielleicht hab‘ ich das.“

Sie nahm einen Bissen des Toastes und kaute notdürftig. Mit einem Mal lagen ihr ein paar Worte auf der Zunge.

Wachsam bleiben, Rain. Immer wachsam.

Die Worte aus ihrem Traum. Neuer Ehrgeiz durchströmte sie. Sie durfte keine Ablenkungen zulassen. Sie musste hier unbedingt weitermachen.

Robinson drehte sich in ihrem Stuhl wieder zu ihren Konsolen herum und räusperte sich, nach-

dem sie sich im Rahmen eines kurzen Brainstormings an den Standpunkt ihrer Untersuchungen erinnert hatte. „Computer, zeige mir eine Auflistung der abzutastenden Sektoren D-73 und F-93. Volle Gitterauflösung…“

Noch ein paar Anweisungen folgten, und die Maschine begann mit ihrem Scan fortzufahren.

Robinson würde sich drei weiteren Tagen der rastlosen Suche verschreiben, mit nur einem Minimum an Schlaf und Nahrung und ständig zwischen Hoffen und Bangen.

Dann, irgendwann in den frühen Morgenstunden, würde der Computer sie wecken…und ihr zum ersten Mal ein positives Ergebnis mitteilen.

Sie würde sich die Augen reiben, trotzdem Doppelbilder sehen. Zuerst würde sie die Anzeige für ein Produkt ihrer Schlaftrunkenheit, kurz darauf für schlichte Fantasie halten, schließlich für einen Softwarefehler.

Sie würde sich das Resultat der Abtastung ein halbes Dutzend Mal bestätigen lassen und Gegenchecks vornehmen, ehe sie auch nur einen Hauch Sicherheit erlangen konnte.

Mit offener Kinnlade würde sie das Bild studieren, das ihr über das James-Webb-Teleskop, dessen sie sich unter anderem bediente, dargeboten

wurde. Entfernung: etwa zwanzig Lichtjahre, wenn sie das richtig einschätzte.

Und alles deutete auf eine Sauerstoff-Stickstoff-Atmosphäre hin, die erdähnlich war. Der Abstand zur Sonne war ideal. Und es gab dort offenbar Wasser.

Wie die Erde…

„Das kann doch nicht… Terra Nova.“, hauchte sie gebannt.

Wenn das wirklich stimmt, dann haben wir all die Jahre in die falsche Richtung geschaut. Und nun hast *Du die Nadel im Heuhaufen gefunden, Rain. Du bist wachsam geblieben.*

Zuletzt gab sie sich einen Ruck und erhob sich mitsamt einigen eilig zusammengerotteten Unterlagen. Sie hatte eine unglaubliche Entdeckung gemacht, und nun musste sie ihr Team über alles informieren.

.:: Kapitel 18

13. Juli 2021
[unbekannter Ort]

Das Fahrzeug, bei dem es sich um einen gut gefederten Jeep handeln musste, rumpelte unter ihr. Den fortwährenden Erschütterungen zufolge schienen sie die asphaltierten Pfade vor mindestens einer Stunde endgültig verlassen zu haben.

Petra Wright glaubte es zu spüren. In den Stunden, die hinter ihr lagen, hatte sich die Luft zuletzt immer weiter erhitzt und roch auch würziger. Es musste Richtung Süden gehen.

An welchen Ort man sie wohl brachte? Die Frage stellte sie sich allenthalben – ohne Aussicht, eine Antwort zu erhalten. Die Augenbinde, welche sie trug, verbot ihr, auch nur halbwegs einen Schlussstrich unter ihre Spekulationen zu ziehen,

und die Schweigepflicht, die ihr auferlegt war, führte dazu, dass sie sich noch ein gehöriges Stück unwohler in ihrer Haut fühlte.

Sie hasste es, dieses Spiel mitspielen zu müssen. Doch es gab kein Pardon: Wer den *Kindern des Lichts* beitreten wollte, hatte sich ihren Regeln ohne Wenn und Aber zu unterwerfen. Allerdings… Welche Laune des Schicksals hatte eigentlich dazu geführt, dass sie sich den Gesetzen von *Phillip Green* unterwarf?

Sie erinnerte sich an seine Worte, nachdem sie ihn, wie von ihm gewünscht, im Weißen Haus besucht und er ihr den Grund für seine unverhoffte Einladung dargelegt hatte. *Ich kann Ihnen diesen Auftrag nicht befehlen. Ich kann Sie nur darum bitten, es für unsere Nation zu tun. Oder besser noch: Tun Sie es im Auftrag der Menschheit.*

War das also der Grund, weshalb sie sich hatte schlussendlich breitschlagen lassen, in den Großraum Dallas zurückzukehren? Weil sie so voller Altruismus steckte, so selbstlos und voller Gutmenschentum war, dass sie diesen Einsatz, ohne länger darüber nachzudenken oder sich Sorgen zu machen, auf sich nahm?

Die Antwortet lautete: Nein. Es ging um etwas anderes. Um Erinnerung, Gewissen und Loyalität, die daraus erwuchsen.

Auf *Freedom-One* hatte Phillip Green ihr und ihrer Adoptivtochter Ramona das Leben gerettet, und nun war der Zeitpunkt gekommen, da Wright wusste, dass sie ihm etwas dafür schuldete. Sie hatte nicht ablehnen *können*.

Aber der andere Teil der Wahrheit war auch, dass sie seit ihrem zurückliegenden Trip in die Gelbe und Rote Zone – so grauenvoll und mysteriös er geendet hatte – das deutliche Gefühl verspürte, dass es richtig war, diesen Pfad weiterzuverfolgen. Wo er sie wohl hinführen mochte?

Sie konnte es nicht sagen. Sie konnte nicht einmal behaupten, dass es nicht ein uregoistischer Winkelzug war, Ramona um ein weiteres Mal (und unter Vorenthaltung der Wahrheit) bei ihrer Großmutter zurückzulassen, nur um sich auf ein Abenteuer einzulassen, das viel gemein hatte mit einem Kind, das mit dem Feuer spielte.

Sie *wollte* sich ja gar nicht diesen Terroristen anschließen; sie tat lediglich so, und das war eine sehr gefährliche Einstellung bei Leuten, die mittels blutiger Anschläge Dutzende Male demons-

triert hatten, wie wenig sie zu Scherzen aufgelegt waren.

Aber spätestens ihre Erfahrungen in R-3 hatten in ihr die Empfindung manifestiert, dass diese Welt düstere Geheimnisse barg, die sie ihr entlocken musste. Ganz egal, was danach kam. Ganz egal, ob die Welt am Ende *doch* in den Abgrund stürzte. Darum ging es nicht. Sie hatte das deutliche Gefühl, dass das ihre Aufgabe war. Es verlieh ihr neue Kraft.

Wright erinnerte sich an jenen Morgen vor über einem Jahr, ehe sie zu ihrer Chefin, Molly Winters, ins Büro gegangen und ihre Arbeit wiederaufgenommen hatte. Bevor sie die Wohnung verließ, hatte sie schweigend aus dem Fenster und auf ein noch schlafendes New York geblickt. Dieser Welt, die sie so hatte leiden lassen, Antworten zu entlocken versucht.

Heute wusste sie, dass jener Augenblick ihre persönliche Stunde Null geworden war. Nach Jacks und Martins Verlust war sie nicht aus dem Wunsch nach bloßer Routine in ihren alten Job zurückgekehrt, sondern weil sie diese Eingebung gehabt hatte. Dass sie noch eine Rolle spielte…

Sie seufzte in sich hinein. *Ich hoffe, ich bin keinem Aberglauben aufgesessen…oder habe mich für*

zu wichtig genommen. Na ja, das werden wir schnell herausfinden. Einen Weg zurück gab es jetzt nicht mehr. Bald schon würde sie eine Anhängerin der *Kinder des Lichts* werden. Doch einfach würde sich der Weg dahin nicht ausnehmen. Man würde ihr nicht von vorneherein Vertrauen schenken.

Wieder hörte sie Greens Stimme in ihrer Erinnerung: *Denken Sie immer daran: Man wird Sie testen. Reden Sie sich bloß nicht ein, das Training der vergangenen Monate hätte Sie darauf vorbereitet. Es hat Ihnen nur eine schwache Ahnung davon gegeben, was die* Kinder des Lichts *mit Ihnen vorhaben. Sie werden sehr stark sein müssen. Aber ich bin davon überzeugt, Sie werden es schaffen. Wir werden es* gemeinsam *schaffen. Wir alle zählen auf Sie, Misses Wright.*

Nach weiteren anderthalb Stunden der Fahrt geriet der Wagen ohne Ankündigung und ziemlich abrupt zum Stillstand. „Aussteigen!“, bellte der Fahrer, dessen Stimme sie nur einmal vernommen hatte.

Wright hörte ein Klacken – die Zentralverriegelung war soeben aufgehoben worden. Ihre Hand tastete zum Türgriff, doch vorher öffnete jemand anderes, der außerhalb des Wagens stand. Es war

nicht der Fahrer, der unmöglich so schnell hatte aussteigen und um das Fahrzeug herum gehen können.

Nachdem sie mit einigem Nachdruck aus dem Jeep herausgezerrt worden war, spürte sie den festen Griff zweier Hände, die aus verschiedenen Richtungen langten. So stellte sie fest, dass sie sogar *zwei* Empfänger hatte. Man zerrte sie vorwärts, doch ohne ein Wort zu sagen. Wright war klug genug, still zu bleiben und sich ohne Wenn und Aber in ihre Rolle zu fügen.

Die flirrende Mittagshitze wich abrupt einer moderigen Kühle, als man sie in eine Art Gebäude mit stählernem Untergrund führte. Sie hörte den Widerhall, den ihre Schritte produzierten. Sie befanden sich in einer Art Halle. Vielleicht in einem stillgelegten Fabrikgebäude, einem der vielen aufgegebenen Industriehorte von Texas?

Auf jeden Fall haben diese Jungs ein Gespür für eine Gänsehautinszenierung…

Im Zuge einiger zig Meter, die sie noch absolvieren musste, setzte man sie auf einen wackeligen Stuhl und band sie an Armen und Beinen mit einer Art metallenem Draht fest. Im Nu war Wright verschnürt wie ein Paket und wartete darauf,

dass etwas geschah. Aber es passierte überhaupt nichts.

Ihre Eskorte entfernte sich mit dem Echo, das hier allgegenwärtig war, und eine geisterhafte Stille begann sich über ihr und um sie herum breit zu machen. Sie zählte zehn Herzschläge.

Einen Augenblick kamen ihr Zweifel. *Was wird das hier? So eine Art Ausnüchterungstherapie?* Wie lange wollte man sie so schmoren lassen?

Je mehr Minuten verstrichen, desto stärker wurde in ihr das Gefühl, ihre Stimme einsetzen zu müssen, laut zu rufen und einzufordern, das mysteriöse Spiel zu beenden, jetzt bitte endlich voranzumachen, denn sie hatte ja schließlich mordsmäßigen Hunger und war auch müde nach all den Strapazen. Und überhaupt: Sie machte diesen ganzen Bockmist ja nur mit, weil sie jemandem einen persönlichen Gefallen schuldete – oder glaubte, dies tun zu müssen. Nicht, um eine feurige Anhängerin des Bösen zu werden.

Doch Wright riss sich zusammen. Beherrschte die in ihr aufkeimende Furcht, die große Angst vor ihrem eigenen Herzschlag, vom großen Nichts umfangen.

Dann pfiff die Statik eines aufgeschalteten Mikrofons, und aus Lautsprechern, die links und

rechts von ihr angebracht worden sein mussten, raunte eine verschwommene, um ein halbes Dutzend Mal verhallende Stimme: [Wer sind Sie?]

Wright schmunzelte. „Eine interessante Frage.“, erwiderte sie daraufhin. „Das wissen Sie doch schon längst.“

[Das ist keine zureichende Antwort. Wer sind Sie?], erneuerte die Stimme ihre ursprüngliche Frage.

Was soll's. Spiel einfach mit.

„Ich bin Petra Wright, Reporterin der *NYT*.“

[Unzureichende Antwort. Wie Sie heißen, wissen wir bereits. Wer sind Sie?] Die Stimme wurde härter. Ungeduldiger. Fordernder.

Langsam verliere ich die Lust daran. Ungeduld nahm Überhand in ihr. „Das sagte ich doch bereits, verdammt. Ich bin Petra Wright von der… *Argh…*“

Im nächsten Moment durchfuhren Stromschnellen ihren Körper, brannten wie Feuer und gleichzeitig eiskalt. Wright war wie paralysiert, zitterte noch, nachdem die energetischen Stöße eingestellt wurden. Jetzt war klar, mit was sie an Handgelenken und Knöcheln verkabelt worden war.

[Wenn Sie Ihre unzureichenden Antworten wiederholen, steigert sich das Maß der Bestrafung. Haben Sie das verstanden?]

Reden Sie sich bloß nicht ein, das Training der vergangenen Monate hätte Sie darauf vorbereitet.

Der Schmerz war grässlich gewesen. Wright sah sich dazu veranlasst, eifrig zu nicken, und das war nicht einmal gelogen. Doch wusste sie nicht im Geringsten, worauf all das hinauslief.

[Wer sind Sie?], fragte die Stimme nun schon wieder.

Wer bist Du? Mein Gott, lass Dir 'was einfallen. Werd' kreativ.

„Ich…ähm…bin eine Frau. Ich bin…war…bin Mutter. Ich wurde geboren in den USA, einem Land der freien Welt. Genauer gesagt in Maine, in der Nähe von…"

Erneut jagte Pein durch ihre Glieder. Wright stöhnte auf.

[Unzureichende Antwort!], ertönte es schon wieder. [Sie definieren sich über Ihr Geschlecht, Ihren Geburtsort? Freies Land.] Ein verächtlicher Ton schwang in der Stimme, die nun sehr schroff zu klingen begann: [Wer – *sind* – Sie?]

„Ich…ich… Ähm… Ich bin die Tochter…"

Beinahe hatte sie es befürchtet. Glühende Energie schoss durch Wrights Arme und erfasste schließlich den ganzen Körper. Es pochte bestialisch.

[Auch das ist eine unzureichende Antwort! Sie sind eine traurige Kreatur. Sie sind nicht in der Lage, meine einfache Frage zu beantworten, ohne auf Ihren Titel zurückzugreifen, auf Ihre Ideologie und darauf, wie andere Sie nennen. Haben Sie denn gar nichts Eigenes vorzuweisen? Irgendetwas, das nicht von Anderen geschaffen, definiert, genormt, gestempelt, sanktioniert, nummeriert oder genehmigt worden ist? Wie soll man von Ihnen erwarten, dass Sie für die Zukunft der Menschenkinder kämpfen, wenn Sie nicht die geringste Vorstellung davon haben, wer Sie selbst tatsächlich sind?]

Wright schwieg, ohne eine blasse Ahnung, was sie erwidern sollte.

[Haben Sie eine Vorstellung, wie viele so schon vor mir standen? So selbstbewusst, voller Stolz, erfüllt von großer Selbstüberschätzung… Sie haben sich für etwas Besonderes gehalten, auserwählt von Gott. Doch sie waren fast alle nur Scharlatane. Kaum einer hat die Anforderungen erfüllt, die wir an neue Brüder und Schwestern

stellen. Sie waren unseres großen Werks nicht würdig.]

Eine bedeutungsschwangere Pause entstand. [Es gefällt Ihnen hier nicht. Sie wären lieber wieder zuhause, in Ihrem Appartment. Oder besser noch: bei Ihrer Adoptivtochter. Am liebsten wären sie wieder im Loove District und würden sich Galee-Bopp anschauen. Zusammen mit Jack und Martin.]

Woher wissen die all das über mich? Eine Gänsehaut überkam Wright.

„Ich bin dort, wo ich sein muss.“, erwiderte sie, entschlossen, etwas Handfestes zu entgegnen.

[Sicher, wieso auch nicht.], sagte die Stimme. [Sie sind Petra Wright. Journalistin der *New York Times*. Sie sind Frau und Mutter. Sie sind geboren in einem freien Land. Sie denken, Sie beschreiten Ihr Leben einfach so, wie es Ihnen gefällt. Der Glaube, auf ein Wort von Ihnen kämen die himmlischen Heerscharen herab und würden Sie fort bringen, fort von allem Leiden, fort von diesem Ort. Es kann gar nicht anders sein, weil es Ihr Schicksal ist.]

„Wir alle haben ein Schicksal.“, meinte Wright.

[Ach wirklich? Wie großmütig Sie sind.]

„Vielleicht. Auf jeden Fall weiß ich eins: Manchmal finden wir unser Schicksal genau deshalb, weil uns von Leuten gesagt wird, wir seien bedeutungslos.“ Sie zögerte, als ihr ein neuer Gedanke kam, der mehr von ihrer Persönlichkeit enthielt. Sie beschloss, ihn auszusprechen. „Oder weil uns das Leben sagt, wir hätten unsere besten Tage bereits hinter uns.“

[Wird Ihnen das gesagt von Leuten wir mir?], wollte die Stimme wissen.

Wright antwortete nicht.

[Ja, vielleicht.], sagte die Stimme schließlich. [Aber sind wir, indem wir das sagen, Zerstörer oder Bewahrer der Träume? Sind wir, indem wir es sagen, nicht Hüter und Anwälte der Menschenkinder? Äußern Sie sich, Petra Wright, Journalistin, Frau und Mutter aus dem freien Land. Sprechen Sie zum Universum. Sprechen Sie zu Gott. Wenn er Sie hört, wird er sicher antworten. Rufen Sie!]

Dann wurde Wright erneut erfasst von elektrisiertem Gleißen, das jede Nervenfaser ihres Körpers durchlief. Schmerzen. Höllische Schmerzen…

[*Rufen Sie!*]

Wright überlegte, ob das ein erneuter Test war. Dass sie eigentlich nicht rufen durfte, um die Prü-

fung zu bestehen. Doch sie konnte nicht anders. Sie schrie vor Qualen aus, lauter, immer lauter.

[Ja, rufen Sie. Denn das Universum hört zu. Lernt von allen anderen. Selbst Gott tut es, im Angesicht unserer Ideen und Taten.]

Dann verklang alles; das Gleißen fand ein abruptes Ende.

[Hören Sie es? Es ist still.], flüsterte die Stimme. [Eine Stille, die so vollkommen ist, wie damals, als der Wal Jonas verschluckt hat. Zu dieser Stille müssen Sie durchdringen. Dann werden Sie einen Weg zu den *Kindern des Lichts* finden.]

Die Statik des Mikrofons verschwand. Eine eiserne Tür schien geöffnet zu werden, und kurz darauf näherte sich jemand ihr. Kalte Finger griffen an ihr Gesicht und entnahmen ihr die Augenbinde.

Eine leere, im Zwielicht verborgene Werkstatt gab sich ihr preis. Wie sie vermutet hatte, eine Gebäude, das lange nicht mehr in Betrieb war. Und im Vordergrund dieser schummerigen Kulisse im Nirgendwo stand ein kleiner Mann mit einem dichten, schwarzen Bart, die Hände gehüllt in pechfarbene Handschuhe.

Und erst dieses sarkastische Lächeln…

„Schreber.“, hauchte sie. Wright war überzeugt, es war nicht sein richtiger Name, aber einen anderen besaß sie nicht für ihn.

„Es ist auch schön, *Sie* wiederzusehen, Misses Wright.“, antwortete der Mann mit Verzögerung. „Vielen Dank, dass Sie auf meine Mail geantwortet haben. Ein wenig später als wir uns das gewünscht hatten, aber immerhin.“

„Und, was denken Sie? Habe ich… Habe ich Ihre kleine Elektroschockaufnahmeprüfung bestanden?“

„Immer mit der Ruhe, Misses Wright. Wir stehen gerade erst am Beginn unserer Beziehung. Für den Anfang können wir Ihnen mitteilen, dass wir Sie weiter im Auge behalten werden.“

„Und ist das eine gute Nachricht?“

Schreber lächelte erneut. Seine Augen blieben erfroren. „Nun, ich würde sagen, das ist sie. Aber bis wir uns einander stärker annähern können, werden Sie uns Ihren Willen unter Beweis stellen müssen.“

„Meinen Willen? Wie?“

„Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen.“ Schreber ging vor ihr in die Hocke, ließ sich mit dieser Geste sozusagen auf ihr Niveau herab. „Wir haben eine erste Aufgabe für Sie. Sicherlich

haben Sie die kürzlichen Ereignisse in Nordafrika intensiv verfolgt."

Wright prustete. „An wem könnte das vorbeigehen?"

„Sehen Sie. Wir möchten von Ihnen, dass Sie dorthin fahren…und der Welt von dort aus die Wahrheit berichten. Nicht die platte Propaganda, die überall in den öffentlich kontrollierten Medien kursiert. Gehen Sie zu den ganz normalen Menschen, tun Sie das, was Sie am besten können, so wie Sie es bereits in G-231 getan haben. Zeigen Sie der Welt das *wahre* Gesicht der GU. Zeigen Sie ihr einen halben Kontinent unter der brutalen, verbrecherischen Knute einer hegemonialen und rückwärtsgewandten Großmacht. Die GU verliert den Krieg, weil sie sich an einer Vergangenheit festklammert, der Tag für Tag mehr der Boden entzogen wird. Trotz all ihrer Gräueltaten hat sie nicht die geringste Chance. Der Anbruch einer neuen Menschheit naht. Dies sind die letzten Tage des Status quo. Die alte Ordnung wird hinweggefegt werden. Je eher die Welt dies erkennt, desto besser ist es für uns alle. Sehen Sie, zurzeit sind wir besonders darum bemüht, die Weltöffentlichkeit stärker über die Lügen aufzuklären, die ihr so lange Jahre über aufgetischt wurden. Das

geht zusammen mit unserem tief sitzenden Wunsch, den Leuten da draußen etwas über unser Menschenbild näherzubringen."

Die Propagandaoffensive…, dachte Wright. *Es scheint also zu stimmen. Die* Kinder des Lichts *haben irgendetwas vor.*

Erst vor kurzem mussten sie mit der Rekrutierung von Multiplikatoren begonnen haben, um ihre veränderten Ziele in Angriff zu nehmen.

„Und hier, Misses Wright, kommt *Ihre* Gelegenheit, dabei tatkräftig mitzuhelfen. Indem Sie die ungeschminkte Wirklichkeit in den von der GU gehaltenen und unterdrückten Gebieten berichten."

Wright nickte einmal. „Und wenn dieser Beitrag gesendet wurde – bin ich dann Teil Ihres Clubs?

Schreber stieß ein kurzes, tiefkehliges Gelächter aus. „Aber wir wollen doch nichts überstürzen. Fürs Erste berichten Sie weiter und wir *beobachten* weiter. Eine gute Heimreise, Misses Wright."

Ihre Sicht versank erneut in Finsternis, als er ihr die Binde wieder über die Augen schob.

Nur gut, dass Molly bereits in alles eingeweiht wurde., sagte sie sich. *Ich habe also Narrenfreiheit. Das wird bestimmt der grenzwertigste Beitrag, den ich je produziert habe.*

Plötzlich machte es wieder den Anschein, als könnte der Rest der Journalistenzunft glatt neidisch auf Petra Wright sein. Wenigstens für einen klitzekleinen Moment.

.:: Kapitel 19

14. Juli 2021
Washington D.C., USA

Greens Bürotür war angelehnt, doch das genügte, um das ständige Klingeln der Telefone, das Rattern der allenthalben Protokolle ausspuckenden Laserdrucker, die nervösen Unterhaltungen und das Umhergehusche auf den Gängen in vollem Umfang mitzubekommen. Langsam verlor man die Übersicht, wie viele Krisensituationen das Weiße Haus in diesem Jahr bereits gesehen hatte.

Sicher war, dass sich die Eskalationsstufe dieser außerplanmäßigen politischen Kulminationspunkte spürbar gesteigert hatte. Und das bedeutete nicht nur schlaflose Nächte für alle Minister, Staatssekretäre und Mitarbeiter, sondern vor allem eine Fragilität im internationalen Gefüge, wie

Green sie seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr erlebt hatte. Jeder noch so unüberlegte Schritt konnte jetzt entscheidende, um nicht zu sagen fatale Folgen haben.

Gerade hielt Green den aktuellen Bericht der Auseinandersetzungen mit der IL in Händen. General McCain hatte ihn vor einer halben Stunde bei ihm abgeliefert und schien als einziger, der im Regierungssitz ein und aus ging, einen eigenartigen Enthusiasmus, eine ihn erfüllende Ungeduld zu verstrahlen, den manche vielleicht amüsiert als ‚Junge im Sandkasten' abgetan hätten. Doch Green nahm ihn durchaus ernst und fand ihn sogar beängstigend.

Egal, ob es hehre oder niedere Gefühlskonstellationen waren, die derzeit die allgemeine Stimmung beherrschten – es gab dieser Tage einfach zu *viel* an Gefühlen. Wo man hinschaute, bei Politiker und Militärs gleichermaßen und auf allen Seiten. Das globale Politsystem verlor die letzten Reste seiner so teuren Rationalität, und das verhieß nichts Gutes für die Zukunft.

Entscheidungen wurden nicht mehr auf Grundlage von Kosten und Nutzen gefällt, sondern zusehends aus dem Affekt, einer rätselhaften Gemütsverfassung folgend, die einfach nur ausbre-

chen, Staub aufwirbeln, alles Etablierte in den internationalen Beziehungen umstoßen wollte. *Vielleicht liegt es daran, dass alle sowieso merken, dass die Welt auf dem besten Weg ist, vor die Hunde zu gehen. Vielleicht senkt das die Hemmschwelle.* Green konnte die Elektrisiertheit aller verantwortlichen Figuren förmlich riechen, und diese Gemengelage war womöglich noch schlimmer, als der Krieg mit den Indonesiern, der seit anderthalb Wochen in Nordafrika tobte und bereits zahlreiche Opfer gefordert hatte.

Wenn es nur zum Teil auf die Ranke zurückzuführen war, dann hatte sie schon mehr erreicht als es auf den ersten Blick anmutete. Sie hatte sich nicht bloß ganze Landstriche untertan gemacht, sondern war in die Gehirne der Menschen eingedrungen. Seit der Vernichtung von *Freedom-One* war mehr und mehr spürbar geworden, wie jeder am Rad drehte.

Bislang hatte es in Greens Zeit als Berater des Präsidenten für jedes noch so schwierige Problem eine Lösung gegeben, wenigstens einen Weg, sein Fortschreiten einzudämmen. Aber dies funktionierte nur solange, wie noch ein Hauch Berechenbarkeit im Konzert der Machtblöcke steckte. Solange man mit halbwegs kühlem Kopf nach-

denken, gefährliche Konfliktpotenziale dadurch entschärfen konnte, indem man verhandelte, Pakete schnürte, wieder verhandelte. Selbst, wenn es nur in Trippelschritten vorangegangen war, hatte der Primat der Realpolitik stets die Lage gerettet. Jetzt schien all das auf der Kippe zu stehen.

Ein Totentanz schien begonnen zu haben, und alle Beteiligten machten wider besseres Wissen dabei mit. War das die Stimmung, die Edward Grey zu beschreiben versuchte, als er vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs das Zitat von den ausgehenden Lichtern in Europa prägte?

Greens Blick kehrte zu McCains Bericht zurück. *Die Indonesier sind hochgerüstet worden, das ist keine Frage.*, überlegte er. Und für ihn war es auch keine Frage, dass die ÖK dahinter steckte. Spätestens nach dem Spionageskandal waren alle Leinen gerissen.

Hatte vor kurzem alles noch nach diplomatischem Tauwetter oder immerhin relativer Entspannung ausgesehen, hatte die ÖK mit dem Auffliegen der GU-Agenten eine abrupte Kehrtwende vollzogen. Reflexe waren ausgelöst worden, und mit ihnen hatte der Instinkt übernommen. Alle alten Vorurteile und Feindbilder waren mit ei-

nem Mal wieder hochgefahren. Seitdem liefen sämtliche Bemühungen um Deeskalation ins Leere.

Er fasste sich an die Stirn und rieb die vor Konzentration schmerzenden Schläfen. *Das alles hätte niemals passieren dürfen. Irgendwie bin ich nachlässig geworden.*

Green war immer gut darin gewesen, sich selbst Vorwürfe zu machen. Sich für nicht leistungsfähig, erfolgreich genug zu halten, mehr von sich abzuverlangen. Doch jenseits der üblichen Härte, die ihn gegenüber der eigenen Person ein ganzes Leben begleitete, fragte er sich nun, ob nicht die Verbindung zu George Salaton, die er vor einigen Monaten offengelegt hatte, in letzter Zeit sehr viel seiner Aufmerksamkeit und Energie gebunden hatte. Obwohl sich in Bezug auf den Anführer der *Kinder des Lichts* nichts wesentlich Neues mehr ergeben hatte (er hoffte, Petra Wrights Undercovereinsatz würde daran in absehbarer Zeit etwas ändern), musste er doch ständig an ihn denken. Und fühlte sich umso verantwortlicher.

Reiß Dich zusammen. Mal seh'n… Wir haben jetzt zwar einen handfesten Krieg in Nordafrika toben, aber wir müssen zusehen, dass er nicht weiter eskaliert.

Das Bündnis mit den Russen und den GU-assoziierten Staaten musste diese Belastungsprobe durchstehen. Die Hardliner- und Schurkenstaaten durften kein Oberwasser wittern. Gleichzeitig durften dabei aber auch keine Gesten verwandt werden, die sie weiter anstachelten. Der zurückliegende Spionageskandal hatte empfindlich demonstriert, wie sehr bestimmte Symboliken ein rotes Tuch für die Chinesen und Koreaner waren.

Was wir in den Eugenischen Kriegen erlebt haben, darf sich nie wiederholen. Das darf es unter keinen Umständen. Niemals. Niemals…

Ich hab's versucht, Major. Ich hab's so sehr versucht. Aber ich hab's nicht geschafft.

Greens Bewusstsein glitt ab. Diesmal wehrte er sich nicht dagegen.

Er schaute auf Corporal Jones hinunter und wusste aus der Perspektive eines Beobachters aus der Zukunft, dass es zu spät war. Der Mann verblutete. Kämpfte einen letzten aussichtslosen Kampf mit seinem lecken Körper. Wurde blasser und schwächer. Um sie herum donnerten Explosionen; die Welt schien zu vergehen.

Wen *haben Sie versucht, festzuhalten, Corporal?*, fragte Green und nahm Jones' Hand. Er war der

Jüngste in der Sechsundvierzigsten gewesen. Green hatte ihn stets zu beschützen versucht, wenigstens hatte er sich das ehern geschworen. Und dann versagte er ausgerechnet bei einem der ersten Fronteinsätze.

Der Mann bibberte, gefangen im Schüttelfrost. Sein Blick wurde verschwommener, abwesend. Mit einem Mal schien es, als blickte er hinter die Schleier des Schlachtfelds, in eine andere Welt. Aber was er sah, machte ihn umso trauriger. Tränen rannen aus seinen Augenwinkeln. Es waren die Tränen eines Jungen, der vor dem Ende seiner Träume stand.

Ich hielt ihre Hand. Sie schrie so entsetzlich. Dann rutschte sie weg. Sie entglitt mir. Ich konnte nichts mehr tun. Sie ist in den Abgrund gestürzt. Er hat sie verschlungen.

Green stützte seinen Untergebenen und merkte, dass er voller Blut war. Ein eigenartiges Empfinden teilte ihm mit, Jones hatte keine Person gemeint, doch fand er keinen Beweis dafür und kam auch nicht mehr dazu, eine Frage zu stellen. Vorher schloss der Jüngere für immer die Augen.

Corporal, nein! Sie werden hier nicht sterben! Hören Sie! Sie werden hier nicht sterben!

Trotz. Eine finale Aufwallung gegen das Unabwendbare. Mit aller Macht hämmerte Green gegen die Brust seines Mannes, um ihn herum der Feuersturm. Wieder und wieder übte er Kraft und Druck aus, aber Jones kehrte nicht zu ihm zurück.

In diesem Augenblick, da er realisierte, dass es zu spät war, dass er verloren und versagt hatte, umfing eine namenlose Stille den Kommandanten der Sechsundvierzigsten. Ein Gewicht senkte sich auf seine Schultern, schwerer als Blei. Er wusste, dass dieser Moment sich ihm einbrennen würde, in die Partitur seines Lebens. Jetzt und für alle Ewigkeit.

Und dann reckte Green den Kopf zum blutroten Himmel, an dem Drohnen, Kampfhubschrauber und Jets schossen und explodierten, und schrie so laut er konnte. Es war ein Schrei, der die Welt und ihre Grausamkeit zum Teufel schickte.

Eine Bewegung an der Tür. Green schaute auf und merkte, dass Marla Gyvers den Kopf ins Zimmer hereinsteckte. Sie sah so entsetzlich aus, dass er gar nicht erst in Erwägung zog, ihr einen Kaffee anzubieten. Nach achtundvierzig Stunden ohne Schlaf hätte es ohnehin nichts mehr genützt. Und angesichts der Unruhe, die sie offensichtlich

im Griff hielt, wäre sie darauf wohl kaum eingegangen.

„Mister Green, haben Sie schon das Neuste gehört?“ Sie schnappte nach Atem. „Die ÖK ist in Pakistan einmarschiert. Wie es aussieht, haben sie es mittlerweile vollständig besetzt. Eine Blitzaktion.“

Green brauchte einen Augenblick, um die Information zu verarbeiten. Dann lagen die Dinge relativ klar für ihn. „Das wollten sie doch die ganze Zeit über.“, ordnete er halblaut seine Gedanken. „Pakistan als Pufferzone. Jetzt, da dieser lästige Wirtschaftsvertrag über den Haufen geworfen wurde, gab es kein Halten mehr. Sie haben den Windschatten der Auseinandersetzungen mit der IL genutzt, um Tatsachen zu schaffen.“

Womöglich bestand damit die schwache Hoffnung, dass die Chinesen ihre indonesischen Schoßhunde jetzt zurückpfeifen würden und dass es die ganze Zeit über nur um die Einnahme Pakistans gegangen war. Aber verlassen konnte man sich nicht darauf. Denn genauso gut konnte es sein, dass der Expansionsrausch gerade erst seinen Anfang genommen hatte, und wieder war der Knackpunkt der Sache, dass niemand mehr

mit klarem Verstand dachte, geschweige denn agierte.

Verdammt!

„Der Präsident wird dazu in Kürze Stellung nehmen müssen.“ Die Stabschefin schnaufte, wirkte verzweifelt und aufgelöst. „Wissen Sie, was ich ihm raten soll?“

„Oh ja, das weiß ich.“, entgegnete er prompt und erhob sich, um seinen Worten stärkeres Gewicht zu verleihen. „Marla, es ist absolut zentral, dass wir kein weiteres Öl ins Feuer –…“

„Sir!“ Seine Sekretärin Ruth stürmte ins Büro, und Gyvers taumelte zur Seite. „*Sir!* Anruf von Ihrer Frau. Das *Baby*! Es ist da!“

- O -

Die Oberärztin im *Hospital Center* führte ihn durch einen langen Gang und bog dann rechts ab. Sie betraten einen Raum mit rund einem Dutzend Inkubatoren. In fünf dieser Brutkästen lagen Neugeborene.

Das Hinterste in der zweiten Reihe war seines. Ein kleines, zerbrechliches Wesen mit winzigen Händen und Füßen, aber mit einem wachen Blick aus seinen großen, dunklen Augen.

Unglaublich. Das war *sein* Kind.

Die Ärztin schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie mit gedämpfter, sachlicher Stimme: „Frühgeburten leiden oft unter der Hyalienmembrankrankheit. Dadurch fallen die Lungenbläschen bei jedem Atemzug wieder in sich zusammen. Durch den Respirator bleiben sie hoffentlich offen und versorgen ihr Blut mit Sauerstoff.“ Just, als Green neuen Optimismus schöpfte, seufzte die Ärztin und fügte hinzu: „Leider muss ich darauf hinweisen, dass das Krankheitsbild im Fall Ihrer Tochter ein…komplexeres ist.“

Green nickte. „Weiß meine Frau Bescheid?“

„Sie weiß, dass es ein Problem gibt.“

„Aber nicht, wie ernst es ist.“

„Nein, Sir.“

Den Rest des Tages verbrachte Green auf einem langen, sterilen Flur. Zu Paula ließ man ihn nicht. Notfälle eilten ebenso an ihm vorüber wie Pfleger mit Patienten, Chirurgen oder Besucher. Alles verschwamm miteinander, als Green der Erschöpfung zu erliegen drohte und in einen Dämmerzustand absank.

In den frühen Morgenstunden kehrte die Ärztin zu ihm zurück. Ihr zerzaustes, grauhäutiges Er-

scheinungsbild erinnerte ihn an das von Marla Gyvers, als sie in seiner Tür gestanden hatte. „Es tut mir Leid, Sir. Wir konnten sie nicht retten. Die Atemnoterkrankung war zu schwer. Wir haben getan, was wir konnten, aber…“ Sie schüttelte den Kopf. „Es tut mir Leid.“

In diesen Sekunden glaubte Phillip Green, eines zu erkennen: Er hatte das Schlachtfeld niemals verlassen. Er hatte es sich nur eingeredet. Aber in Wahrheit befand er sich noch immer an diesem scheußlichen Ort. Er hielt den verblutenden Corporal und sah der Welt beim Sterben zu. So erhielt er schließlich unerschütterliche Gewissheit, wen Jones gemeint hatte. Wer ihm entglitten und vom Abgrund verschluckt worden war.

Er hatte vom Planeten Erde gesprochen.

.:: Kapitel 20

2. September 2021
Adrar, Algerien

Petra Wright kniff die Augen zusammen, als sie hinab ins Tal spähte und dabei mit einem Fingertipp die Kamera in ihrer Brille aktivierte. Trotzdem konnte sie nicht verhindern, dass feiner Wüstensand ihr die Sicht trübte und sie mit seiner grieskornartigen Konsistenz ein ums andere Mal zum Blinzeln veranlasste.

Nach drei Wochen, in denen sie schon am Ort des Geschehens in Nordafrika war, der sich binnen kürzester Zeit zum größten Konfliktherd der letzten Jahrzehnte auswuchs, hatte sie sich noch immer nicht an das hiesige Wetter gewöhnt.

Am Tag war es brennend heiß, dass man – entgegen aller Bemühungen, seinen Körper mit Flüs-

sigkeit zu betanken – auszudörren drohte, in der Nacht hingegen sanken die Temperaturen derart schnell in den Keller, dass man sich unweigerlich fragen musste, ob man sich noch in denselben Breitengraden aufhielt. Anders als der Ozean besaß die Wüste keinen natürlichen Schutzfilm; sie vermochte Wärme nicht lange zu speichern, und Kälte wiederum wurde von den steil einfallenden Sonnenstrahlen bereits am frühen Morgen zugunsten glutofengleicher Temperaturen verdrängt. Sich mit diesem erbarmungslosen Kreislauf anzufreunden, fiel ihr schwerer als sie sich das vor ihrem Aufbruch vorgestellt hatte.

Noch schlimmer als die klimatischen Bedingungen aber war für Wright das Essen. Es war zwar längst nicht so spartanisch und scheußlich, wie Gerüchte sie hatten befürchten lassen, doch egal, was sie in den vergangenen Wochen angepackt und vertilgt hatte – ihr Magen schien sich seither in einer Art Dauerstreik zu befinden. So wie der Rest ihres Verdauungstrakts.

Sah man von den brenzligen Situationen ab, in die sie (trotz des Kopftuchs, das sie trug, und der akribisch erlernten Gesten, das Vertrauen von Einheimischen zu erwerben oder sie wenigstens nicht zu provozieren) hier und da hineingeraten

war, ließ sich zurzeit nur mit viel Hoffnung sagen, dass ihr letztendliches Ziel die Beschwerlichkeiten und Risiken lohnen würde.

Ob es ihr tatsächlich jemals gelingen würde, die *Kinder des Lichts* zu unterwandern? Wiewohl sie schon einige tendenziöse Berichte von Konfrontationen und Lebensbedingungen der Zivilbevölkerung in den Kriegsgebieten produziert und gesendet hatte, sah es zurzeit danach aus, als hielten die Terroristen sie auf Abstand.

Sie schien noch einen gehörigen Weg vor sich zu haben, bis sie Schrebers Vertrauen erworben haben würde. Und wann würde es dann endlich soweit sein? Wie lange würde man von ihr erwarten, hier unten zu bleiben und GU-kritische Reportagen in die Weltöffentlichkeit zu entlassen? Würden die *Kinder des Lichts* es sich nicht doch auf halbem Weg anders überlegen und sie wie eine heiße Kartoffel fallen lassen – nach allem, was sie bis dahin auf ihren Wunsch hin getan hatte?

Man durfte nicht naiv sein: Diese Gefahr bestand zweifellos. Und doch würde selbst eine Zurückweisung, ein Scheitern ihrer Mission, sie zumindest von dem Pflichtgefühl Phillip Green gegenüber entbinden.

Alleine dafür lohnte es sich, den Auftrag fortzusetzen, weiter in Extremwetterlagen der Dinge zu harren und sich verdammt noch mal in Geduld zu üben, auf dass die *Kinder des Lichts* irgendwann wieder mit ihr in Kontakt traten, um ihr zu verkünden, dass sie den Beweis erbracht hatte und sich ihre sektengleichen Pforten nun für sie öffnen würden.

Bis dahin gab es alle Hände voll zu tun. Heute war wieder einer dieser Routinetage. Wright war früh aufgestanden, hatte den erbärmlichen Abklatsch des Motels, in dem sie die Nacht verbrachte, verlassen und sich daran gemacht, potenziell lohnenswerte Berichterstattungsgebiete ausfindig zu machen.

Das hieß vor allem: Gebiete, in denen es höchstwahrscheinlich zu Gefechten zwischen GU-Truppen und Aufgeboten der IL kommen würde. Es war die übliche Mischung aus improvisierter Abhör des niederprioritär verschlüsselten Funkverkehrs, der Mundpropaganda der Einheimischen sowie der notdürftigen Fähigkeit, den eigenen Hirnschmalz dazu einzusetzen, Vermutungen über die voraussichtliche Entwicklung und Verlagerung von Truppenbewegungen vorherzusehen.

Die sengende Sonne strahlte auf ein isoliertes Dorf halb verfallener Lehmbauten, teilweise mit strohgedeckten Dächern. Der Ort hieß Regin. Heiße, staubige Luft, die vermutlich schwer nach Gewürzen und Kameldung roch, hüllte alles in seinem Umfeld ein. Dürre, weiße Kühe und blökende Ziegen wanderten frei über die unbefestigten Straßen des Dorfs, während Frauen, einige von ihnen mit Tonschalen auf dem Kopf, in kerzengerader Haltung durch das Dorf gingen. Barfüßige Kinder spielten auf ausgetrockneten, dreckigen Wegen Fangen. Alte Männer mit langen, weißen Bärten saßen auf Matten vor ihren Hütten und beobachteten die Kinder.

Hinter dem Dorf erstreckte sich Richtung Nordwesten ein scheinbar endloser Horizont aus sanft geschwungenen Sanddünen unter einem wolkenlosen Himmel. Vereinzelt kämpften spärliche Wüstengewächse um das Überleben in dieser ausgedörrten Steppen- und Canyonlandschaft.

Eine Weile schaute Wright von der spröden Bergkante hinunter nach Regin. Nichts an dem Bild, das sich ihr preisgab, wirkte ungewöhnlich oder beunruhigend. Sie begann sich zu fragen, ob sie womöglich umsonst hierher gekommen war.

Doch nur Minuten später durfte sie mit Erleichterung feststellen, dass ihre Spürnase diesmal richtig gelegen und die nicht unbeträchtlichen Anstrengungen, dieses Gebiet zu erreichen, Früchte getragen hatten.

In unmittelbarer Nähe des Dorfes erscholl Gepolter – der Lärm von Maschinen. Sofort erstarb das Leben in Regin, als die Einwohner sich in ihre Häuser zurückzogen. Panzerlawinen rollten aus östlicher Richtung heran. Die gewaltigen Stahlkolosse wirbelten Unmengen an Erde und Sand auf, sodass die Pässe des Tals in einen ominösen Nebel gehüllt wurden.

Die Bewegungen der mächtigen Kettenfahrzeuge waren träger als ohnehin nötig. Man konnte ihnen ansehen, dass die Insassen voller Misstrauen und Befürchtungen steckten. Ohne Zweifel waren auch sie darüber informiert, dass die Indonesier zuletzt eine ganze Division weiter nach Süden verlagert hatten. Ihre Patrouillen mussten hier irgendwo sein.

Anspannung vibrierte in ihr. Gleich würde es einen Showdown geben. Wright ging nochmals sicher, dass sie all das aufzeichnete.

Als es zur Feindberührung kam, schob sich einer der Mammut-Panzer der GU gerade hinter

einer Felskante hervor. Die zahlenmäßig überlegenen, dafür aber kleineren und flinkeren Vehikel der IL hatten unter dem Druck ihrer Nervosität zuerst gefeuert, doch der voreilige Beschuss war größtenteils ins Gebirgsmassiv gegangen und dort unter einer Aufwallung von Kies und Staub zerstoben.

Die beeindruckende Wolke wehte, ungünstig wie der Wind stand, rasch den Indonesiern entgegen und führte zu einer massiven Beeinträchtigung ihrer Sicht.

Die GU-Kampfgruppe schlachtete diesen empfindlichen Fehler unverzüglich aus. Die Mammut-Panzer drehten ihre monumentalen Doppelrohre und begannen zu feuern.

Das Tal erzitterte darunter; Wright spürte, wie sich ihre Magengrube in eine Kesselpauke verwandelte. Daraufhin zerrissen die Feuerstöße die ersten IL-Einheiten; andere wiederum wichen rechtzeitig aus, wurden aber durch das hastige Manöver ins Abseits einer Sackgasse getrieben, von wo aus sie beim Abschuss der nächsten Salven umso leichtere Beute waren.

Zunächst sah es gut aus für die GU-Verbände, die ihren Zug kontrollierter und besonnener gemacht hatten als der Gegner. Sie setzten den

Feindkontakten zu und steckten aufgrund ihrer überlegenen Armierung längst nicht so viel empfindlichen Beschuss ein. Auf diese Weise wurde binnen der nächsten zwei, drei Minuten ein Großteil der indonesischen Patrouille pulverisiert.

Doch dann tauchte unvermittelt und im Blendlicht der Sonne ein Schatten auf der gegenüberliegenden Felskante auf – mit perfektem Schusswinkel auf die fünfzig Meter darunter gelegenen Aufgebote. Eine Haubitze. Sie gehörte nicht zu den westlichen Verbänden.

Spätestens jetzt musste Panik bei den GU-Crews ausbrechen. Die indonesische Verstärkung begann aus ihrer erhabenen Positionen aus zu feuern. In Sekundenschnelle und mit nur wenigen dafür erforderlichen Schüssen fraß sich das Steilfeuer durch die Abschirmung der kleineren GU-Panzer; mehrere gingen in Flammen auf oder zerbrachen in mehrere Stücke.

Verzweifelt versuchten die größeren Mammut-Panzer ihre Position zu verlagern; noch hielt ihr Schutzmantel unter den Aufprall der Detonationswellen, aber da von mehreren Seiten Geschosse hagelten, waren sie mehr oder weniger eingekesselt. Die brennenden Wracks um sie herum

hatten ihren Manövrierspielraum noch weiter eingeengt. Sie schienen in der Falle zu sitzen.

Im nächsten Augenblick zerschnitt etwas die Luft. Wright reckte den Kopf zum Himmel und wurde Zeuge, wie drei Jagdgleiter sich näherten. Sie sahen aus wie eine Kreuzung aus Blackhawk und Apache; statt eines großen Rotors waren zwei ‚Luftquirrls' seitlich am Rumpf angebracht und schienen um die Querachse der jetartigen Hubschrauber herum beweglich zu sein. Ihr Tempo und die Leichtigkeit, mit der sie sich bewegten, waren beachtlich.

Das Gleitertrio kam in Reichweite. Eine ganze Batterie von Leichtraketen wurde abgeschossen. Die erste Explosion vernichtete die Haubitze auf der Felskante; weitere dezimierten die indonesischen Verbände.

Die Gleiter drehten ab und flogen unverzüglich weiter. Die verbliebene Schar an IL-Panzer waren keine Bedrohung mehr für die Mammuts; sie machten kurzen Prozess mit ihnen.

In den nächsten Minuten war die Auseinandersetzung beendet, und es gab einen klaren Sieger. Wright wusste allerdings, dass die Fortschritte der GU in anderen Teilen Algeriens und den anderen nordafrikanischen Konfliktländern längst

nicht so ermutigend waren wie es bei dieser Begegnung den Anschein gemacht hatte.

Die GU-Fahrzeuge setzten sich wieder in Bewegung und schickten sich an, zum Lager zurückzukehren. Überzeugt davon, dass sie für diesen Tag alles Entscheidende gesehen hatte, wollte Wright gerade ihre Brillenkamera abschalten, doch dann fiel ihr auf, dass einer der Mammut-Panzer dem übrigen Tross nicht folgte, sondern behäbig den Feuerturm schwenkte.

Wohin? Alle gegnerischen Einheiten waren doch vernichtet worden.

Der Doppellauf geriet unmittelbar vor dem Dorf zum Stillstand. Es vergingen einige Sekunden, die sich in Wrights Empfinden unheimlich ausdehnten.

Nein, das kann nicht sein. Das würden sie nicht…

Der Panzer schoss.

Einmal.

Zweimal.

Seitlich begannen die Granatwerfer, die tödliche Sekundärwaffe, zu spucken. Die Häuser brachen unter der Schockwelle auseinander, und ein großer Teil der Siedlung verging in Flammen.

Asche regnete zu Boden, und weitenteils blieben nur kohlegeschwärzte Ruinen zurück.

Nachdem die GU abgezogen und Wright sicher war, dass die Luft rein war, begann sie mit dem Abstieg. Sie näherte sich den verkohlten Resten dessen, was einst das kleine Bergdorf auf mittlerer Anhöhe gewesen war, schirmte ihre Nase hinter einem Taschentuch ab und schritt mit nach wie vor laufender Kamera am Rand der Verheerung entlang.

Es gab keinen Grund, das Dorf auszulöschen., sagte sie sich, gefangen in Fassungslosigkeit. *Keinen Grund.* Eine kalte Hand legte sich ihr ums Herz.

Nach einer Weile hörte sie ein klägliches Geräusch, das aus einer Rauchwolke kam. Gewimmer. Dann sah sie eine Gestalt, die sich langsam näherte. Wahrscheinlich war es gerade eben noch ein junger Mann gewesen.

Verbrannte Haut hatte die Farbe von Schiefer angenommen, hing, verschmolzen mit Resten seiner Kleidung, in Fetzen von Körper und Gliedmaßen. Das, was sein Gesicht gewesen war, war jetzt nur noch eine schwammige Fratze. Der Mann schrie qualvoll, torkelte noch ein paar Schritte auf sie zu, und dann verließen ihn die letzten Kräfte. Er brach zu Boden und erlag seinen Verletzungen. Die Agonie endete.

Es wurde still um Wright. Vom entsetzlichen Gestank zur Übelkeit getrieben, starrte sie in den Hort der Leblosigkeit und merkte deutlich, wie ihr beim Anblick das Herz zu zerbrechen drohte.

Bislang hatte sie Flüchtlinge und Heimatlose gesehen, die durch die Interventionen der GU produziert worden waren. Hierfür hatten sich noch Entschuldigungen und Ausflüchte finden lassen, und trotz ihrer gestellt einseitigen Berichterstattung aufgrund ihrer Mission hatte Wright persönlich der GU keine pauschale Schuld zuschieben wollen. Die Militärjuntas, die vor dem Einfall der IL in Nordafrika sich hier wie Schimmelpilz ausgebreitet hatten, waren doch nicht besser zu den Menschen gewesen.

Aber jetzt? Die GU hatte aus freien Stücken dieses Dorf dem Erdboden gleichgemacht. Warum? Weil sie seine Bewohner für Terroristen oder Unterstützer der Terroristen gehalten hatte? Das veränderte alles.

Wir Menschen sind wirklich keinen Deut besser geworden. Immer noch tragen wir unsere lächerlichen Konflikte auf dem Rücken der Schwächsten aus. Und wir tränken unsere Hände in Blut.

Bislang war das ihre Denkweise gewesen: Die Welt versank in Chaos und Bösartigkeit, und die

einzige Macht, die sich dem in den Weg stellen oder es wenigstens versuchen kann, ist die Global Union. Wer, wenn nicht die GU, wenn nicht die Amerikaner und die Europäer, soll versuchen, das Bisschen Frieden zusammenzuhalten, das der darbenden Erde geblieben ist?

Mit einem Mal war sie sich nicht mehr sicher, was diese moralische Legitimation heute noch wert war. Vielleicht gab es die Guten und Rechtschaffenen nicht mehr, und selbst die GU war schließlich genauso geworden wie alles andere in diesem Zeitalter. Und vielleicht dokumentierte es nur umso deutlicher, wie aussichtslos die Lage für die Menschheit war.

Wright suchte sich eine geeignete Stelle, dann schickte sie die Aufnahmedrohne los. Das Erschreckende für sie war, wie leicht es ihr fiel, diese eigentlich so inszenierte Reportage herunterzusprechen.

Wie echt es sich plötzlich anfühlte, die GU zu hassen.

Sie überlegte ihre Worte nicht, sondern ließ sie einfach kommen.

„Kriegsopfer Regin. Noch gestern eine glückliche Gemeinde von Feuchtfarmern. Und heute? Ein Schlachthaus. Ein weiteres Zeugnis der geis-

teskranken GU-Angriffe auf die Menschheit. Ein weiteres Dorf, das dem Erdboden gleichgemacht wurde von der GU und dem Mann an ihrer Spitze, US-Präsident Schulz. Und welches Verbrechen musste Regin begehen, um so gestraft zu werden? Wann wird dieser Wahnsinn enden? Wohl erst, wenn die GU und ihre Vision von der Weltherrschaft gestoppt ist…“

Vier Wochen würde sie noch in Nordafrika bleiben. Dann würde sie eines Tages eine Mail von Schreber in ihrem Postfach vorfinden…

Ich gratuliere Ihnen, Misses Wright. Sie haben uns zufriedengestellt. Wir können nun, wenn Sie dazu bereit sind, den nächsten Schritt gehen. Kehren Sie nach New York zurück und erwarten Sie am Vormittag des 16. Dezember die Ankunft eines Wagens in der Lexington Street. Stellen Sie keine Fragen. Halten Sie sich einfach an die Anweisungen, dann werden sich die Dinge gut entwickeln, und Sie werden schon bald an unserer großen Vision teilhaben.

.:: Kapitel 21

28. Oktober 2021
Washington D.C., USA

Als Cooper Banks erwachte, war alles bereits längst vorbei. Das Erste, was er bemerkte, war, dass seine Wange auf einer kalten, kratzigen Oberfläche lag. Fühlte sich beinahe an wie…Pflasterstein. Als nächstes fiel ihm auf, dass es hell wurde, wenn auch nur vor einem seiner geschlossenen Lider.

Er brauchte einen Moment, um die wirren Gedanken und Erinnerungsfetzen neu zu ordnen. Dann plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er wusste wieder, wer er war, wo er war und was sich zugetragen hatte. Vor allem realisierte er nun, dass er die ganze Nacht hier gelegen haben musste – irgendwo in einer un-

scheinbaren Seitengasse im Randbezirk Washingtons, wo sich eine Spelunke an die andere reihte und subversive Kundschaft Regel und nicht Ausnahme war. Für Frühaufsteher, die hier entlang kamen – und das waren gewiss nicht so viele –, war er wahrscheinlich nichts weiter als ein Trunkenbold, der versucht hatte, nachhause zu taumeln, dann aber auf der Straße seinen Rausch ausgeschlafen hatte.

Das glanzvolle Leben eines Ausgebüchsten., dachte er mit einer ordentlichen Portion Selbstironie. *Du hast es ja nicht anders gewollt.* Um Mitternacht war er aus der Wohnung geschlichen wie ein Pubertierender aus dem Heim seiner Eltern, weil er unbedingt zu einer äußerst wilden Party gehen und sich diese Erfahrung unter keinen Umständen entgehen lassen wollte. Vielleicht aber, dämmerte ihm derweil, war es gar nicht die Party selbst gewesen, die ihn so sehr reizte, als vielmehr der Umstand, dass ihm die Teilnahme an ihr verboten worden war. Und das klägliche Etwas, das sich nun in den frühen Morgenstunden auf dem rauen Pflastersein räkelte, war das Ergebnis dieses rebellischen Akts (der im Übrigen nur möglich gewesen war, weil in der Hauptstadt, anders als in anderen großen Metropolen des

Landes, keine Ausgangssperre galt). *Du solltest nicht so weit gehen und Dir dafür auf die Schulter klopfen.*

Schwerfällig und unter einem gequälten Ächzen schob Banks sich in eine sitzende Position und betrachtete seine nähere Umgebung. Ein paar Sekunden waren erforderlich, bis die Doppelbilder zurückwichen und ein einigermaßen scharfes Bild vor seinem Auge entstand. Was sich ihm preisgab, war, wie er vermutet hatte: eine menschenleere Gasse voller fragwürdiger Kneipen, die zu so früher Stunde und nach ausgelassener Happy Hour natürlich allesamt geschlossen hatten.

Das alles war fast wie ein äußerst realer, doch jäh verblassender Traum. Nur sein ramponierter Zustand und das scheußliche Gefühl in seinen Eingeweiden machten ihm unmissverständlich klar, dass es sich nicht um eine Einbildung handelte, sondern die eiskalte Wirklichkeit.

Es half alles nichts. Er musste hier weg. Banks verpasste sich einen Ruck. Mühsam stand er auf und blickte an sich herab. Seine Kleider waren verdreckt und blutbefleckt – offenbar eine Folge davon, dass seine liebreizende Gesellschaft von letzter Nacht ihn hergezerrt hatte. Als nächstes

nahm er seine Hände in Augenschein. Er war durchaus überrascht festzustellen, dass diese aus irgendeinem Grund – abgesehen von ein paar Schnitten und Abschürfungen an den Knöcheln – nichts abbekommen hatten.

Hoffentlich waren die Verletzungen, die er davongetragen hatte, das Ergebnis von ein paar saftigen Schlägen seinerseits statt nur Spuren des Herschleifens. Die illusionäre Hoffnung zerstob schnell. Nein, Selbstbetrug war zu dieser Stunde des Tages nicht mehr angemessen: Vermutlich war er kaum dazu gekommen, sich zur Wehr zu setzen. Wie einen Punchingball aus Fleisch und Knochen hatten sie ihn behandelt. Das war mehr als offensichtlich, und ohne sich an Details erinnern zu müssen, spürte er, dass es der Wahrheit entsprach. *Soviel also zur Rettung Deiner persönlichen Ehre.*

Wenigstens schien nichts gebrochen zu sein, und Gelenkverletzungen hatte er offenbar auch nicht davongetragen. Dafür musste er angesichts der enormen Brutalität der Begegnung eigentlich dankbar sein. Seine Knie taten nicht über Gebühr weh, als er sie beugte, ebenso wenig seine Ellbogen. Er spürte ein Stechen, als er seine Schultern

und Arme bewegte, aber das war schon da gewesen, als er aufgewacht war.

Banks raffte all seinen Mut zusammen, um zu einem Schaufenster zu schlurfen und dort nachzusehen, was sich in seinem Gesicht abspielte. Kaum hatte er es gewagt, sein Spiegelbild zu betrachten, bereute er, nicht damit gewartet zu haben, bis er wieder zuhause war.

Wie er vermutet hatte, war sein rechtes Auge beinahe vollständig zugeschwollen, was das regelmäßige Pochen erklärte. Die Braue darüber war angerissen, und die blutende Wunde hatte eine dicke, rote Kruste um das Auge und bis auf die Wange darunter gebildet. Es sah aus, als hätte er blutige Tränen geweint.

„Autsch."

Seine geschwollene Unterlippe schien an zwei Stellen aufgeplatzt zu sein, und auf jeder Wange prangte jene Art von Abschürfungen, die seine Mutter immer ‚Erdbeeren' genannt hatte, wenn er wieder einmal von einer unliebsamen Szene auf dem Pausenhof zurückgekehrt war. Sein linkes Ohr hatte ebenfalls etwas abbekommen.

„Du solltest mal die anderen sehen…", nuschelte er sich selbst durch seine verletzten Lippen zu, noch halb im Zustand geistiger Umnachtung ge-

fangen und wieder von der Illusion berauscht, er hätte gegen seine körperliche und psychische Peinigung irgendetwas ausrichten, ihr irgendetwas entgegensetzen können. Spätestens als er das tat, offenbarte der Gott, an den er nicht glaubte, ein besonderes Gespür für Dramatik und Grausamkeit: Banks‘ Aufmerksamkeit wurde auf etwas gelenkt, das er in seinem Mund sah – oder besser gesagt *nicht* sah.

Langsam zog er seine Unterlippe trotz der Schmerzen darin herab und betrachtete eine Leerstelle in seinen Zahnreihen; ein klaffendes Loch, wo gestern noch ein Zahn gewesen war.

„Oh scheiße…“

„Doktor Banks! *Doktor Banks!*“

Diese Stimme, sie kam ihm doch bekannt vor…

Banks drehte sich um und sah einer Gestalt entgegen, die sich ihm mit raschen Schritten näherte. Es war ein hochgewachsener Mann Ende Fünfzig, dessen galante Erscheinung zur These verleitete, dass ihm bereits in der Wiege Manieren, Stil und Höflichkeit beigebracht worden waren. Tatsächlich wusste Banks, dass Arthur Cunningham aus einem guten Haus mit strengen Eltern stammte und seit jeher Wert auf die Form der Dinge legte.

Doch obwohl er immer noch als ehrbare Erscheinung durchging, ließ er heute einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner ansonsten zur Schau getragenen Korrektheit vermissen, und so etwas passierte nur äußerst selten. Beim letzten Mal, dass Banks sich entsinnen konnte, als seine Frau bei diesem fürchterlichen Verkehrsunfall in Shaw verletzt worden war.

Sein silbergraues, eigenwillig gewelltes Haar war nur notdürftig gekämmt und stand zur Seite ab wie ein eigentümlich gebautes Vogelnest. Auch die Krawatte, die sein Erscheinungsbild üblicherweise auszeichnete, hatte er gar nicht erst angezogen, und selbst jener spitze Schnäuzer, welchen er wohl schon seit Jahrzehnten zu seinem Repertoire zählte, ließ heute die Pflege vermissen, die er ihm normalerweise angedeihen ließ, und kam eher einem kleinen, struppigen Besen gleich. Insbesondere aber in den mandelförmigen, großen Augen des Mannes zeigte sich jetzt nicht die Gemütsruhe, für die Banks seinen Leibwächter unter anderem so sehr schätzte und die ihn wie einen unverwüstlichen Fels in der Brandung wirken ließ, sondern stattdessen waren da Hektik, chronische Nervosität und beinahe Panik.

Und obgleich Banks‘ Gehirn immer noch mit Hochfahren beschäftigt war, ahnte er dumpf, dass er für diesen aufgekratzten Zustand seines Bodyguards nicht ganz unverantwortlich war. Arthur war mittlerweile etwas langsamer geworden. Nicht unbedingt, weil er beruhigt war, dass er Banks schließlich gefunden hatte – wie lange hatte er eigentlich nach ihm gesucht, etwa die ganze Nacht? –, sondern weil er nun einen Eindruck erhielt vom ganzen Ausmaß der ‚Zurichtung‘ seines Schützlings. Mit der Geschwindigkeit eines Düsenjets begannen sich Schuldgefühle in Banks breitzumachen.

Seit jenen denkwürdigen Ereignissen vom 3. November 2020, als ein verheißungsvoller Physiker der Weltöffentlichkeit Hoffnungen auf eine baldige Rettung vor der Schwarzen Magnolie machte und spektakulär floppte, versuchte Arthur nun schon, ihm den Rücken freizuhalten. Banks hatte in ihm sogar eine Vertrauensperson gefunden. Mehr noch: Weil sich die meisten seiner langjährigen Freunde nach und nach von ihm abgewandt hatten (soviel zum Thema: ‚Freunde fürs Leben‘), war der einstmals lobgepreiste junge Wissenschaftler ziemlich vereinsamt – und der Leibwächter im Zuge dessen zu einem echten

Ersatzfreund für ihn aufgestiegen. Arthur war jemand, mit dem er gerne Zeit verbrachte und dessen Rat er schätzte. In vielerlei Hinsicht erinnerte er ihn an seinen Vater, einen bodenständigen, mit allen Wassern gewaschenen Mann, nach dem Banks, der sich frühzeitig seiner Physik zuwandte, so gar nicht gekommen war. Diesen Umstand bedauerte er immer mehr.

Arthur war rund um die Uhr an seiner Seite und hatte Banks immer wieder vor sich anbahnenden Katastrophen bewahrt: aufgebrachte Menschenmengen, die sich von seiner bloßen Anwesenheit provoziert fühlten und in einen aggressiven Herdentrieb verfielen, Journalisten, die es mit ihrem Berufsethos nicht allzu genau nahmen und ihm auf der Straße aufwarteten, bereit ihn mit Suggestivfragen zu überrennen und zu falschen Geständnissen zu bewegen, und schließlich auch: gezielte Anschläge auf sein Leben.

Trotz der ihm anerzogenen Höflichkeit und seiner durchaus gesetzt wirkenden Erscheinung hatte Arthur dabei ein ums andere Mal eindrucksvoll demonstriert, dass er auch hart durchgreifen konnte, wenn dies zur Sicherstellung des Leibeswohls seines Protegés notwendig war. Die Bilanz wies Banks‘ Beschützer mit dem

feinen britischen Akzent als die richtige Wahl für seine Aufgabe aus.

Doch hatte es natürlich auch Situationen gegeben, in denen Arthur nicht rechtzeitig zur Stelle sein konnte. Diese Situationen waren bislang allesamt fremdverschuldet gewesen, doch Banks wusste genau, dass sein Leibwächter dies nicht so sah und sich, wann immer es derartige Vorkommnisse gegeben hatte, wochenlang Vorwürfe machte. Arthur, dessen Vater bereits selbst im Dienst des Personenschutzes gestanden hatte und für den dies mehr als nur ein Job war, trug schwer daran, wenn die Dinge einmal nicht so liefen, wie sie sollten. Seine Selbstachtung drohte dadurch Schaden zu nehmen. Zuletzt besonders stark vor rund zehn Monaten, gleich zu Beginn seiner Tätigkeit für Banks. Der Wissenschaftler war damals von ein paar Geisteskranken in seiner Wohnung überfallen und gefoltert worden, nachdem er Arthur den Rest des Tages freigab, damit dieser sich mit seiner Tochter ein Baseballspiel ansehen konnte, das ihm viel bedeutete.

Der Bodyguard mit der Erscheinung eines waschechten Butlers kam vor ihm zum Stillstand und schaute gleichermaßen entsetzt wie betroffen drein. „Ach Du meine Güte, Doktor Banks.“,

stieß er hervor. „Sie benötigen einen Arzt. Ich werde Sie ins Krankenhaus bringen.“

„Nein, nein.“, kam Banks ihm zuvor. Das Reden fiel ihm schwer, und so wedelte er mit der Hand, um seinem Wunsch Ausdruck zu verleihen. Nach einer kurzen Pause murmelte er: „Lassen Sie uns einfach zurück nachhause fahren, okay?“

Arthur stützte ihn, als sie zum Auto zurückgingen, das er am Ende der Straße abgestellt hatte. Währenddessen drohte Banks die Scham immer mehr zu verschlingen. Er hatte niemals in Frage gestellt, dass Arthur der richtige Personenschützer an seiner Seite war, und er hatte vollstes Vertrauen in ihn. Aber heute Nacht hatte er eine verdammte Dummheit begangen, und es würde seine Schuld sein, wenn sein Freund ins Unglück gestoßen wurde. Da wäre es ihm lieber gewesen, wenn ihm diese Bastarde noch einen weiteren Zahn ausgeschlagen hätten. Aber das große Problem war, dass man manche Entscheidungen nicht rückgängig machen konnte, ebenso wenig die Schuld, die mit ihnen einherging.

Cooper Banks hatte sich in Schuld verstrickt. Nicht zum ersten Mal seit dem 3. November 2020.

Eine halbe Stunde stand Banks im Badezimmer seines Appartements und beugte sich hinab, wobei er merkte, wie sein Rückgrat ein unliebsames Knacksen von sich gab. Er tauchte das Gesicht in das randvolle Waschbecken und spürte, wie das kühle Nass nicht nur seine Blessuren kühlte und seine Schwellungen linderte, sondern ihm auch dabei half, wieder zu klarem Verstand zurückzufinden. Er zog das Gesicht aus dem Wasser, ließ ein paar Sekunden verstreichen und wiederholte dann die Prozedur noch einige Male.

Als er sich wieder aufrichtete – und dankbar feststellte, dass nicht auch noch ein Hexenschuss über ihn hereingefallen war –, sah er im Spiegel, dass Arthur hinter ihm stand und ihm ein Handtuch hinhielt. Banks nahm es entgegen und tupfte sich vorsichtig das nach wie vor schmerzende Gesicht ab.

„Wir werden auf jeden Fall Anzeige erstatten.“, sagte Arthur entschlossen. „Sie werden den Behörden genauestens schildern, wie sie aussahen, diese Mistkerle.“

Banks, der soeben zu dem Ergebnis gekommen war, dass sein Unterkiefer leicht ausgerenkt war, erwiderte: „Na ja, so richtig habe ich sie im Grunde gar nicht gesehen.“

Der Mann mit dem silbergrauen Haarschopf stemmte eine geballte Faust in die Hüfte. „Sir, Sie wurden zusammengeschlagen, und Sie wollen mir jetzt erzählen, dass Sie nicht einmal gesehen haben, wer Ihre Peiniger waren?“

Wohlgewahr, dass er nicht besonders glaubwürdig war, nickte Banks mehrmals. „Es ging alles ziemlich schnell, wissen Sie?“

Arthur schien nicht bereit, eine solche Antwort gelten zu lassen. Wie ein strenger Vater sagte er auffordernd: „Sie *müssen* sich doch erinnern.“

Banks hatte sich inzwischen zu ihm umgewandt und lehnte gegen das Waschbecken. „Was diese Zeit anbelangt, gibt es da ein schwarzes Loch…und zwar in der Größe meines Schädels. Und dabei würde ich es gerne bewenden lassen.“

Spätestens jetzt wurde Arthur alles klar. Er verengte die Augen zu Schlitzen. „Sie *wollen* gar keine Anzeige erstatten. Sie *wollen* gar nicht, dass diese Schweinehunde ihre gerechte Strafe bekommen.“

„Nein, weil es nichts *bringt*. Null Komma gar nichts.“

„Gerechtigkeit bringt immer etwas.“

Arthur trug diese Worte mit einer Inbrunst vor, die Banks vermuten ließ, dass sie Teil einer Er-

ziehung gewesen waren. Dünn lächelte er. „Hat das Ihr Vater gesagt?“

„Ja, Sir, das hat er.“ Ehe der junge Mann sich versah, schaute er einem Glas mit einer hochprozentigen, bernsteinfarbenen Flüssigkeit entgegen, in der sich mit einiger Wahrscheinlichkeit etwas erschreckend Hochprozentiges befand. Dem scharfen Geruch nach tippte er auf Bourbon. „Hier, trinken Sie das.“

Skeptisch ergriff Banks das Glas. „Ein altes Hausmittel unter Leibwächtern?“

„Nein, Sir, aber ich dachte, Sie könnten jetzt einen vertragen.“

Sehe ich etwa so aus?

Er machte keinen großen Anstalten und nahm zwei, drei kleine Schlucke, während derer ein paar dünne Blutfäden ins Glas flossen und sich darin auflösten. Sogleich spürte er, wie der Bourbon seine Kehle heruntertauschte und dabei ein Brennen hinterließ, gleichzeitig heiß und eiskalt. Die Schärfe des Arthur verschriebenen Muntermachers rief manche tot geglaubten Nervenenden in seinem Körper ins Leben zurück.

Nach dem Drink ging es ihm tatsächlich ein kleinwenig besser. Das Grau, das seine Haut zeitweilig angenommen hatte, wich zurück, und ein

wenig Farbe hielt Einzug in seine lädierten Gesichtszüge. Banks merkte, dass seine Knie zu schmerzen begannen, nahm er kurzerhand auf dem Deckel des WCs Platz und rieb die nach wie vor kalten Handflächen aneinander – Folge einer Unterkühlung, die man sich einhandelte, wenn man in einer Herbstnacht entschied, auf offener Straße zu schlafen.

„Wie haben Sie mich eigentlich gefunden?“

„Wenn Sie es genau wissen wollen, Sir: Mir ist wieder in den Sinn gekommen, dass Sie vor einer Weile sagten, Sie wollten sich bei Gelegenheit mal das Den Quarter ansehen. Und dort einen drauf machen.“

Banks‘ Brauen zuckten nach oben. „Das habe ich gesagt?“ Er besaß keine Erinnerung mehr daran.

„Ja, Sir. Zugegeben, Sie sagten es, als Sie nicht ganz nüchtern waren, aber ich dachte mir: Vielleicht ist ja doch ein Körnchen Wahrheit dran, und ich schaue mal nach, ob ich Sie dort finden kann. Nun, ich kann trotzdem nicht behaupten, dass es schnell ging. Sie haben mich die halbe Nacht lang ganz schon auf Trab gehalten, Doktor Banks.“

„Ich weiß.“, antwortete Banks reumütig nach einem Zögern. „Das tut mir Leid, Arthur, wirklich.“

Jäh verdüsterte sich die Miene des Bodyguards. Die dünnen, ergrauten Brauen legten sich schräg. „Sie können von *Glück* reden, dass die Sie nicht umgebracht haben. Sie wissen, wie viel mir unsere Freundschaft bedeutet, aber wenn Sie sich nachts einfach so aus dem Haus schleichen, kann ich Sie nicht beschützen. Warum haben Sie das getan, Sir?“ Ohne, dass die Worte besonders hart formuliert waren, brandete Banks ein unverhohlener Vorwurf entgegen. Es war offensichtlich, dass Arthur persönlich von ihm enttäuscht war, und das richtete sich auch gegen ihn selbst. „Wenn Sie plötzlich Lust verspüren, um zwei Uhr morgens das Den Quarter unsicher zu machen, können Sie mich auch wecken. Aber Sie haben sich einfach davongestohlen, während ich hier auf dem Sofa lag. Warum, Sir?“

Banks saß da und brachte zuerst kein Wort heraus. Unwillkürlich öffnete und schloss er den Mund wieder. Dann seufzte er resigniert. „Ich… Ich kann so einfach nicht mehr leben. Ich fühle mich wie ein Tier im Käfig.“

Es war nicht gelogen, was er da sagte. So empfand er es, und das war auch der ursächliche Grund gewesen, weshalb er sich – wie Arthur es ausgedrückt hatte – ‚davongestohlen' hatte. Er wollte nicht immer beschützt werden, gehalten wie ein Vogel im goldenen Käfig, ohne den blassen Anschein der Illusion, er könnte noch ein ganz normales Leben führen. Dieser Ausbruch war dazu da gewesen, sich zu beweisen, dass er sehr wohl noch alleine zurechtkam und sich in frühen Morgenstunde in einem Stadtviertel aufhalten konnte, in dem es für gewöhnlich eher rau zuging. Und doch war das nicht die ganze Wahrheit.

Jetzt ließ Arthur Atem entweichen, und er wirkte noch etwas frustrierter. Noch bevor er den Mund öffnete, wusste Banks, dass sein Bodyguard seine eigene Sicht der Dinge auf ihn hatte. „Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Sir: Den Käfig haben Sie sich selbst geschaffen und weniger die Welt da draußen."

„Das erklären Sie mir bitte."

Arthur wusste, dass er sich nun auf ein Terrain begab, das normalerweise nicht sein Metier war. „Ich bin mir darüber im Klaren, Doktor Banks,

dass ich nur Ihr Personenschützer bin, nicht ihr Therapeut…“, setzte er an.

Banks darauf grinste. „Ich *habe* gar keinen Therapeuten. Die Stelle ist noch frei, falls Sie sich bewerben möchten.“

Abgesehen davon, dass Arthur längst jemand war, der ihm mit Ratschlägen, sein Privatleben und seine Persönlichkeit betreffend, zur Seite stand und damit auch die Rolle eines informellen Seelenklempners einnahm, wirkte er nicht so, als konnte er über Banks‘ Worte lachen. Natürlich nicht. Er war gerade überhaupt nicht zu Scherzen aufgelegt. „Soll ich Ihnen etwas sagen, Sir? Sie verdienen die knallharte Wahrheit, und die kriegen Sie jetzt von mir.“ Er zeigte aus dem Zimmer. „Sehen Sie sich diese Wohnung an. Tun Sie es genau, wenn Sie gleich zu dieser Tür herauskommen, und sagen Sie mir, was Sie sehen. Ich kann Ihnen schon *jetzt* sagen, was Sie sehen werden: Wissenschaftliche Fachliteratur, soweit das Auge reicht, Notizblätter mit Ideenfetzen, überall wild verstreut, Formeln, die vielleicht *doch* noch die Rettung der Welt bereithalten könnten. Selbst Ihr Bett ist voll damit…oder der Esstisch – ich weiß morgens gar nicht mehr, wohin mit dem Frühstück. Was ich damit sagen will: Sie hatten eine

dramatische Niederlage, ja, etwas, woran man lange zu nagen hat. Aber in all der Zeit, in der ich nun schon für Sie arbeite, haben Sie nie den nötigen Abstand von dieser tragischen Geschichte gewonnen, die sich im letzten Jahr zugetragen hat. Sie haben es nicht einmal *versucht*, sondern gleich mit Ihrer Arbeit weitergemacht."

Ohne jeden Zweifel meinte er den fehlgeschlagenen Versuch, die Ionenkanone im geostationären Orbit in einen gigantischen Schallwellenresonator zu verwandeln, weil Banks geglaubt hatte, die kristalline Struktur der Ranke auf diese Weise zersetzen und die Plage ein für alle Mal vom Erdboden verbannen zu können. Bekanntermaßen war der gegenteilige Effekt eingetreten: Anstatt die Ranke zu desintegrieren, war ihr Wachstum im Bereich R-9 sogar erheblich und nachhaltig beschleunigt worden. Wie viele zusätzliche Opfer hatte es seitdem gegeben? Er konnte nur Mutmaßungen anstellen, aber die Zahl war bestimmt in die Zehntausende gegangen.

Damals, als sein Scheitern offensichtlich wurde, war Banks zu einer öffentlichen Unperson geworden, die man auf der ganzen Welt an den medialen Pranger stellte.

In den vergangenen zwölf Monaten hatte er mehr Schmähbriefe und anonyme Drohungen erhalten als er zählen konnte. Man hatte vandalistische Schandtaten an seinem Eigentum verübt – vom Backstein, der eines Abends sein Fenster zu Bruch gehen ließ, über Graffitischmierereien entlang der Hauswand, bis zur Demolierung seines Wagens mithilfe eines Vorschlaghammers. Vor allem aber hatte er unsägliche Verleumdungskampagnen über sich ergehen lassen müssen, die in dem Versuch von ein paar boulevardesken Störenfrieden gipfelte, ihm anzuhängen, er sei in Wahrheit ein Sympathisant der *Kinder des Lichts* und hätte von vorneherein das Ziel gehabt, den Weltuntergang anzufachen anstatt ihn abzuwenden.

Zu sagen, sein Ruf hatte unter diesem medialen Dauerbeschuss gelitten, war blanker Euphemismus. Tatsächlich war jedes Quäntchen der Reputation, die er sich über viele Jahre hinweg mit harter Arbeit aufgebaut hatte, hoffnungslos zerstoben. Heute war er ein Niemand mehr, und bis auf einige ehemalige Kollegen und ein paar Verzweifelte in den hohen Rängen der GU, die auch seine Exkursion in die Rote Zone Anfang des Jahres genehmigt hatten, wollte niemand mehr mit

ihm zusammenarbeiten. Er hatte sein Recht verwirkt, sich in der ‚Forge' aufhalten zu dürfen, und sein offizielles Ausschlussverfahren aus dem Wissenschaftsrat gegen extraterrestrische Bedrohungen war nur der letzte Streich. Vor dieser Erfahrung hatte Banks keine Vorstellung davon besessen, was es wirklich bedeutete, am Boden zu sein.

Manche fanden, dass er zu hart bestraft worden war, dass die weltweite Öffentlichkeit angesichts ihrer schrankenlosen Verzweiflung nur einen Sündenbock suche, um sich die bevorstehende Apokalypse ein wenig erträglicher zu machen. Dieselben Leute wandten auch ein, dass es unfair sei, dass Banks unehrenhaft aus seinen bisherigen Ämtern entlassen worden war, während andere, mit denen er die ganze Zeit über eng zusammengearbeitet hatte und die sämtliche Entscheidung mittrugen, kein Haar gekrümmt worden war. Banks wusste nicht, ob diese Einschätzung stimmte. Immerhin hatte die eigentliche Idee, die Ionenkanone umzufunktionieren, von ihm gestammt. Er hatte die GU-Staaten von ihr überzeugt, und er hatte die Verantwortung getragen. Das war ihm von vorneherein bewusst gewesen. Insofern erschien es ihm – wenngleich er

die Brutalität seiner öffentlichen Hinrichtung unterschätzt hatte – folgerichtig, dass so mit ihm verfahren worden war.

Doch wo die meisten Wissenschaftlicher im Angesicht dieser überwältigenden Niederlage verzagt und resigniert hätten, war Banks' Entschlossenheit seitdem nur noch gewachsen. Er arbeitete häufig den ganzen Tag über, und nachts gestattete er sich lediglich das notwendige Minimum an Schlaf, bevor er wieder zu denken anfing. Sein Hirn arbeitete unermüdlich, suchte nach neuen Wegen, neuen Lösungen, um die Erde, die sich in ihren letzten Atemzügen befand, doch noch irgendwie zu befreien. Deshalb hatte er beispielsweise alles daran gesetzt, eine Erlaubnis zu bekommen, eine ausgebildete Rote Zone zu explorieren.

Seit seinem Fall hatte eine regelrechte Manie Besitz von Cooper Banks ergriffen: Er wollte der Welt unbedingt beweisen, dass er es besser machen konnte, dass er am Ende doch hielt, was er einst versprochen hatte: Mittel und Wege zu finden, der Menschheit das Überleben zu sichern. Die Erde aus den Fängen der Ranke *zurück*zuerobern. Er tat das nicht, um seinem Ego zu schmeicheln – darüber war er weit, sehr weit hinaus.

Jetzt ging es nur noch darum, den begangenen Schaden wiedergutzumachen – oder besser: eine Rechtfertigung für diesen Schaden zu finden – und sich selbst zu beweisen, dass sich ein langer Atem lohnte, dass es sich lohnte, durchzuhalten und zu kämpfen, selbst wenn man zeitweilig ganz allein dastand.

Allerdings wog die Wahrheit schwer: Bislang hatte er noch nichts bei der Hand. Er konnte keinen Durchbruch vermelden, hatte nicht einmal einen vielversprechenden Hinweis auf eine neue Lösung gefunden, erfolgreich gegen die Ranke vorzugehen. Trotz der markerschütternden und geradewegs surrealen Erlebnisse in R-3 konnte er den gesammelten Daten und Problem bislang nicht genug Substanz abgewinnen, um einen großen Schritt nach vorne zu machen. Und selbst, *wenn* er eines Tages etwas finden würde: Es war klar, dass ihm niemand mehr die Hand für Experimente reichen würde, die sich in der Größenordnung des 3. November 2020 bewegten. Wer würde ihm *überhaupt* noch Mann und Material zur Verfügung stellen, um einen neuen Plan in die Tat umzusetzen? Eigentlich war er objektiv längst gescheitert, und doch machte er immer noch weiter. Warum?

„Machen Sie Witze?“, ächzte Banks. „Wie könnte ich schon Abstand gewinnen von dieser Sache? Das ist unmöglich.“

„Sie haben es nicht mal *versucht*, wieder ins Leben zurückzufinden, sondern haben sich von dieser Suche nach dem großen Durchbruch auffressen lassen.“, hielt Arthur dagegen. „Wissen Sie, was ich denke? Man kann auch erfolgreich scheitern. Sie haben alles in Ihrer Macht Stehende getan, um diesen Planeten von seinem Leiden zu befreien, und selbst, wenn es nicht immer danach aussieht, ist die Menschheit Ihnen zu Dank verpflichtet.“

„Schöner Dank.“, murmelte Banks kleinlaut.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Sir: Sie hatten Ihre Zeit. Sie haben Ihr Allerbestes gegeben. Überlassen Sie die Rettung der Welt jemand anderem und leben Sie Ihr Leben.“

Auf einmal fuhr Banks hoch und schrie sein Gegenüber an: „Aber was *ist* denn noch mein Leben, verdammt nochmal?! Sie sehen es doch selbst: Ich kann nicht mal mehr nachts um die Blöcke ziehen. Ich *habe* kein Leben mehr, Arthur, schon *längst* nicht mehr! Es ist mir *genommen* worden! Und deshalb kann ich nicht einfach weitermachen, als wäre nichts gewesen!“

Arthur nickte mehrmals. „Das scheint mir das eigentliche Problem zu sein, nicht wahr? Sie sind heute Nacht nicht dort ‘rausgegangen, um einen draufzumachen und mal wieder unter Leute zu gehen. Oder weil Sie aus dem goldenen Käfig ausbrechen wollten. Sie haben es getan, weil Sie es ganz gezielt darauf angelegt haben, jemanden gegen sich aufzubringen. Ich würde sogar vermuten, Sie haben alles dafür getan, dass man Sie so übel zurichtet.“

Banks verstummte, und sein Anflug von Zorn verflüchtigte sich angesichts der Erkenntnis, dass sein Leibwächter ein noch besserer Küchenpsychologe war als er ohnehin schon vermutet hatte. „Eine ziemlich steile These, mein Freund. Wollen Sie mir unterstellen, ich hätte einen latenten Todeswunsch?“

„Ganz soweit würde ich nicht gehen, aber Sie wollen sich selbst leiden sehen. Für Sie ist das eine Art Selbstbestrafung oder Sühne, weil Sie bislang nicht imstande waren, eine Lösung zu finden.“

„Sie haben eindeutig zu viel Dostojewski gelesen.“, tat es Banks ab. „Ich habe es lediglich mit dem alten Sprichwort gehalten, dass nichts den

Kopf so durchpustet wie eine ordentliche Schlägerei."

Ein tiefer Schatten huschte über Arthurs Gesicht. Weitere Worte waren in dieser Angelegenheit nicht erforderlich. Er hatte die Wahrheit soeben offengelegt. „Ich kenne Sie nicht seit gestern, Sir." Er tätschelte Banks freundschaftlich die Schulter. „Passen Sie auf, dass Sie diese Jagd nach einem Erfolg nicht am Ende zerstört."

„Und *wenn* schon…"

„Vielleicht gibt es die Lösung, die Sie so verzweifelt suchen, gar nicht. Vielleicht ist es vorherbestimmt, dass die Menschheit hier endet."

„Damit lasse ich mich nicht abspeisen. Noch gebe ich nicht auf."

Arthur vollzog einen harten Bruch: „Was ist eigentlich mit dieser Journalistin, die Sie damals auf *Freedom-One* kennenlernten? Sie haben eine Zeitlang viel von ihr geredet. Möchten Sie sie nicht wiedersehen?"

Petra… Seit ihrem gemeinsamen Abenteuer in R-3 hatten sich ihre Wege eine ganze Weile nicht mehr gekreuzt. Banks vermisste sie. Jetzt wurde ihm so richtig bewusst, wie lange er die Gefühle, die er nach wie vor für sie besaß, hinter seinem rastlosen Treiben zurückgestaut hatte. Doch Ge-

danken an Petra, so gerne er ihnen auch nachhängen wollte, waren momentan ein Luxus, den er sich nicht leisten konnte.

„Ich glaube, sie ist zurzeit ziemlich beschäftigt. Aber ja, ich mag sie, falls das Ihre Frage beantwortet. Doch ich werde nicht vor ihrer Tür stehen, ehe dieses Thema nicht beendet ist.“ Er riss einen Zettel von der Wand neben dem Klo, auf dem Formeln prangten. Arthur wusste, wovon die Rede war.

„Dieses Thema, Sir, wird beendet sein, wenn die Welt ihren letzten Atem ausgehaucht hat.“

Sie drehten sich im Kreis. Banks hatte genug. Er erhob sich abrupt, schritt mit trotziger Miene an Arthur vorbei und verließ das Badezimmer. Auf direktem Weg begab er sich ins Wohnzimmer, wo, wie ihm auffiel, immer noch der Fernseher lief. Arthur war vermutlich vor der laufenden Mattscheibe eingeschlagen, wie er es gern mal tat, und als ihm klar wurde, dass Banks nicht mehr da war, hatte er wohl einfach vergessen, das Gerät abzuschalten.

Gerade lief CNN, Anderson Cooper machte eine Eilmeldung, unterlegt durch jene dicke, rote Zeile des Nachrichtentickers im unteren Rand des Bildes, die eine Neuigkeit verkündete, die nicht

mehr und nicht weniger als eine handfeste Sensation war. Banks trat noch etwas näher und schmälte den Blick, um sicherzugehen, dass er keiner Täuschung erlag. Eilig schnappte er sich die Fernbedienung und stellte die Lautstärke ein paar Reglerstufen höher.

„Heute Morgen wurde bekannt, dass eine neue Weltraumexpedition bevorsteht. Offenbar plant die NASA schon in wenigen Wochen eine bemannte Mission zum Saturn, und zwar mit einem Raumschiffprototypen, von dessen Existenz die Öffentlichkeit bislang nichts wusste, geschweige denn von seiner baldigen Einsatzbereitschaft. Allen steht das Verblüffen über diese unerwartete Entscheidung ins Gesicht geschrieben, und das hat nicht nur etwas damit zu tun, dass die NASA seit etlichen Jahren keine Raumfahrtmissionen mehr initiierte, die über den Erdorbit und den Mond hinausgingen. Angesichts fortschreitender Etatkürzungen hat wohl auch niemand mehr damit gerechnet. Zuletzt waren die Erwartungen an jene Organisation, die einst für Amerikas technologische Überlegenheit stand, auf einen Nullpunkt gesunken. Nun scheint es, als hätten wir alle die NASA unterschätzt und sie zu früh abgeschrieben. Aber Fragen stellen sich: Woher hat die NASA die

Mittel, diese Mission zu finanzieren und durchzuführen? Und: Welchem Zweck dient sie überhaupt? Offiziell spricht man von einer reinen Forschungs- und Erkundungsmission, doch hinter den Kulissen werden bereits Gerüchte laut, die mit ganz anderen Motiven handeln. Warum, fragen einige Beobachter, sollte man am Vorabend des Weltuntergangs sonst einen solchen Flug, der enorm hohe Kosten und viel Aufwand verursacht, genehmigen? Natürlich werden wir nicht locker lassen und für Sie an dieser Sache dranbleiben, verehrte Zuschauer…“

Arthur war neben Banks erschienen. „Sir? Ist alles in Ordnung, Sir?“

Der Wissenschaftler brauchte einen Augenblick, um sich wieder zu berappeln. „Ja, ja, es geht schon wieder.“

„Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen.“

Nun wandte sich Banks vom Fernseher ab und warf seinem Freund einen Blick zu, der diesen zu verunsichern schien. „Vielleicht hab‘ ich das ja, vielleicht hab‘ ich das.“

.:: Kapitel 22

2. Dezember 2021
Washington D.C., USA

Als Phillip Green am Ende des Tages sein Haus betrat, wusste er sofort, dass Paula hier war – und wo er sie finden würde. Gebadet in einen Sonnenuntergang, der das ganze Wohnzimmer in ein feuriges Pastell hüllte, saß sie reglos auf dem Sofa…und erinnerte ihn, so wie sie Teil dieser Szene war, an eines von Edward Hoppers Gemälden, die die Einsamkeit des modernen Menschen unendlich bedrückend zur Schau stellten.

Seit sie das Kind verloren hatten, war es immer weiter bergab gegangen. Er hatte sie nie zuvor so erlebt. Paula hatte ihrer Arbeit den Rücken gekehrt, und es war völlig offen, wann sie dorthin zurückkehren würde.

Phillip hatte sich bemüht, Zeit mit ihr zu verbringen, seit jenem dramatischen Tag im Juli hatte er Paula aber kaum dazu bewegen können, das Haus zu verlassen. Sie hatte sich abgekapselt, von ihm zurückgezogen, und *das* war es, was ihn wirklich bedrückte.

Es war ja nicht so, dass er sich von ihr wünschte, mit dem Trauern aufzuhören. Nein, er *wollte*, dass sie trauerten, solange es eben brauchte. Aber warum gingen sie nicht gemeinsam durch dieses Tal? Warum redete sie nicht mehr mit ihm? Warum existierten sie plötzlich nur noch nebeneinander? Es war doch nicht so, dass er mit dem ganzen Thema nichts zu tun hatte.

Was er nicht verstand, war, dass eine starke, unabhängige Frau wie Paula, die sonst stets so rational gedacht hatte, nun so destruktiv gegenüber sich selbst auftrat. Sie hatte es zwar nie direkt gesagt, aber es war offensichtlich, dass sie für den Tod ihres Babys einzig und allein sich die Schuld gab. Als hätte sie wegen eines urgewaltigen persönlichen Verschuldens versagt und müsse nun dafür büßen.

Mit jeder Woche, die seither verstrichen war, fiel es Phillip schwerer, in die Frau, von der er angenommen hatte, sie zu kennen wie sich selbst,

hineinzuschauen, an ihren Gedanken und Gefühlen teilzuhaben. Schleichend war es geschehen: Sie waren zwei Dickhäuter geworden, unfähig, einander zu berühren. Und doch wusste er, dass er schweigend alles hinnehmen würde, was sie zu tun oder nicht zu tun gedachte, denn das war er ihr schuldig. Er liebte sie.

Vorsichtig ließ er sich neben ihr nieder. „Hallo, mein Schatz.“, sprach er mit ruhiger Stimme.

Sie sah schlecht aus, hohlwangig und ausgemergelt, trug immer noch den Morgenmantel. Es schien eine Ewigkeit her zu sein, sie in einer anderen Montur erlebt zu haben. Sie schaute ihn weder an noch antwortete sie ihm; nicht einmal ein Blinzeln. Hatte er sich auch daran nicht längst gewöhnt?

„Ich ähm… Ich soll Dir herzliche Grüße von Richterin Shanti ausrichten. Und selbst Jonny Depper hat sich nach Dir erkundigt, stell Dir vor. Sie vermissen Dich alle schrecklich. Hast Du schon ‘was zu Abend gegessen? Ich könnte uns ‘was kochen, wenn Du willst. Wie wäre es mit – …?“

„Ich gehe nicht mehr zurück.“

Phillip seufzte leise. „Hast Du Dir das auch wirklich gut überlegt?“

„Was gibt's da zu überlegen?"

„Hör zu, ich gehe jeden Schritt mit Dir, okay, aber ich weiß nicht, ob das die richtige Entscheidung ist."

„Wieso sollte es die falsche sein?"

„Na ja, weil Dir Dein Job immer viel bedeutet hat."

„Jetzt nicht mehr. Ich habe heute Nachmittag die Kündigung eingereicht."

Sie hatte gekündigt? Einen Moment wusste Phillip nicht, wie er darauf reagieren sollte. Aber er hatte dieses deutliche Gefühl, dass die Dinge ihm völlig entglitten. Es gelang ihm einfach nicht mehr, auf sie einzuwirken. Irgendwie musste er das Blatt wenden, sie zurückholen. Er musste seine *Frau* zurückgewinnen. Sie war für ihn da gewesen, als er gelitten hatte; jetzt musste er das Gleiche für sie tun. Und da es ihm offensichtlich bislang nicht gelungen war, musste er sich noch mehr anstrengen.

Ein, zwei Minuten lang blieben sie schweigend so sitzen.

„In Ordnung. In Ordnung. Sag mal, wollen wir übers Wochenende vielleicht irgendwo hin fahren? Reißaus nehmen. Ich dachte an Maine. Ein bisschen die Seele baumeln lassen, länger schla-

fen, spazieren gehen, etwas Gutes essen… Ich hab‘ schon mit Schulz gesprochen. Er gibt mir die Tage frei.“

Eine Pause entstand. „Ich weiß nicht.“

„Denk drüber nach. Und falls Du ‘nen besseren Vorschlag hast: Ich bin zu allen Schandtaten bereit.“ Er hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Sie fühlte sich so knöchern an.

„Ich glaube, ich würde gerne hier bleiben. Und ich denke, ich werd‘ mich jetzt hinlegen.“

Sie machte Anstalten, sich zu erheben. Doch Phillip signalisierte ihr mit sanftem Nachdruck, noch sitzen zu bleiben. Sachte drehte er ihren Kopf zu sich und drückte seine Stirn gegen die ihr.

„Paula. Ich möchte Dir helfen. Ich möchte es so sehr. Aber ich weiß nicht, wie. Du lässt mich nicht mehr zu Dir durchdringen.“ Er hielt einen Augenblick inne und betrachtete sie. „Ohne Dich endet die Geschichte.“

Zum ersten Mal sah sie ihm in die Augen, durch die Gitterstäbe jenes unsichtbaren Käfigs, der sich irgendwann einmal um sie gelegt hatte. Ihr Blick war trüb. „Nein, Du irrst Dich.“, sagte sie. „Wir sind alle Teil einer unendlichen Geschichte, Phillip. Dagegen können wir uns nicht wehren.“

Es schien nicht sie zu sein, die diese Worte aussprach. „Wenn das so ist… Dann komm zu mir zurück, und wir *stellen* uns der Geschichte. Gemeinsam.“ Er wollte ihre Hand berühren, doch sie entzog sich ihm.

Nun stand sie auf. „Ich glaube, dass ich genau die Rolle habe, die mir zugedacht wurde. Und Du hast Deine. Alles ist genauso, wie es soll.“

Als Phillip Green alleine zurückblieb, da ahnte er irgendwie, dass ihm eine lange Nacht bevorstand. Weit dunkler als alles, was er für möglich gehalten hatte.

Diese Dunkelheit breitete sich aus seinem Innern heraus aus und ergriff von seiner Umgebung Besitz. Plötzlich waren sie wieder zurück, die Erinnerungen. Er spürte wieder die scheußliche Kälte in seinen Knochen, und er hörte die schneidende Stimme des Wächters…

.: Kapitel 23

1. Mai 1993
[irgendwo im Jemen]

Die Kälte saß ihm in den Knochen.

„Hinsetzen!“, brüllte der Wächter. „Nur einen Mucks, und ich werde Dich GU-Schwein zu Hackfleisch verarbeiten!“

Er hatte keinen Grund, seine Worte anzuzweifeln. Soeben hatte der Mann seine Entschlossenheit unter Beweis gestellt. Die Schläge mit dem Gewehrkolben hatten ihn ganz benommen gemacht, und immer noch schmeckte er sein eigenes Blut.

Die schwere Eisentür wurde mit einem Rums zugeknallt. Green sah sich um.

Die Zelle war ein feuchtdunkles Loch, durch das eisige Luft pfiff. Die Mauern waren übersät von

Einkerbungen und Inschriften ehemaliger Insassen.

Einige hatten ihren Namen und die Daten ihres Hierseins oder sonst einen Hinweis auf ihre Existenz eingeritzt. Einer hatte sich damit unterhalten, Kreuzworträtsel in die Dunkelheit zu kratzen, doch der Himmel schien keine Notiz davon genommen zu haben.

Rostige Eisenstäbe vergitterten die Zelle und hinterließen bei der Berührung einen braunen Schleier an den Händen.

Green begann sich auf einer Pritsche zusammenzukauern und drückte zitternd das zerlumpte Stück Stoff, in dem er Decke, Matratze und Kopfkissen in einem vermutete, gegen seinen vor Kälte bebenden Leib. Bevor man ihn hier hinein geworfen hatte, nahm man ihm mit Ausnahme der Unterwäsche sämtliche Kleidung weg.

Das Halbdunkel hatte einen kupferfarbenen Schimmer wie der Hauch einer verglimmenden Kerze. Nach einer Weile gewöhnten sich die Augen an dieses Dauerdunkel, und die Ohren wurden so fein, dass sie in der Litanei von Tropfen und Echos der Außenluft die leistete Bewegung von Körpern wahrnahmen.

Vermutlich ist es das Letzte, was Du siehst. Das Leben eines Kriegsgefangenen. Fragt sich nur noch, wie lange.

Der dritte größere Fronteinsatz im gerade kürzlich entbrannten Krieg gegen die eugenischen Mistkerle, und dann passierte ihm so etwas. Wieso hatten sie ihn nicht gleich erschossen, so wie den Rest seiner Männer, die mit ihm zusammen in diese Falle im Grenzland getappt waren? Gab es jemanden, der sich an ihm rächen wollte? Welchen Zweck erfüllte er, wenn er am Leben und in Gefangenschaft war? Wahrscheinlich würde er das sehr bald herausfinden.

Green hatte bereits eine halbe Stunde auf seiner Pritsche zugebracht, als er am anderen Ende der Zelle undeutliche Umrisse erkannte. Er stand auf, ging langsam näher und stellte fest, dass es ein schmutziger Segeltuchsack war.

Kälte und Feuchtigkeit waren ihm allmählich in die Knochen gedrungen, und obwohl der von diesem dunkel gesprenkelten Bündel ausgehende Gestank zu wenig beglückenden Vermutungen einlud, dachte Green, darin vielleicht die Gefangenenuniform zu finden, die ihm zu geben sich niemand die Mühe gemacht hatte, und mit etwas

Glück sogar eine Decke. Er kniete vor dem Sack nieder und löste am einen Ende den Knoten.

Als er das Segeltuch wegzog, enthüllte der zittrige Widerschein der auf dem Gang flackernden Lampen etwas, das er im ersten Moment für das Gesicht einer Schneiderpuppe hielt, wie sie in Schaufenstern die Anzüge ihrer Schöpfer preisen, aber der Gestank und die sofort einsetzende Übelkeit machten ihm klar, dass es sich mitnichten um eine Puppe handelte.

Sich mit einer Hand Nase und Mund zuhaltend, zog er das Segeltuch ganz weg und wich ein Stück zurück.

Die Leiche schien ein Erwachsener in einem unbestimmten Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren zu sein und konnte nicht mehr als fünfzig Kilo wiegen. Lange Haare und ein weißer Bart bedeckten einen großen Teil des skeletthaften Oberkörpers. Die knochigen Hände mit langen, krummen Fingernägeln sahen aus wie Vogelklauen. Die Hornhaut in den weit offenen Augen wirkte zerknittert wie die Schale einer reifen Frucht. Der Mund war halb geöffnet, und die aufgequollene, schwärzliche Zunge zwischen den fauligen Zähnen verklemmt.

Früher war dieses jämmerliche Etwas vielleicht ein Soldat des Anti-Augment-Bündnisses gewesen, aber dieser Tod hatte ihn seiner Identität beraubt, und Green fand, das war ein weit schlimmeres Ende als auf dem offenen Schlachtfeld vom Kugelhagel niedergestreckt zu werden.

Es war so würdelos. Vermutlich war es das Ende, das auch ihm nun bevorstand. *Warum haben sie mich nicht abgeknallt?*

„Sie sollten ihm die Kleider ausziehen, bevor er abtransportiert wird. Es sei denn, Sie möchten erfrieren.“, hörte er eine Stimme aus der gegenüberliegenden Zelle. Sie schien einer Frau zu gehören, und sie schien wie er Amerikanerin zu sein – alles andere als eine Selbstverständlichkeit hier irgendwo in den Weiten des Jemen, wohin man ihn verschleppt hatte. Allerdings konnte Green die Person nicht sehen, weil der entsprechende Bereich des Traktes in Schatten versank. „Machen Sie schon. Der arme Tropf kann jetzt ohnehin nichts mehr damit anfangen.“

Green nickte stumm. Die Kälte in der Zelle schnitt ihm in die Knochen, sodass sich jedes weitere Warten erübrigte. Er hielt den Atem an und machte sich ans Werk.

Die Kleider rochen nach Leiche. Mittlerweile hatte sich die Totenstarre über den ganzen Körper ausgebreitet, und es war schwieriger als vermutet, die Gestalt zu entkleiden.

Nachdem er es geschafft hatte, deckte Green den Mann wieder mit dem Segeltuchsack zu und verschloss diesen mit einem Seemannsknoten. Dann ließ er sich erneut auf die Pritsche sinken, sich fragend, wie viele Gefangene vor ihm dieselbe Uniform getragen haben mussten.

Vorsichtig berührte er seine nach wie vor geschwollene Lippe; jene Stelle, die das Gewehr des Wächters gestreift hatte, als er ihm vor seinem Abtransport nochmals vorsorglich eine verpasste. Die Lippe schien nicht mehr zu bluten; eine Kruste hatte sich gebildet.

„Wissen *Sie*, warum wir hier sind? Ich meine… Warum wird nicht tot sind?“, fragte er in die Dunkelheit.

„Na ja, ich vermute mal, sie wollen noch etwas von uns.“ Einen Augenblick lang schien die Fremde amüsiert zu wirken. Klang so jemand, der jenseits aller Hoffnung zu leben gelernt hatte?

„Und was könnte das sein?“ Green beobachtete einen riesigen, orangefarbenen Käfer, der im Zwielicht die nasse Zellenwand hinaufkletterte,

und stellte sich auf einmal die Frage, ob er bald schon genötigt sein würde, dieses Insekt verspeisen zu müssen.

„Informationen. Oder sie brauchen unsere Arbeitskraft. Oder sie wollen ein paar neue Exekutionsmethoden an uns ausprobieren.“

Green ächzte leise und fuhr sich durchs verschwitzte, teils blutverkrustete Haar. „Ich schätze, dann sollte ich mich wohl geehrt fühlen.“

Die Frau lachte trocken. „Sehen Sie, es ist alles eine Frage der inneren Einstellung.“

„Ich ähm… Ich bin übrigens Phillip Green.“

„Ich weiß, wer Sie sind. Major Phillip Green. Der Held von Sektor neunundsechzig. Hab‘ sie gleich erkannt. Schade, dass Sie hier nicht mehr lebend ‘rauskommen, sonst würde man Sie bestimmt zum Colonel befördern.“

Die Fremde schien jede Menge über ihn zu wissen. „Sie gehören auch dem GU-Militär an?“

„Mhm.“

„Und darf ich fragen, wie Sie heißen?“

Die Frau seufzte einmal. „Nicht, dass es jetzt noch eine Rolle spielt, aber Sie dürfen. Früher nannte man mich Dana Rahif. Willkommen in der Hölle.“

.:: Kapitel 24

2. Dezember 2021
Kodiak Launch Complex, Alaska

Der Kodiak Launch Complex, gelegen auf der namensgebenden größten Insel des Archipels südlich der Schelichow-Straße, schlief tief und fest. Die Ruhe konnte das technische und militärische Personal gut gebrauchen, denn ausnahmsweise einmal hatte keine unvorhergesehene Schlechtwetterfront am planmäßigen Starttermin gerüttelt.

Das Ganze roch bereits jetzt nach einer Sensation: Da war seit Jahrzehnten keine extraterrestrische Mission mehr in Angriff genommen worden, und diesmal sah es tatsächlich ganz danach aus, als würde alles mit einem planmäßigen Liftoff

beginnen. Selbstverständlich ließ sich dieser Umstand auch in die andere Richtung deuten.

Ein vorgesehener Start als schlechtes Omen? Das konnte niemand so genau sagen. Dennoch lag in der Natur der Astronautenzunft ein gewisser Hang zum Aberglauben.

Zu oft nämlich hatten Erfolge oder – wenn man nur an die Apollo-13-Pioniere zurückdachte – das buchstäbliche nackte Überleben von Glück und Zufall abgehangen. Oder es hatten sich an ähnlich beschaffenen Zufällen dramatische Katastrophen entzündet, die schwere Rückschläge für die bemannte Raumfahrt und in manchen Fällen beinahe ihr Aus bedeutet hatten.

Schicksal oder bloße Statistik? Ausgerechnet die Starts in der Historie der Weltraumexpeditionen, bei denen anfangs alles glänzend ausgesehen hatte, waren mitunter zu vom Himmel regnender Asche vergangen, und aus bereits prophezeiten Flops waren glanzhafte Einträge ins Geschichtsbuch der Menschheit geworden. Wenn man länger darüber nachdachte, konnte man leicht in Paranoia abgleiten.

Verlegte man sich auf die reinen Tatsachen, sah es so aus: Morgen würde *Ares II/VII-Beta*, das modernste und teuerste jemals gebaute Raum-

schiff, zu einer historischen Mission aufbrechen – der längsten von Menschen durchgeführten Mission, die jemals initiiert worden war. Und das ohne größere Vorankündigung und inmitten dieser turbulenten weltpolitischen Großwetterlage. Im langen Abgesang auf sie scheinbar schon zu einem Häuflein Elend versunken, meldete sich die NASA plötzlich mit Pauken und Trompeten zurück und steckte sich Ziele, die niemand mehr für möglich gehalten hatte.

Wo kam der plötzliche Ehrgeiz her? Woher stammten die finanziellen Mittel? War die Weltraumbehörde nicht seit langem allzu klamm? Warum gerade der Saturn? Weshalb nicht eher der Mars, dessen Erforschung und Nutzbarmachung mit Anbruch des Jahrhunderts im Sande verlaufen war?

Ohne Zweifel rieben sich viele Leute überall auf dem Globus derzeit die Augen. Man schaute auf den Launch wie das Kaninchen auf die Schlange. Für die Eingeweihten und Verantwortlichen war das zwar nicht der eigentliche, aber ein guter weiterer Grund, nervös zu sein und zum Starttermin besser erholt und gut sortiert auf der Matte zu stehen.

Umso bemerkenswerter war es, dass um dreiundzwanzig Uhr Ortszeit immer noch Licht in den Tiefen des Kodiak-Komplexes brannte. Ausgerechnet die drei Protagonisten des morgigen Tages wollten weder schlafen noch *konnten* sie Schlaf finden. Von einer menschlichen Warte aus betrachtet war das allerdings auch mehr als verständlich.

Colonel Shaun Geoffrey Christopher saß im Gemeinschaftsraum des Komplexes, blickte seine beiden Kollegen an, vom Tequila, welchen sie sich teilten, leicht angeheitert. Man mochte auch sagen: entkrampft. Wie er trugen sie den blauen NASA-Einteiler mit dem eilig erfundenen (und wenig einfallsreichen) *First To Saturn*-Aufnäher darauf.

Und mit einem Mal war er überzeugt, dass alle Personen, die bislang in den Weltraum jenseits des Erdorbits aufgebrochen waren, sich am Vorabend des Starts so gefühlt haben mussten. Einerseits so voller Adrenalin und innerer Checklisten, dass man nicht wusste, wohin damit, andererseits mit dem Gefühl gesegnet, Berge versetzen zu können.

Es war diese Mischung aus nahezu elektrischer Anspannung und enthusiastischer Vorfreude, die

sie bis spät in die Nacht hier hatte zusammensitzen lassen.

Die Abschiedsfeier mit Familien und Freunden war bis in den frühen Abend gegangen. Danach war der Komplex für alles nicht-autorisierte Personal geschlossen worden. Die Sicherheitsvorkehrungen mussten eingehalten werden.

Zwar war es den engsten Familienmitgliedern angeboten worden, die Nacht hier zu verbringen und den Start in der Frühe mitzuverfolgen, aber niemand hatte davon Gebrauch gemacht. Weder die Piloten hatten darum gebeten noch ihre Nächsten es so gewollt.

Denn ohne darüber ein Wort verloren zu haben wusste jeder, dass es eine Zeit zur Besinnung, der inneren Einschwörung auf das Kommende, brauchte. Dies – dreiundzwanzig Uhr und vielleicht noch ein paar Minuten länger – war die Zeit von Shaun Geoffrey Christopher, Alice Fontana und Doktor Marcus O'Herlihy, jenes Dreigespanns, das den Saturn erobern würde wie eine Festung im Sturm. Das besagten zumindest die vollmundigen Losungen der NASA und der US-Regierung.

Gerade waren sie in eine Diskussion über die letzten Simulationen zur bevorstehenden Mission

verwickelt, halb ernst, halb in kollegialer Freundschaft verbunden. Nachdem ihm der Einsatz anvertraut und im Eilverfahren genehmigt worden war, hatte Christopher sofort gewusst, dass er die beiden anderen Plätze im Cockpit von *Ares II/VII-Beta* für Fontana und O'Herlihy reservieren würde.

Sie waren nicht nur durch ihre Kompetenzen die ideale Wahl für einen Flug zum Saturn – Fontana als geübte Space Shuttle-Pilotin und O'Herlihy, wie es der Zufall wollte, als begnadeter Astrophysiker.

Auch verband Christopher mit ihnen viele gemeinsame und prägende Erfahrungen in ihrer Zeit an der Flugschule, später bei der Vorbereitung für die *DY-100*-Testflüge – die leider Gottes niemals stattgefunden hatten –, und durch die zahlreichen Routineflüge während der späteren Bauphase von *Freedom-One* waren es sogar noch mehr geworden.

Ein Teil von ihm hatte schon geglaubt, sie würden wohl nie voneinander getrennt sein. Und dann war es schließlich doch geschehen. Christopher hatte neue Aufgaben bei der Air Force angenommen und nach vorn geblickt. Mit dem Weltraum schien er ebenso abgeschlossen zu ha-

ben wie die langjährige Verbindung mit seinen Freunden offenbar ihr Ende gesehen hatte.

Bis er in die wohl existenziellste Geheimoperation aller Zeiten involviert worden war. Sie hatte seinem Leben eine erneute Wendung gegeben. Und nun, völlig unerwartet, würde der Traum, den sie seit ihrer Ausbildung lange Zeit gehegt hatten – zusammen einen anderen Planeten zu erforschen – in Erfüllung gehen. Wenn auch unter etwas anderen Vorzeichen.

Forrest Gump hatte Recht behalten. Das Leben war *wirklich* wie eine Schachtel Pralinen.

„Komm schon.“, sagte O'Herlihy, ein Mann mit schottischen Wurzeln, der aussah wie ein Boxer, aber ab und an die Gabe besaß, wie ein Gelehrter zu reden.

Fontana, eine schlanke, früh ergraute Grazie mit mandelförmigen Augen, winkte ab. „Ach, hör endlich auf, Marcus.“

„Okay, aber nur wenn Du zugibst, dass es im Simulator total aussichtslos für Dich war.“

„Es war *nicht* aussichtlos.“, wehrte sie sich. „Wann kapierst Du das endlich?“

„Drei Monate *ohne* Datenübertragung und *ohne* Computerunterstützung, und Du willst das Schiff trotzdem in einen stabilen Orbit bringen?“

„Es *war* nicht aussichtslos.“, beharrte Fontana ein wenig stur.

„Es nützt auch nichts, wenn Du es hundertmal wiederholst. In der Realität wird dieses Szenario in die Hose geh’n. Ich will nur sagen… Das hat nicht mal im Simulator sauber geklappt.“

„Das ist Ansichtssache.“

O’Herlihy zeigte mit dem Finger auf Fontana und blickte in Christophers Richtung. „Siehst Du, allmählich hab‘ ich sie. Und dann noch diese verfluchte Ringstrahlung. Die ist einfach zu groß, wenn Du manuell stellst.“

Fontana prustete – eine ihrer typischen Mimiken, wenn es ihr zu viel wurde. Daraufhin blaffte sie: „Hör zu, Du Neunmalkluger. Ringstrahlung hin oder her. Ich bin auf alles vorbereitet: Ich kann die Mühle in einen geostationären, stabilen Orbit bringen. Wenn es sein muss ohne Deine blöde Computerunterstützung und auch ohne Datenübertragung. Und wenn es das Letzte ist, was ich tue.“

So rau ihr Tonfall und so ernst der Gegenstand der Debatte war, konnten sich die beiden Männer nicht helfen und mussten lachen. Es war ein liebkosendes Lachen unter Freunden, die ihre gegen-

seitigen Unterschiede zu schätzen wussten und daraus Kraft bezogen.

„Hört sich ja beinahe an wie ‘ne Drohung. Und Du willst nichts dazu sagen, Shaun? Hilf mir mal gegen diese Irre, die uns noch in den Untergang treiben wird.“

Christopher nahm noch einen Schluck seines Getränks und war ganz entspannt. „Ich denke, Alice ist die beste Pilotin, die wir haben. Wenn sie es nicht schaukelt, dann niemand. Trotzdem will ich für uns hoffen, dass wir niemals ausprobieren müssen, ohne Datenübertragung und Computerunterstützung gleichzeitig in eine Kreisbahn zu gehen.“

Fontana verschränkte beide Arme. „Gut, dass ich mitkomme. Wenn Ihr beide allein da hochgeflogen wäret, hättet Ihr vermutlich bei jeder Ungereimtheit direkt im Handbuch nachgeschlagen – oder den Kopf in den Sand gesteckt, wenn’s mit dem Handbuch nicht klappt. Das wird Euch mit mir nicht passieren.“

„Ich sag’s wirklich nur ungern, aber vielleicht solltest Du ab jetzt schweigen.“, erwiderte O’Herlihy. „Denn alles Weitere – jede noch so kleine Frechheit – wird in meinem Logbuch ver-

merkt. Und wenn ich mich nicht schwer täusche, sind Sie einen Rang unter mir…*Lieutenant*."

„Mir geht der Arsch auf Grundeis, Sir." Fontana gab ihm einen leidenschaftlichen Kuss auf den Mund.

„Stell Dir vor, Shaun. Sie muss zum ersten Mal in unserer Beziehung alles tun, was ich sage. Ich werd' jedes noch so kleine ‚Aye, aye, Sir' genießen."

Christopher musste schmunzeln. „Woran erkennt man den Grad der Verzweiflung bei der NASA? Sie genehmigt mir, ein Liebespaar auf diese Mission mitzunehmen. Aber wisst Ihr 'was? Ich freu' mich drauf."

Fontana schenkte ihm ein verschmitztes Lächeln. „Und ich mich erst. Und das Beste daran: Diesmal wird sich mein Freund nicht vor dem Tanzen drücken können."

„Tanzen?" O'Herlihy wurde hellhörig. Zweifellos hatte sie einen wunden Punkt berührt. „Schatz, ich… Wir…Wir *haben* getanzt. Auf der Hochzeit von Peter und Mary, letztes Jahr. Weißt Du nicht mehr?"

„Nein, das kannst Du nicht tanzen nennen, Marcus. Du hast nur auf der Stelle gestanden und mir an den Hintern gefasst. Ich möchte wieder mal

richtig tanzen. TschaTschaTscha, Rumba, Balboa…“

O’Herlihy seufzte. „Immer quält sie mich damit.“

„Marcus,“, ermahnte ihn Fontana, „wenn uns die Leute nicht tanzen sehen, dann glauben sie, dass was nicht stimmt.“

„Irrtum. Wenn die mich tanzen sehen, *wissen* sie, dass was nicht stimmt.“

Christopher schüttelte den Kopf. „Ihr zwei habt Luxusprobleme, wenn Ihr mich fragt. Wenn der Rest der Welt das doch von sich behaupten könnte.“ Seine Gedanken wanderten zurück. „Es ist verrückt…“

Fontana legte den Kopf schief. „Was soll verrückt sein, Shaun?“

Etwas Nachdenkliches trat in sein Gesicht. „Früher, im Testprogramm, dachte ich immer… Kein Raumschiff kann genug Treibstoff fassen, um unsere drei Egos in die Luft zu kriegen. Und nun…passiert es. Einfach so. Die Erde ist am Allerwertesten, aber wir bekommen unseren Flug ins All. Stellt Euch das vor.“

„Tja, so ändern sich die Zeiten.“, gab O’Herlihy von sich. „Eigentlich müssten wir wunschlos glücklich sein, hab‘ ich Recht? Abgesehen von

dieser Kleinigkeit mit der Erde und dem Allerwertesten versteht sich."

Die drei Astronauten sahen einander an. Ein Moment des wie andächtigen Schweigens machte die Runde.

„Nur einen Wunsch hätte ich gehabt.", sagte Fontana. „Ich wär' gern von Cape Caneveral aus geflogen." Sie ballte eine Faust. „Aber die Scheißranke hindert uns daran."

„Sieh's positiv, Alice: Wenn wir Erfolg dort oben haben und Roykirk und Cochrane ihre verrückte Warp-Dingsbums-Erfindung tatsächlich ans Laufen kriegen… Dann wird die Scheißranke uns nie *wieder* an irgendwas hindern."

Christophers Gedanken gingen an Rain Robinsons spektakulären Fund im Juli. *Terra Nova…* Es war natürlich alles streng geheim, aber bislang sahen die Werte gut aus. Es schien tatsächlich so, als fügten sich die Dinge in die Vision des Thinktanks, der sich Anfang des Jahres auf der Isla Caroma zusammengefunden hatte.

Es gab ein Schiff, an dem gebastelt wurde, die Idee für einen an der Grenze des gesunden Verstands schrammenden Überlichtantrieb…und schließlich einen zwanzig Lichtjahre entlegenen Planeten, gegen den der Mars ein Witz war, weil

er nahezu ein Klon der Erde zu sein schien. Nicht nur mit einer Sauerstoff-Stickstoff-Atmosphäre, sondern vielleicht sogar mit einem richtigen Ökosystem.

Einen zweiten Blauen Planeten bekam man nicht so leicht im Supermarkt.

Christopher blickte auf die Uhr. Die Zeit war fortgeschritten. „Okay, Ihr Streitsüchtigen. Haut Euch in die Falle. Ich will Euch morgen um Nullachthundert ohne blaue Flecken und Bisswunden einsatzbereit haben."

Sie umarmten einander, und Fontana ging schon mal vor.

„Hey, Marcus…", sagte Christopher, als ihm noch etwas eingefallen war. „Hast Du Dir eigentlich schon ein paar gute Alibiantworten für die Journalisten morgen zurechtgelegt?"

O'Herlihy überlegte nicht lange. „Na ja, ich werd' wohl das sagen, was ich schon in meinem letzten Interview zum Besten gegeben habe."

„Und das wäre?"

Der Astrophysiker machte eine triumphale Geste, in der er sich zu gefallen schien. „Wir gehen mutig dorthin, wo noch nie ein Mensch zuvor gewesen ist. Um neue Welten zu entdecken, unbekanntes Leben und fremde Zivilisationen."

Christopher kicherte. „Was ist denn das für ein kitschiger Murks?“

„Immerhin ist dieser Murks, wie Du ihn nennst, verwegen. So was ist wichtig, wenn man in den Weltraum fliegt. Weißt Du das etwa nicht? *Alles*, was zwischen den Sternen geschieht, hat Bedeutung.“

„Du hast als Kind eindeutig zu viel Science-Fiction gelesen, mein Freund. Kein Wunder, dass Du immer noch Deine Flash-Gordon-Rakete um den Hals trägst.“

„Hast doch selber so ein Ding gehabt. Du gibst es nur nicht zu. Also wirst Du schon eine gute Antwort für die Pressefuzzis finden. Wenn Du nicht Dir vertraust, vertrau Deinem Herzen.“ O’Herlihy zwinkerte ihm zu und ging.

Christopher ging noch auf eine letzte Zigarette auf das Startgelände. Während er in der klirrenden Kälte an seinem Glimmstängel zog, ruhte *Ares II/VII-Beta* neben ihm in ihrem stählernen Kokon und zählte stumm die letzten Stunden bis zu ihrem großen Auftritt herunter.

Die mächtigen Flutlichter strahlten das postmoderne Stück Technik, das wie eine wilde Mischung aus antiker Trägerrakete, Space Shuttle

und komplexem Wettersatellit anmutete, so an, dass der primäre Rumpf besonders zur Geltung kam. Darauf prangte in großen Lettern ein frisch aufgetragener Name: *Starfury*.

Zwei Jahrzehnte keine Flüge mehr außerhalb der irdischen Kreisbahn, und wer hätte gedacht, dass wir so schnell wieder einen Vogel in die Luft bekommen würden?

Christopher lächelte vor sich hin. Seit sich sein Thinktank auf das Isla Caroma die Idee in den Kopf gesetzt hatte, eine Mission zum Saturn durchzuführen, waren gerade einmal drei Monate vergangen.

Es waren eben besondere Umstände., sagte er sich. *Ohne die Geheimoperation* hinter *der offiziellen Mission hätten wir weder Mann noch Material oder Dampf im Kessel bekommen.* Ares II/VII-Beta *wäre am Boden geblieben. Sie hätte niemals einen Namen bekommen.*

Fröstelnd legte er den Kopf in den Nacken und blickte hinauf in den sternenklaren Nachthimmel. Die verschwenderische Pracht faszinierte ihn immer wieder aufs Neue. Was dort oben glitzerte und blinkte, waren keine Stromsparbirnen, sondern riesige, feurige Gaskugeln, jede einzelne millionenfach größer als die Erde. Glaubte man den

neuesten Forschungsergebnissen, so gab es im sichtbaren Universum mindestens vierzig Trilliarden Sterne.

Vielleicht waren es aber auch vierhundert Trilliarden, vier Quadrillionen oder ein Vielfaches mehr. Und um diese Trilliarden und Trillionen von Sonnen kreisten mindestens ebenso viele Planeten. Ob und wie zahlreich sich Leben auf ihnen tummelte, das wusste allein der Schöpfer dieses Universums, vorausgesetzt, er kümmerte sich überhaupt um solch profane Dinge.

Seit Anfang der 1960er Jahre suchten SETI-Forscher den Weltraum im Radio- und Infrarotbereich nach Zeichen technischer Zivilisationen ab, doch bis zum heutigen Tag gab es nicht den geringsten Beweis für mehr als einen mit zivilisierten Wesen bewohnten Planeten – es sei denn man wollte der Ranke einen gewissen Grad von an menschlichen Maßstäben gemessenem Intellekt zubilligen. Ob sich daran je etwas ändern würde?

Selbst, wenn nicht. Christopher reichte alleine die Vorstellung von diesen gigantischen, von keinem menschlichen Geist jemals erfassbaren Dimensionen, die ihn vor Ehrfurcht erschaudern ließen und immer wieder zurückführten zu den

selben Fragen: Was war eine hunderttausend Lichtjahre große Galaxis wie die Milchstraße mit ihren geschätzten zweihundert Milliarden Sonnensystemen im Verhältnis zum gesamten Kosmos?

Wohl kaum mehr als ein Sandkorn. Welche Bezeichnung blieb übrig für ein einzelnes Sonnensystem wie das irdische? Was war schon die Erde? Was die sieben Milliarden menschlicher Zellhaufen, die sich einst für das Zentrum der Schöpfung hielten?

Auf einer einzigen Fingerkuppe hausten fünfzig Millionen Bakterien. Wusch man sich einmal gründlich die Hände, brachte man auf einen Schlag Milliarden davon um.

War der Mensch in seinem narzisstischen Fiebertraum, sich über alles und jedes stellen zu müssen und sich dabei so schrecklich wichtig vorzukommen, im Verhältnis zum großen Ganzen denn etwas anderes als eine solche Bakterie? War er mehr als nur ein Parasit, der ein weitgehend sinnfreies Dasein fristete in einer Petrischale, die er ‚Erde' getauft hatte?

Und Gott? Dieser Gott der Bibel, der Tora, des Korans… Hatte er dieses gewaltige Universum geschaffen und all die wunderbaren Nichtigkeiten

darin verteilt, die man Sternhaufen, Galaxien oder Solarsysteme nannte? Mitnichten.

Früher hatte Christopher oft in der Heiligen Schrift gelesen und war dabei regelmäßig über das erstaunlich fehlbare kleinkrämerische Handeln dieses Gottes gestolpert, der weder vor niederträchtigen Quälereien noch Massenmorden an seiner eigenen Schöpfung zurückschreckte. Nahm man nur die jüngste Geschichte, war sie voll von Beispielen: Weltkriege, die Eugenische Katastrophe, die Ankunft der Magnolie, die unzählige Menschenleben gefordert hatte… Ein nie enden wollender Blutzoll.

Dieser Gott offenbarte ein Handeln, das sowohl von der Stufe der Grausamkeit als auch vom Ausmaß her jeden irdischen Tyrannen der Weltgeschichte zum harmlosen Wicht verkommen ließ.

Vielleicht waren Gott und sein Clan – wie in manchen Texten nachzulesen war – vor einigen tausend Jahren tatsächlich von den Sternen gekommen, um sich an den Frühzeitmenschen auszutoben. Doch um einen Kosmos zu erschaffen und Welten darin, brauchte es ein ganz anderes Kaliber; eine Macht, vor der dieser Urgott genau-

so auf die Knie zu fallen hatte, wie es die Gläubigen bei ihm taten, die er knechtete.

Jedes Mal, wenn Christopher sich im All befunden hatte, offenbarte sich ihm diese immense Kraft, ein Gottwesen jenseits des menschlichen Vorstellungsvermögens, das solch elementare Dinge wie Masse, Energie und vielleicht sogar das Bewusstsein hervorbrachte.

Würden die Leute, anstatt sich in all die Kirchen, Moscheen, Synagogen und anderen Glaubensrichtungen zu verirren und sich daraufhin wegen lächerlicher Unterschiede die Köpfe einzuschlagen, ab und zu mal durch ein Fernrohr blicken, wäre die Welt vermutlich eine andere, denn sie würden dabei – wie Christopher selbst, als er der lichtdurchsetzten Schwärze das Antlitz las – erkennen, was für ein wichtigtuerischer, eifersüchtiger Winzling ihr Gott in Wirklichkeit doch war.

Schritte.

Christopher drehte sich um und verfolgte, wie sich ihm auf dem großen Platz eine Gestalt näherte. Keiner der Wachtposten, wie es schien. Wenn es sich um einen Zivilisten handelte – wer hatte ihn eingelassen?

Der Fremde kam schnell näher. Schließlich geriet er wenige Meter vor Christopher zum Stillstand.

„Shaun Christopher?“, fragte er.

Das Gesicht des Mannes ließ sich nur schwer erkennen, da die Lichter sich in seinem Rücken brachen.

„Wer sind Sie? Woher kennen Sie meinen Namen?“

„Ich muss mit Ihnen sprechen. Es ist dringend. Es geht um Ihren morgigen Start.“

Christopher wurde unruhig. „Wer zum Teufel sind Sie?“

„Hören Sie: Ich habe meine Kontakte und kenne die wahren Gründe für Ihren Flug. Keine Sorge, Ihre Geheimnisse sind gut bei mir aufgehoben.“

Ein Schlag schien ihn in die Magengrube zu treffen. Sofort schossen ihm Fragen durch den Kopf. *Ein übermütiger Journalist, der mich erpressen will? Ein Terrorist, der sich in den Komplex ‘reingeschmuggelt hat? Ein Verrückter?*

Christopher ballte eine Faust. Die andere Hand wanderte in die Nähe der Handfeuerwaffe, die er bei sich trug. „Ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt, Freundchen. Wenn Sie mir nicht auf der Stelle sagen, wer Sie sind, rufe ich die Sicherheit.“

Der Unbekannte drehte sich ein kleinwenig, und nun fiel Licht auf sein Gesicht.

Christopher erkannte es sofort.

Leuchtende blaugrüne Augen. Es war das Gesicht einer gefallenen Hoffnung; nicht bloß einer der vielen Hoffnungs*schimmer*, die die Menschheit in den vergangenen Jahren gesehen hatte, sondern der vielleicht entscheidendsten Aussicht auf Erlösung.

Deshalb hatte sich die Erde auch dazu entschlossen, ihrem einstigen Retter nun mit umso größerer Verachtung zu begegnen. Sie hatte ihn zu hassen gelernt, um sich selbst davon abzulenken, dass es vielleicht wirklich zu spät war, um noch an Rettung zu glauben.

Doch der Mann sah nicht so aus, als hätte er bereits das Handtuch geworfen. Seine Lippen teilten sich. Er atmete eine schwere Dampfwolke und sagte: „Mein Name ist Cooper Banks, und ich muss um jeden Preis morgen zum Saturn mitfliegen. Das Überleben der Menschheit könnte davon abhängen.“

.:: Kapitel 25

2. Dezember 2021
New York, USA

Das Feuer im Kamin knisterte.

Roberta saß im Schneidersitz vor der angenehmen Glut und machte sich an der kleinen Kassette jenes Diktiergeräts zu schaffen, welches sie in Garys persönlichen Sachen gefunden hatte. Garys Sachen… Zuerst hatte sie alles in eine große Kiste gepackt; erst nach Monaten kramte sie sie wieder hervor, weil sie einsah, dass sie den Schmerzen nicht entkommen konnte, indem sie sämtliche Dinge, die sie an ihren einstigen Gefährten erinnerten, wegschloss.

Beim Herauskramen aus dem Keller war die Kiste mit dem Diktiergerät abgestürzt und hatte eine harte Landung hingelegt. Die Kassette war

beschädigt worden, und Roberta hatte sich nach einem lauten Fluchen daran gemacht, sie unter Zuhilfenahme eines kleinen Schraubenziehers zu reparieren.

Nach Garys Tod hatten sich die Tage und Wochen ins Endlose hingezogen. Roberta war wie gelähmt gewesen. Nur die wichtigsten Einsätze, auf die Beta-5 sie unerbittlich hingewiesen hatte, führte sie aus; ansonsten war ihr Elan unbestreitbar zurückgegangen. Sie trieb dahin, gefangen in einem Zustand, der ihr surreal erschien und der doch zur brutalen Wirklichkeit ihres Lebens geworden war.

Nun war sie beinahe fertig. Zuletzt wickelte sie das Band behutsam auf und schloss die Plastikhülle. Sie schob das kleine Speichermedium in den Schlitz des Diktiergeräts, spulte ein Stück zurück und ließ es dann an willkürlicher Stelle laufen.

Zuerst hörte man nur Rauschen. Sie war nicht sicher, ob die Kassette wieder funktionierte. Vielleicht war es alles vergebliche Mühe gewesen. Dann jedoch ertönte auf einmal Garys Stimme. Sie klang nachdenklich.

„Ich denke… Letztendlich liegt es in der Natur aller Dinge, vergänglich zu sein. Das Universum

neigt zur Entropie, und selbst die Zeit wird irgendwann enden. Diese genetischen Erweiterungen, diese von den Aegis so weit verlängerte Lebensspanne sind da nur eine trügerische Gewissheit, eine Illusion. Sie täuschen darüber hinweg, dass man sein Leben leben muss. Und damit meine ich nicht Pflichterfüllung, sondern das, was einen antreibt, im Innersten zusammenhält. Jeden Tag. Jeden Moment. Denn nichts davon kommt jemals wieder. Darum müssen wir das Leben, solange es andauert, schätzen und das tun, wozu die Stimme tief in uns ruft. Weil wir niemals wissen können, wann wir die Personen verlieren, die uns wichtig sind, die wir lieben, oder wann unsere eigene Zeit vorbei ist."

Roberta lauschte gebannt. Um nicht zu sagen, war sie völlig sprachlos. Es hatte ja Augenblicke gegeben, in denen Gary sich auf wundersame Weise geöffnet hatte, aber sie hatte nicht gewusst, dass er persönliche Aufzeichnungen pflegte. Und die Art, wie er es tat, kam einem Poeten gleich, nicht einem Geheimagenten aus den Weiten des Alls.

Nach einer längeren Pause, in der er sich ab und zu geräuspert und das Gerät nicht abgeschaltet hatte, sprach Gary weiter. „Durch Roberta ist mir

eines klar geworden: Ich *will* gar nicht ewig leben. Nein, damit das Leben Bedeutung hat, *muss* es vielleicht sogar kurz sein.“ Ein kurzes Lachen. „Wenn ich einen Wunsch frei hätte… Ich würde mir wünschen, all diese Last würde von uns abfallen, und wir würden einfach als zwei ganz normale Menschen auf dieser Welt existieren. Ich will ein ganz normales Leben mit ihr verbringen. Alles andere ergibt immer weniger Sinn für mich. Es mag verrückt klingen. Aber durch Roberta habe ich gelernt… Ich glaube jetzt an eine Alchemie des Lebens. Nennen wir es, wie wir wollen. Umstände, Schicksal, Magie… Durch Roberta habe ich erkannt, dass es ein Muster gibt. Ein Muster, das bestimmte Leute zur richtigen Zeit am richtigen Ort versammelt. Man kann es nicht erzwingen. Es geschieht einfach. Und wenn es geschieht, wenn diese Puzzlestücke zusammenkommen… erschaffen sie manchmal etwas wirklich Besonderes. Etwas das, selbst wenn es von Dunkelheit umgeben ist, so schön ist, dass alle Grenzen dadurch gesprengt werden. Dafür ist es wert, zu leben…und zu sterben. Ich liebe Dich, Roberta Lincoln…“

Das Band endete. Roberta begann erbittert zu weinen.

Warum waren sie nie einen Schritt weiter gegangen, nach all den Jahren, da sie miteinander zusammenarbeiteten, Freunde wurden, keine Geheimnisse voreinander hatten? Warum hatten sie es nie gewagt, diese letzte Grenze zu überwinden?

Und jetzt war es zu spät dafür. Zu spät für alles.

Sie schluchzte, während dicke Tränen auf den gefliesten Boden vor dem Kamin tropften. „Ich liebe Dich, Gary Seven.“, hauchte sie leise. „Ich liebe Dich so sehr…“

Der Schmerz drohte sie zu verzehren.

Plötzlich lag eine Hand auf ihrer Schulter.

Roberta geriet in Panik und wirbelte herum.

„Miss Lincoln? Entschuldigung, dass es so lange gedauert hat, aber ich wurde aufgehalten. Ich bin Agent 133…“

Als Roberta sich umdrehte, erblickte sie das affenartige Gesicht eines Chamälioniden. Nur für einen kurzen Moment. Ein paar Sekunden später verwandelte der Alien sich in die perfekte Imitation eines gewöhnlichen männlichen Menschen mit heller Haut und dunklem Haar. „Nein.“, korrigierte er sich. „Nennen Sie mich Daniels.“

.: Kapitel 26

3. Dezember 2021
Kodiak Launch Complex, Alaska

[Start erfolgt in T minus zwölf Minuten. Vorstartsequenz einleiten. Flügelklappen dichtmachen.]

„Bestätigt, Control Tower. Vorstartsequenz wird eingeleitet. Flügelklappen werden dichtgemacht. Warten auf Ihr Signal."

Der Tag war schließlich gekommen. Die Wolken hingen niedrig, aber weit und breit war kein Unwetter in Sicht. Es war tatsächlich jener beinahe makellose Morgen, den man vorhergesagt hatte.

Die imposante Trägerrakete ragte in den frühmorgendlichen Himmel über Alaska, bereit, Geschichte zu schreiben. Eine Geschichte, die fürs Erste in zwei Teile zerfiel: einen, den die Mensch-

heit heute bereits kannte und einen, von dem sie hoffentlich eines Tages erfahren würde.

Die massiven Deuteriumtanks und Boosterkränze, die seitlich aus dem Leib des Raumschiffs hervorragten, erinnerten auf jeden Fall alle daran, dass hier kein Flug zum Mond bevorstand.

Und aus diesem Grund handelte es sich auch nicht um irgendeinen einen neumodischen *Space Elevator*-Gleiter; die *Starfury* brauchte deutlich mehr Schubkraft und einen weit längeren Atem, denn sie wollte den Orbit verlassen und dann mit dem Fusionstriebwerk, das ihr zur Verfügung stand, binnen siebzig Tagen den Saturn erreichen. Für den Rückweg dann musste auch für genügend Treibstoff gesorgt sein; es gab keinen Tankstopp.

Alleine deshalb waren Existenz und Startbereitschaft dieser Trägerrakete ein wahres Wunder. So lange hatte die NASA nichts mehr gewagt, niemand hatte das. In den vergangenen Jahrzehnten mochte man zu der Erkenntnis gefunden haben, die Menschheit sei schüchtern geworden, vielleicht sogar ernüchtert, unfähig, nach den Sternen zu greifen wie noch zu Zeiten von John F. Kennedy.

Wie auch immer, der heutige Tag würde das Gegenteil beweisen. Schon dafür lohnte es sich,

diesen Flug zu unternehmen. Es war eine wagemutige Demonstration des Noch-haben-wir-nicht-aufgegeben.

Im Innern des Cockpits der *Starfury* herrschte erwartungsgeladene Stille, als die Countdownansage aus dem Control Tower im Interkom ertönte.

Shaun Geoffrey Christopher war umfangen vom schalenartigen Sitz des Copiloten. Wie seine beiden Kollegen trug er den neuen, eng anliegenden, skelettalen NASA-Raumanzug, der ihnen weit mehr Bewegungsfreiheit ermöglichte als die Astronautenmonturen der vergangenen Dekaden.

„Habe soeben Bestätigung bekommen, dass der ‚Bauch' ordnungsgemäß verschlossen wurde.", vermeldete Alice Fontana.

Der ‚Bauch' war der umgangssprachliche Begriff für den riesigen Fracht- und Ladebereich unterhalb des für die Crew vorgesehenen Habitat- und Arbeitsdiskus. In dieser Mehrzwecksektion fanden sich jetzt nicht nur zusätzliche Deuterium- und Sauerstoffvorräte, sondern auch die hochempfindliche Telemetrie und Sensorik der *Starfury*. Unmittelbar nach Überwindung der Kreisbahn würde sie ausgefahren werden.

Und vor allem war die ‚Antimaterie-Schaufel' Teil ihres Gepäcks, ein mindestens ausgefallenes, wenn nicht sogar verrücktes Stück Technik, das hoffentlich seinen Zweck erfüllen und seine hohen Entwicklungs- und Baukosten lohnen würde.

„Sehr schön.", entgegnete Christopher. „Sag den Technikern, sie sollen sie vorsorglich noch mal kraulen. Ich will, dass sie schnurrt, wenn wir den Ofen anmachen."

„Apropos Schnurren.", sagte Marcus O'Herlihy, der im Achterbereich des Cockpits an einer großen Station saß, auf der die komplette wissenschaftlich ausbeutbare Datenbasis zusammenlaufen würde. „Ich glaube, unsere Mitfahrgelegenheit ist ganz Feuer und Flamme über seine Unterbringung."

Mist. Den hätte ich ja fast vergessen. Christopher aktivierte die eilig eingerichtete und von allen anderen KOM-Aktivitäten separierte Leitung. „Doktor, wie sieht's aus auf den billigen Plätzen?"

[Mir könnte es nicht besser gehen. Gut, ein bisschen eng ist es, und abgesehen von meiner ersten Freundin hat mich niemand mehr an ein Bett gefesselt – noch ein so enges dazu. Sei's drum… Was tut man nicht alles für ein höheres Ziel, nicht wahr?]

Die Stimme klang ein wenig gequält, aber Christopher war überzeugt, es würde schon in Ordnung gehen. Überhaupt war es eine ziemlich verrückte Idee, einen blinden Passagier mitgehen zu lassen, doch in Anbetracht der Alternativen war ihnen gar nichts anderes übrig geblieben.

Abgesehen davon, dass das Cockpit im Gegensatz zu den früheren Space Shuttles nur Platz für drei Personen bot – das Protokoll sprach seinerseits von drei Insassen im Raumschiff; eine offizielle ‚Nachmeldung' von Doktor Banks hätte Zeit gekostet. Der Starttermin hätte verschoben werden müssen. Und vor allem hätte es Fragen gegeben. Fragen über den wahren Grund dieses Saturn-Flugs. Fragen, die in der Öffentlichkeit bedenklich waren – verstärkt um den Umstand, dass Banks seit seinem dramatisch gescheiterten Versuch, die Erde von der Magnolie zu befreien, längst zur globalen Unperson geworden war.

All diese und weitere Probleme hatte Christopher sich und seinem Team, das auf der Isla Caroma gespannt den Start abwartete, ersparen wollen, zumal der Zeitplan überaus straff war. Und deshalb hatten er, Fontana und O'Herlihy zu radikalen Maßnahmen gegriffen.

Sobald sie in der Umlaufbahn waren, würde Banks seine – zugegeben, wenig luxuriöse – Position verlassen können. Eine zusätzliche Person würde die Sauerstoffversorgung nicht gefährden. Dahingehend war das Schiff für viele Eventualitäten gewappnet.

„Ich würd's so sehen: Zwei Versicherungen für das Überleben dieses verfluchten Planeten sind besser als eine. Obwohl Sie uns die genauen Details Ihrer Vorhabens noch eröffnen müssen. Ich bin da letzte Nacht nicht ganz mitgekommen."

[Das werde ich. Aber bis dahin… Bringen Sie den Vogel lieber erst einmal in die Luft. Ich zähle auf Sie alle. Banks Ende.]

[*Starfury,* sind jetzt bei T minus zehn Minuten.] Die Stimme des Wetteroffiziers ertönte: [Wir geben Euch Go. Haltet Euch bereit.]

„Hier kommt unser Stichwort." Christopher schaltete den Kanal auf. „Roger, Control Tower."

Der diensthabende Flugkontrolloffizier mischte sich hinzu: [*Starfury*, bringen Sie jetzt Ihre Bordcomputer sowie das Ersatzflugsystem online. Startkonfiguration.]

Kurzzeitig wurde der Countdown angehalten, während die Flug- und Startdirektoren in einer

Go- und No-Go-Umfrage die Bereitschaft aller Teams ermitteln.

Christopher hoffte inbrünstig, grünes Licht zu bekommen. Er kreuzte die Finger.

Keine halbe Stunde mehr, und er würde sich von diesem Masterstuhl losschnallen, aus dem beengenden Druckanzug befreien und schwerelos durch die Kabine segeln.

Endlich wieder diesen traumgleichen Zustand erleben. Wieder jung sein, als wäre die Zeit nie fortgeschritten. Wieder voller Hoffnung wie an seinem ersten Tag im Angesicht der Sterne.

[T minus acht Minuten.]

Der Funkverkehr in der KOM wurde auf den letzten Metern dichter. Viele Abteilungen schalteten sich hinzu; es gab ein wildes Geplapper.

[Okay. Verbindet jetzt das zentrale Stromverteilungssystem mit den Brennstoffzellen.]

[Verbindung zum Verteiler steht.], meldete einer der externen Wartungstrupps.

[Positiv. Hier ist soweit alles Go.]

[T minus sieben Minuten. APU-Displayrecorder laufen.]

[T minus sechs Minuten. Der Computer gibt Go für den APU-Start.]

[Worauf wartet Ihr dann noch? Startet die A-PUs.]

[In Arbeit.]

[Bringt Thruster für die APUs in Startkonfiguration.]

[Gut. APUs laufen an.]

In diesem Augenblick starteten schnaubend drei mit Hydrazin betriebene Gasturbinen, deren mechanische Energie die Hydraulikpumpen antrieb. Sobald der erforderliche Druck aufgebaut war, führte der Pilot die Schwenktests an den Haupttriebwerken und Leitflächen des Orbiters durch, was vom Testleiter zufrieden kommentiert wurde:

[Heute sieht es aber sehr viel besser aus bei Euch, Delta-Team!]

[T minus drei Minuten.]

„Der Startkontrollcomputer gibt Go für das Unterdrucksetzen des flüssigen Sauerstoffs im externen Tank.“, berichtete Fontana mit einem Lächeln auf dem Gesicht. „Sehr Ihr, Jungs? Es läuft alles wie geschmiert.“

„Prima. Leer jetzt den Speicher des Notfallwarnsystems und geh sicher, dass keine neuen Fehlermeldungen vorliegen.“

Die Pilotin checkte ihre Kontrollen. „Speicher des Warn- und Alarmsystems geleert. Keine Fehler.“

Christopher betätigte Schalter, nannte einzelne Punkte auf seiner Checkliste und drehte den Kopf von einer Seite zur anderen, als seine beiden Begleiter die Instrumente ablasen.

„ATR-Justierung?“

„Aktiv.“

„Hauptsysteme?“

„In Bereitschaft.“

„Deuteriumpumpen?“

„Laufen warm.“

„Dann leitet jetzt die letzte Startphase ein.“

„Roger.“

Die sogenannte Beanie Cap, eine an einem Ausleger montierte Haube, die an der Spitze des externen Tanks bislang austretende Gase abgesaugt hatte, wurde nun gelöst und zurückgefahren.

[T minus zwei Minuten.]

„Okay, es wird ernst, Leute.“, sagte Christopher. „Verschließt Eure Visiere. Es sei denn, jemand will doch noch aussteigen.“

O’Herlihy lachte. „Spinnst Du? Um nichts in der Welt lass‘ ich mir das entgeh‘n.“

„Bist Du sicher? Wir alle zahlen schließlich einen Preis.“ Christopher zeigte auf Fontana. „Du wirst sie zum Tanz auffordern müssen. Sag bloß, Du hast das vergessen?“

Fontana warf ihrem Liebhaber eine Kusshand zu und klappte ihr Visier nach unten. Als Antwort schenkte er ihr ein nervöses Lächeln, dann verschloss auch er seinen Helm.

Sofort verstummten alle Geräusche um sie herum. Was blieb, waren einzig und allein das Schnarren der Stimmen im Interkom und das Rauschen der Atemluft, die durch ihren Anzug gepumpt wurde.

Christopher wollte es sich nicht eingestehen, doch er zitterte am ganzen Leib vor lauter Aufregung.

[T minus eine Minute.]

Die Anspannung wuchs ins Unermessliche. Das letzte Mal hatte er sich so gefühlt, als… *Nein.* Jetzt fiel ihm wieder ein, dass er sich bei *jedem* einzelnen Start so gefühlt hatte.

Der Flug ins All würde wohl immer etwas Besonderes bleiben, egal, mit welchen Geschwindigkeiten man sich auch fortbewegte. Selbst noch in ein paar hundert Jahren, vorausgesetzt, es gab bis dahin überhaupt noch Menschen.

Das wird wohl von uns abhängen. Ein paar Astronauten in einem turbinengetriebenen Weltraumschlitten, und das Gewicht der Welt auf ihren Schultern…

[T minus 30 Sekunden.]

„Der Startcomputer gibt Go und beginnt die automatische Zündungssequenz.“, verkündete Fontana.

Christopher verschränkte die Arme und presste beide Füße an den Boden. *Wir sind so bereit, wie wir nur sein können…*

[T minus 15 Sekunden.]

In diesem Moment öffneten sich die Ventile am nahen Speicherturm, und schon ergoss sich eine Million Liter Wasser auf die Startplattform, um Schäden an der Trägerrakete und an den Aufbauten infolge von Hitze und Schallwellen zu verhindern.

„Hat jemand von Euch Lust, schwimmen zu gehen?“

„Aber das tun wir doch gleich. Aufladen der Haupttriebwerke.“

„Ja, gut so, die Anzeigen kommen alle hoch. Alles genau nach Plan.“

[T minus zehn Sekunden. Neun…]

Unter den Triebwerksauslässen wurden jetzt Funken sprühende Treibsätze abgebrannt, um damit austretende Treibstoffgase abzufackeln. Christopher bedauerte, dass es im Heck des Schiffes keine Kameras gab, die das Bild auf einen Monitor übertrugen. Er hätte den Vorgang gern beobachtet.

[…sieben…]

Die Turbopumpen saugten aus vierzig Zentimeter dicken Rohren Brennstoff und Oxidator aus dem Haupttank und pressten die beiden Flüssigkeiten mit ungeheurem Druck in die Brennkammern der drei Haupttriebwerke.

[T minus sechs.]

„Zündung – *jetzt!*"

Im Abstand von Sekundenbruchteilen wurden die Motoren angeworfen. Mit einem gewaltigen Fauchen erwachte der schlafende Riese aus seiner Erstarrung.

Die *Starfury* zerrte mit unbändiger, exponentiell wachsender Kraft an den stählernen Fesseln, die sie auf der Startrampe festhielten.

[T minus drei…]

Die Motoren brannten seit zwei Sekunden stabil und hatten bereits neunzig Prozent ihrer maximalen Schubkraft aufgebaut, konnten bei einer

Fehlfunktion aber noch immer von den Überwachungssensoren abgeschaltet werden.

„*Who-hoo!*“, rief O’Herlihy aus. „Ich hatte ganz vergessen, wie herrlich sich das anfühlt!”

Christophers Gedanken schweiften ab, zu seinem letzten Gespräch mit Janeway, Cochrane, Roykirk und den anderen. Im Laufe der vergangenen Monate, die so ungeheuer dicht gewesen waren wie nur wenige andere Phasen seines bisherigen Lebens, wurden sie zu einer Ersatzfamilie für ihn.

Wünscht mir Glück meine Freunde.

Die Daumen sind gedrückt, Colonel. Kommen Sie ja in einem Stück wieder. Und mit einer ordentlichen Ladung Antimaterie im Gepäck. Wir zählen auf Sie.

Und ich werde Sie nicht hängen lassen. Nächster Halt: Saturn…

[T minus null Sekunden.]

„Booster, volle Kraft!“

Ein heftiges Schütteln durchlief die *Starfury*, und das schnell anschwellende Wummern in Christophers Eingeweiden begann sich zu überschlagen.

Innerhalb einer Zehntelsekunde hatten die beiden Feststoffbooster ihre maximale Leistung ent-

facht, während der Schub der drei Flüssigtreibstoffaggregate ebenfalls die Sollleistung erreichte. Jetzt war es an der Zeit, die stählernen Haltebolzen zu sprengen und das siebzig Meter lange Ungetüm ziehen zu lassen.

[Liftoff!]

Viertausend Tonnen Schub stemmten sich gegen zweieinhalbtausend Tonnen Startgewicht. Einen Moment lang schien es, als würde *Ares II/VII-Beta* die Startrampe niemals verlassen. Doch dann, zuerst nur zentimeterweise, danach Meter um Meter, schob sich der geflügelte Riese, auf dem jetzt alle Hoffnungen der Menschheit ruhten, mit lautem Brüllen in den weit offenen Himmel.

Die *Starfury* startete, umgeben von Feuer und Rauch. Christopher wurde in seinen Sitz gedrückt.

In dem Augenblick, als der Orbiter die Höhe des Startturms überwand, wurde die Flugkontrolle vom Control Tower übergeben. Nach und nach erwachten bislang blockierte Konsolen in der Pilotenkanzel zum Leben, aber noch würde es dauern, bis sie das Schiff steuern konnten.

Christopher hatte das Gefühl, er bekäme einen heftigen Tritt nach dem anderen in den Allerwer-

testen, denn die beiden Feststoffbooster versetzten *Starfury* nun immer schnellere und härtere Beschleunigungsschläge. Enormes Gewicht senkte sich auf ihn herab, und sein Kopf wurde so schwer, dass er ihn nicht mehr drehen konnte.

Nein, wir sind noch nicht am Ende.

„Go, Baby, go!“, riefen die Zuschauer auf den Tribünen, als sich die Rakete im sonnenhellen Licht der beiden Boosterflammen majestätisch aus der riesigen Dampfwolke erhob. Ein durch Mark und Bein gehendes Gedonner wälzete sich über die Menschen hinweg, von denen einige salutierten und Tränen in den Augen hatten. Dieser Aufbruch war ein Symbol gegen das Verzagen, und intuitiv verstand jeder es.

Zwanzig Sekunden nach dem Start begann sich die *Starfury* wie ein Walfisch um ihre eigene Längsachse zu drehen und setzte den Aufstieg in Richtung Osten von nun an in Rückenlage fort. Immer schneller und höher kletterte das auf seinem Feuerschweif reitende Raumschiff – tauchte in der Zeit, in der es die tief hängenden Wolkenbände durchstieß, diese von innen heraus in ein göttlich anmutendes, gleißendes Licht.

Mit allen möglichen Vergrößerungsgläsern bewaffnet, verfolgten die Zuschauer den kilometer-

langen Schweif, klatschten johlend Beifall oder versuchten mit Pfiffen den Lärm der Rakete zu übertönen.

Die Kodiak-Raketenbasis verschwand, und tiefblauer Himmel sprang ihnen entgegen. Christopher dachte nicht mehr an das Morgen, sondern ging auf in diesem Moment.

Ähnlich erging es Cooper Banks im Crewabteil. Sein Ausblick war zwar weniger günstig, seine Lage eher eingezwängt, aber wichtig war nur, dass er dabei war. Er hatte es geschafft, eine neue Chance erhalten, sein Streben zu verwirklichen.

Während die *Starfury* die Stratosphäre durchpflügte, kehrten seine Erinnerungen zu Petra Wright zurück. *Du wirst sehen: Eines Tages werde ich vor Deiner Tür stehen, und dann werden nur noch wir beide zählen. Aber zuerst muss ich diese Sache hier in Ordnung bringen. Ich bin der Menschheit seit dem 3. November 2020 etwas schuldig. Danach wird die Zeit reif sein…für ein neues Kapitel.*

Für ein neues Leben.

.: Kapitel 27

21. Dezember 2021
[unbekannter Ort]

Sieh Dich doch an, Petra Wright. Du bist eine verflucht schlechte Lügnerin. Deiner Mutter hast Du erneut eine schräge Geschichte aufgetischt, die Deine Abwesenheit erklären soll. Eine Geschichte, die sie Dir offensichtlich nicht abkauft, genauso wenig wie die Geschichten, die Du ihr davor erzählt hast; damals, als es nach Dallas und R-3 ging, wieder nach Dallas und dann in die nordafrikanischen Krisenländer. Du hast ihr Gesicht gesehen. Deine Adoptivtochter hast Du wieder mal zurückgelassen – nach allem, was Ramona schon an Verlust und Leid erlebt hat. Toll hast Du das angestellt. Drei Tage bis Weihnachten, und Du bist nicht bei Deiner Familie. Stattdessen sitzt Du in einem feuchten

Kellerloch mitten im Nirgendwo, seit Tagen gehalten wie ein Hund, und wartest darauf, dass Du irgendwie Deinen Beitrag zur Rettung der Welt leisten darfst. Rettung der Welt. Hast Du etwa vergessen, dass die Welt im Arsch ist, dass man sie höchstwahrscheinlich gar nicht mehr retten kann*? Und wenn, warum gerade Du? Seit wann nimmst Du Dich für so wichtig? Weshalb nur hast Du Dich von Green für so einen Bockmist ködern lassen? Wie naiv musst Du eigentlich gewesen sein, Dich darauf einzulassen, Du blöde Kuh?*

Die Stille in der Zelle war zu absolut, als dass sie ihrem inneren Konflikt hätte aus dem Weg gehen können – ein Konflikt, der zuletzt immer stärker an die Oberfläche getreten war. Petra Wright kämpfte mit ihrer täglichen Portion schlechtes Gewissen. Währenddessen richtete sie sich von ihrer morgendlichen Liegestützeneinheit auf, angesichts der hiesigen Enge das einzige probate Mittel, ihr überschüssiges Adrenalin abzubauen.

Es war der dritte Tag in der düsteren Zelle, und allmählich begannen frappante Zweifel in ihr zu reifen. Zweifel, was ihre Entscheidungen anbelangte, Zweifel in Bezug auf Schrebers Versprechungen, Zweifel hinsichtlich ihrer Aussichten.

Nach ihrem scheinbar erfolgreichen Reportageeinsatz in Nordafrika, der vermeintlich das Vertrauen der *Kinder des Lichts* in ihre Person erweckte, hatte Wright am 16. Dezember – wie von Schreber in seiner Email gewünscht – auf die Ankunft eines Wagens in der New Yorker Lexington Street gewartet. Sie hatte keine Fragen gestellt und sich an sämtliche Anweisungen gehalten.

Wie bei ihrem Gesinnungstest im Juli des auslaufenden Jahres, der in der Nähe von Dallas stattfand, hatte man ihr die Augen verbunden. Nach einer Weile war ihr ein starkes Schlafmittel verabreicht worden. Als sie inklusive eines vorzeigbaren Katers wieder zu sich kam, vermutete Wright, dass sie außer Landes gebracht worden war, aber ein Beweis für diese Vermutung fehlte ihr bis zum jetzigen Zeitpunkt. Schreber hatte ihr in Aussicht gestellt, bald schon an der großen Vision der *Kinder des Lichts* teilzuhaben, doch bislang wartete sie vergeblich darauf, dass sich die Terrorsekte ihr öffnete, deren Wohlwollen sie seit ihrer Rekrutierung durch Phillip Green im Frühjahr verbissen zu erlangen versuchte.

Mit jeder Stunde, die auf diese Weise verstrich, fraß sich die Nervosität tiefer in sie hinein. Was, wenn sie sich auf dem Holzweg befunden hatte?

Was, wenn die *Kinder des Lichts* längst Wind davon bekommen hatten, dass sie nicht wirklich die Absicht hegte, eine glühende Anhängerin zu werden, sondern in Wahrheit undercover für die US-Regierung arbeitete? Was, wenn ihre Zeit ablief wie das Haltbarkeitsdatum eines Bechers Milch und das Henkerkommando jenseits der schweren Eisentür der Zelle schon die Messer wetzte? Was, wenn sie all die Strapazen auf sich genommen hatte, nur um am Ende die bittere Gewissheit zu haben, dass sie nie wieder Ramonas Gesicht sehen würde – bloß wegen eines unausgesprochenen Pflichtgefühls Phillip Green gegenüber?

Mit einem Mal erschien ihr das Risiko, das sie eingegangen war, der Preis, den sie womöglich sehr bald zahlte, viel zu hoch. Allerdings war es bereits zu spät, um den Rückwärtsgang einzulegen.

Das führt doch zu nichts., meldete sich ihre Selbstdisziplin zurück und wies sie energisch zurecht. *Du wusstest, was Du tust. Was auf dem Spiel steht. Du hast diesen Pfad beschritten. Also geh ihn jetzt zu Ende. Du wirst Ramona bald wieder in die Arme schließen. Aber bis dahin… Reiß Dich gefälligst zusammen.*

Mit einem Mal hörte sie Schritte. Schritte von außerhalb der Zelle. Schritte, die sich in stakkatohaftem Gleichklang näherten, bis sie mit einem Mal zu verharren schienen.

Sie lauschte. Nichts mehr. Es musste jemand vorbeigegangen sein. Wieder einmal. Ihre Geduld und inneren Reserven würden wohl weiterhin auf die Probe gestellt werden, so sah es aus.

Wright seufzte und wandte sich ab. Sie fragte sich, ob sie eine Runde Sit-ups einlegen sollte. Das war wohl das Beste, was sie in ihrer jetzigen Lage tun konnte. Und irgendwann, in ein, zwei, drei Stunden würde ihr einer der Wächter wieder eine Ladung der guten, alten Essenspampe vorbeibringen, mit der sie hier ein bis zweimal am Tag ‚verköstigt' wurde, so wie schon gestern und vorgestern.

Also dann los, Du faules Reporterstück…

Lautes metallisches Klacken. Jemand entriegelte das Schloss. Sekunden später wurde die eiserne Zellenpforte aufgestoßen.

Das Licht blendete sie.

Ein Schatten stand plötzlich im grellen Schein.

War vielleicht schon jetzt Essenszeit? In diesem Fall war ihr das Zeitgefühl weit stärker abhanden gekommen, als sie bislang angenommen hatte.

„So lange haben Sie hier im Dunkeln ausgeharrt, Misses Wright.“, sagte eine Stimme, die leicht ins Übermelodische ging. Sie kam ihr bekannt vor. „Ihre Geduld wird nun endlich belohnt.“

„Sind Sie es, Schreber?“

Der Schatten rührte sich nicht und ging ebenso wenig auf ihre Frage ein. Ein Gefühl teilte ihr mit, dass dies auch nicht nötig war. „Herzlich Willkommen bei den *Kindern des Lichts*. Verzeihen Sie die lange Wartezeit. Doch ich kann Ihnen versichern, dass wir Sie nicht vergessen haben. Es mussten lediglich…einige Vorbereitungen getroffen werden.“

Sie sah sein Gesicht nicht, aber konnte sich Schrebers erfrorenes Lächeln dafür umso besser vorstellen. Das Lächeln eines Zynikers.

Vorbereitungen? Für einen Augenblick bekam sie es mit der Angst zu tun.

„Nun erwartet Sie wahrhaft Großartiges.“ Eine Handbewegung galt ihr. Er winkte sie zu sich. „Kommen Sie bitte, Misses Wright. Sie werden bereits erwartet.“

Schreber, der kleine Mann mit dem dichten, schwarzen Bart, führte sie durch einen langen, in Zwielicht badenden Korridor, in dem ihre Schrit-

te echoten. Als sie an einem Lift anlangten, wartete dort bereits ein Wachtposten. Wie Schreber trug er schwarze Handschuhe und eine ebenso pechfarbene Ledermontur, nur auf Herzhöhe vom charakteristischen Dreieck kontrastiert. Das Signum der *Kinder des Lichts*.

Als wäre er im Vorfeld instruiert worden, nahm der Wächter sie schweigend in Empfang, und nachdem sich die Tür des Aufzugs geschlossen hatte, gab er einen Code ein, gefolgt von einem Destinationsbefehl, was die Transferkapsel in Bewegung setzte.

Eine Weile fuhren Sie aufwärts. Kein Wort wurde gesprochen. Wright spürte, wie ihr Herzschlag sich unter der erwartungsgeladenen Anspannung deutlich erhöhte.

Dann schließlich rastete der Lift ein, und die zur Seite weichenden Türhälften gaben einen neuerlichen Gang frei, der in vielerlei Hinsicht ein exaktes Spiegelbild des vorigen zu sein schien.

Das muss ein beachtlicher Komplex sein…

Schreber suchte kurz ihren Blick, erübrigte ein Lächeln, das die Augen aussparte, und übernahm ohne weitere Bemerkungen die Führung. Als Wright ihm folgte, merkte sie, dass der Wächter

hinter ihr die Nachhut bildete. Man behielt sie im Auge.

Der Weg, den Sie zurücklegten, nahm einige überraschende Abzweigungen. Mit jedem Schritt schien die Dichte von regelmäßig postierten Gardisten anzuwachsen. Wo immer Sie sich befanden: Wright vermutete, dass Sie einem neuralgischen Punkt dieser Basis näher kamen und damit womöglich auch einigen längst überfälligen Antworten, für die Sie so beherzt in Vorleistung getreten war.

Unerwartet blieb Schreber vor einer Tür stehen, die aussah wie all die anderen, an denen sie vorbeigegangen waren. Auch hier stand ein separater Wachtposten. „Misses Wright,“, sagte Schreber, „an dieser Stelle ist meine Aufgabe erfüllt. Ich darf Sie nun meiner Vorgesetzten überantworten. Es wäre mir ein Vergnügen, wenn sich unsere Wege bald wieder kreuzen.“

Warum redet er im Konjunktiv? Wright versuchte ihre Verunsicherung zu verbergen und sagte nichts.

Wie der Schatten, der er seit ihrer ersten Begegnung war, empfahl sich Schreber, trat von ihrer Seite und verschwand hinter einer Kurve des Korridors. Ehe sie ihm länger hinterher sehen

konnte, öffnete einer der Wachtmänner die Tür und forderte sie zum Eintreten auf. Hinter ihr wurde zugezogen, und sie war allein.

Wright blieb unmittelbar hinter der Türschwelle abrupt stehen und sah sich verblüfft im Raum um, den Sie soeben betreten hatte. An den Wänden und der gewölbten Decke hingen Gemälde und Flachplastiken, die meisten von ihnen fremdartig bis absonderlich. Zahlreiche Skulpturen standen im Raum, einige frei, andere auf Podesten.

In der Mitte der Suite befand sich ein doppelter Ring aus Wiedergabedisplays, wobei der äußere Ring etwas höher angeordnet war als der innere. Bei beiden Displays schien es sich ebenfalls um Kunstwerke zu handeln, soweit Wright das beurteilen konnte.

Willkürlich trat sie zu einem der größeren Gemälde in ihrer Nähe. Mit seinem bläulichen Grundfarbton und dem, was es zeigte, wirkte es besonders beunruhigend, zugleich aber auch faszinierend.

Sieh einer an., dachte sie. *Ungeheuer kultiviert für einen Haufen pseudoreligiöser Fanatiker.*

Sie wusste nicht, wie lange sie das Bild betrachtete. Dann er erklang irgendwann in ihrem Rü-

cken eine Stimme. Die Stimme einer Frau. Sie sprach ein gutes, jedoch kein einwandfreies Englisch.

„Viele glauben, Chagall hätte die Geschichte eines Sündenfalls gemalt, aber in Wahrheit ist es die Geschichte eines Verlustes. Die Vertreibung aus dem Paradies, der Verlust des Gartens Eden."

Wright fuhr herum.

Sie. *Die Frau aus den Bekennerholos. Die Frau mit dem russischen Akzent.*

Die schlanke Schwarzhaarige ragte hoch vor ihr auf, beinahe einen Kopf größer. Sie wirkte durchtrainiert. Ihre Kurven waren in die gleiche düstere Uniform gepresst wie die der anderen Frauen und Männer, die sie bislang an diesem namenlosen Ort gesehen hatte. Auch sie trug Handschuhe.

In aller Seelenruhe sprach sie weiter und musterte Wright indes aus ihren wässrigen Augen. „Wissen Sie, dieses Gemälde erinnert mich daran, dass eines Tages alles endet. Und deshalb ist es so wichtig, dass wir die Zeit nutzen, die uns bleibt. Nur das bestimmt, wozu wir werden. Es entscheidet darüber, ob wir es uns verdienen, den Schein des Himmelslichtes zu sehen. Ob wir am Ende unserer Tage in die Gunst Gottes kommen, als Einzelne, aber auch als Volk. Es geht um Klar-

heit, darum, den langen Irrweg zu beenden, auf dem die Menschenkinder sich befinden. Es geht darum, das Paradies zurückzuerobern.“ Sie lächelte und entblößte dabei kreideweiße, ebene Zähne. „Und ich hoffe, deshalb sind auch Sie hier, Misses Wright. Es freut mich, dass Sie wohlauf sind. Mein Name ist Nadeschda Lasarewa. Vermutlich wundert es Sie, hier so viel Kunst vorzufinden. Ich für meinen Teil finde, die Kunst ist wie eine Brücke in eine andere Zeit, in ein anderes Bewusstsein. Sie hilft uns, neue Gedanken zu entwickeln, neue Möglichkeiten zu erkunden, widerständig zu bleiben gegen die herrschende Ordnung. Und wenn es nicht das ist, was die *Kinder des Lichts* im Grunde Ihres Wesens tun, dann wüsste ich nicht, welchem Sinn wir sonst nachgehen sollten.“ Sie wies in eine Ecke des Zimmers, in der ein funktionales, schwarzes Sofa vor einem niedrigen Tisch stand. „Bitte nehmen Sie Platz. Möchten Sie vielleicht etwas Warmes zu trinken haben?“

„Ein Glas Wasser reicht völlig aus.“, erwiderte Wright.

Lasarewa, wenn das denn ihr tatsächlicher Name war, begab sich zu einem kleinen Getränkeschrank und schenkte dort ein Glas Wasser ein.

Anschließend setzte sie sich zu Wright und reichte ihr das Trinkgefäß. Dabei musste ihr auffallen, wie verkrampft Wright vor ihr saß.

„Sie können ganz entspannt sein, Misses Wright. Sie sind jetzt unter Freunden. Sie haben sich in den vergangenen Monaten das Recht erworben, hier zu sein, Teil unseres harten Kerns zu werden. Natürlich werden Sie auch weiterhin unter Beobachtung stehen und Ihre Überzeugungen unter Beweis stellen. Wir wollen schließlich nichts überstürzen, sondern wollen Schritt für Schritt vorgehen. Nichtsdestotrotz hat sich vor Ihnen eine Tür geöffnet, und es ist an Ihnen, zu entscheiden, ob Sie hindurchschreiten werden oder nicht. Diese Gelegenheit ist weit mehr als sich den meisten anderen bietet."

Wright nahm einen Schluck Wasser. „Ich wäre nicht hier, wenn es mir nicht ernst wäre.", beteuerte sie. „Ich will mich Ihnen anschließen. Ich will dazugehören. Das wollte ich seit meiner ersten Kontaktaufnahme."

„Und Sie wollen tatsächlich alle Zelte hinter sich abreißen?" Die Russin legte den Kopf schief und maß sie mit ausdrucksloser Miene. Wenn ich richtig informiert bin, haben Sie eine Adoptivtochter."

Ramona. „Ich ähm…“ Die Lüge fiel ihr schwer. „Sobald die Möglichkeit da ist, möchte ich meine Tochter mitnehmen. Es ist mein Wunsch, dass sie eine glühende Verfechterin der Wahrheit wird.“

Lasarewa schien zufrieden. Ein dünnes Lächeln brach sich Bahn. „Eine durchaus überzeugende Antwort, Misses Wright. Denn genau darum geht es uns: um die Wahrheit. Vor Ihnen wird sich eine *neue* Wahrheit auftun. Das Licht der Erkenntnis wird Ihren Geist durchfluten, so als träten Sie zum ersten Mal ins Tageslicht. Ich verspreche Ihnen: Sie werden die Dinge anders sehen und so klar wie nie zuvor. Und der Schlüssel dorthin ist die Schwarze Magnolie.“

Sie genehmigte sich eine Kunstpause. „Unsere Beziehung zur Ranke ist eines der größten Missverständnisse. Schuld daran tragen korrupt gewordene Staatslenker, die die Menschen vor der Realität abschirmen, welche unlängst über sie kam. Allem voran die GU. Seit die Ranke erstmals im Jahr 1997 auf der Erde auftauchte, wurde ihre Existenz monatelang von den Staaten des Westens bestritten. Und auch heute unternimmt die GU alles, um Falschinformationen zu säen und die Wirklichkeit unter den Teppich zu kehren. Die *Kinder des Lichts* verfolgen einen grundlegend

anderen Ansatz. Wir halten nicht an der von innen heraus verfaulenden Macht- und Weltordnung fest. Die Öffentlichkeit weiß nicht, dass die Wurzeln unseres Glaubens mehrere Jahrtausende zurückreichen, lange vor dem Niedergang des einen Meteors in Nordfrankreich. Dieses Ereignis wurde prophezeit – vom Ersten. Er hat die Ankunft der Magnolie vorausgesehen…und er hat gewusst, was sie für uns alle bedeutet. Dass sie nämlich der nächste Schritt in unserer Entwicklung als Spezies ist. Während die GU und ihre Verbündeten die Welt in Zonen eingeteilt haben und sich unter Aufbietung eines beispiellosen Gewaltapparats bemühen, den Status quo aufrechtzuerhalten, vertreten die *Kinder des Lichts* eine entgegengesetzte Auffassung. Seit geraumer Zeit sammeln wir unermüdlich Proben. Wir versuchen, der Ranke ihre großartigen Geheimnisse zu entlocken, ihre Potenziale freizulegen, auf dass wir die Menschheit damit beglücken können."

Sie experimentieren mit der Magnolie? Das ist ja interessant. Endlich ein paar Antworten, die uns weiterbringen könnten.

Lasarewa fokussierte sie. „Worum in diesem Krieg eigentlich gekämpft wird, ist die Frage, welchen Platz die Magnolie in unserer Welt ein-

nimmt. Die GU wird nicht müde zu betonen, es handele sich um einen Eindringling, einen Vernichter aus dem All. Aber das ist eine Lüge. Der Erste hat es vorausgesehen: Die Schwarze Magnolie ist ein Instrument, das es einzusetzen gilt zu unser aller Wohl."

Die Augen der Frau begannen zu funkeln. Ihr Blick wurde noch trüber. „Es ist Schicksal, dass sie die Erde erreichte, und nun sind sie und die Zukunft der Menschheit miteinander verschmolzen. Wir sind eins. Der Anbruch eines neuen Tages erwartet uns, schon sehr bald. Der Erste wird uns den Weg weisen. Er wird uns ins Licht führen. Und Sie, Misses Wright, können in erster Reihe dabei sein, wenn das Ihr Wunsch ist."

„Wie ich schon sagte: Das ist er. Ich werde mich Ihnen beweisen. Was immer ich dafür tun muss…"

Lasarewa lächelte fein. „Nichts anderes wollte ich von Ihnen hören. Ein Kontakt nach draußen ist Ihnen vorerst nicht gestattet. Doch das wird sich rasch ändern. Wenn Sie sich weiterhin für würdig erweisen, werden Sie schon bald große Dinge für uns tun dürfen. Und vor allem werden Sie wieder in der Öffentlichkeit stehen, um die Botschaft des Einen zu verbreiten."

Wright überschlug das Gehörte in Gedanken. Es bedeutete, sie würde Green vorerst nicht kontaktieren können. Dass dies so kommen würde, hatte er sicherlich ins Kalkül gezogen. Sie würde also Informationen sammeln, die Augen offen halten…und ihm dieses ganze Paket eines Tages zuspielen oder auf welchem Weg auch immer bei nächster sich bietender Gelegenheit zukommen lassen. Mehr als das ihr Mögliche konnte sie zum jetzigen Zeitpunkt nicht tun.

„Und nun: Zum besten Teil…“

Lasarewa langte in eine Tasche ihres Anzugs und förderte eine kleine, kantige Brosche zutage, die sie Wright in die geöffnete Handfläche legte. Sie besaß die Form eines Dreiecks. „Willkommen bei den *Kindern des Lichts*…Schwester Wright.“

.:: Kapitel 28

22. Dezember 2021
Ares II/VII-Beta *Starfury*

Die *Starfury* glitt lautlos durch den Weltraum, während der Autopilot sie auf seelenruhigem Kurs Richtung Mars dirigierte. Die Erde lag hinter dem imposanten Raumschiff; eine blauweiße Kugel, die beim Abflug noch das gesamte Firmament ausgefüllt hatte und dann rasch kleiner geworden war. Gerade verschwand die Sonne hinter dem Planeten. Ein letzter roter Lichtschweif mit dunkelroten Ausläufern strahlte durch die dünne Schicht der Atmosphäre und spiegelte sich auf der weißblauen Außenhülle der *Starfury*.

Es war ihr achtzehnter Tag im Weltraum, und abgesehen von Doktors Banks' gelegentlichen Übelkeitsattacken fühlte sich jeder an Bord be-

reits wie ein Fisch im Wasser. Für die drei erprobten Astronauten war es, als wäre nicht viel Zeit seit ihrem letzten Weltraumausflug vergangen; als hätten sie gerade erst vor kurzem an der Fertigstellung von *Freedom-One* mitgewirkt. Hier draußen zu sein, so schien es, bedeutete zeitlos zu sein.

Nach dem erfolgreichen Start hatte es keinerlei Komplikationen oder Zwischenfälle gegeben. Alle Systeme, einschließlich des experimentellen Fusionsantriebs, der mittlerweile bei rund sechzig Prozent nominaler Leistung arbeitete, funktionierten einwandfrei – für einen Prototypen wie die *Starfury*, zumal noch für ein Schiff, das angesichts seiner übereilten Fertigstellung keine längeren Testreihen zugelassen hatte, wahrlich keine Selbstverständlichkeit. Bislang konnte die NASA mehr als stolz sein.

Doktor Marcus O'Herlihy jedenfalls war es, während er mit angestrengtem Gesichtsausdruck in einer der vorderen Kabinen des Schiffes einer ausgesprochen filigranen Tätigkeit nachging. Er hatte die nächsten Stunden dienstfrei, und so hatte er beschlossen, sich einer Aufgabe anzunehmen, die sein ganzes Geschick als Hobbymodellbauer herausforderte. Nein, sie war sogar wohl

noch etwas schwerer als all die Plastikbausätze von Space Shuttles und *Space Elevators* zusammenzusetzen, die bei ihm zuhause die Regale zu verstopfen drohten.

Doch das Ergebnis konnte sich schließlich sehen lassen. Vor ihm schwebte ein komplexes 3D-Muster aus *M&Ms*. Kaum hatte er den letzten blauen Schokochip in das gewichtslose Puzzle eingefügt und war bereit, sich selbst zu seinem grandiosen Werk zu gratulierten, tauchte hinter ihm plötzlich seine Freundin, Alice Fontana, auf. Mit ebenso gekonnten wie anmutigen Bewegungen glitt sie in der Schwerelosigkeit zu ihm herüber, und ihre Aufmerksamkeit richtete sich unweigerlich auf die Vollendung seiner harten Arbeit.

Grinsend bewunderte sie die Skulptur aus Schokoladenmasse. „Marcus, was zum Geier ist das?“, fragte sie.

„Das…ist die exakte chemische Zusammensetzung meiner Traumfrau.“

„Pass ja auf, was Du sagst, Freundchen.“

Prompt setzte er sich einen unschuldigen Blick auf. „Wie kommst Du darauf, ich hätte von jemand anderem als von Dir gesprochen, mein Schatz?“

Fontana streckte einen Finger aus. „Zum Beispiel deshalb, weil die da nicht meine Körbchengröße hat.“

„Das können wir leicht ändern.“

Die Stimme stammte von jemand anderem, der ebenfalls den Raum betreten hatte – beziehungsweise hineingeschwebt war. O’Herlihy hatte Colonel Shaun Geoffrey Christoper, den Kommandanten der Mission, nicht kommen sehen. Er pickte sich ein paar *M&Ms* heraus und ließ sie kurzerhand in seinem Mund verschwinden. „Ich muss schon sagen: Sie schmeckt gut, Deine Traumfrau. Und, was ist es *jetzt*?“

Traurig blickte O’Herlihy auf sein schwebendes Modell, dem man nun nicht mehr viel abgewinnen konnte. Beim Herauspicken des Drops hatte Christopher ein paar andere *M&Ms* berührt, und auf einen Schlag hatten sie sich neu angeordnet. All die Mühe war im Eimer. „Hm. Ein Frosch?“, antwortete er achselzuckend.

„Also ist das nun *Dein* Abbild. Ich hab‘ schon immer gesagt, dass Du mein Froschkönig bist.“ Eilig hauchte ihm Fontana einen Kuss auf die Wange, den er sich sogleich, ohne den Blick von seinem jetzt ruinierten Meisterstück abzuwenden, mit dem Handrücken wieder abschmierte.

„Habt Ihr zwei eigentlich nichts Besseres zu tun als künstlerische Schaffenswerke zu zerstören?“

„Was *sollten* wir denn tun?“

„Na ja, vielleicht für den Anfang mal nachsehen, ob wir noch auf Kurs sind? Ich hab‘ kein gutes Gefühl dabei, wenn niemand im Cockpit sitzt.“

„Reg Dich ab, der Autopilot funktioniert astrein.“

„Wie war das mit dem Hochmut, der vor dem Fall kommt?“

Fontana kicherte. „Machst Du Dir etwa ins Hemdchen, Schatz?“

„Nein, es ist nur so, dass bislang alles so verdammt geschmiert läuft. Und Du weißt ja, dass ein guter Astronaut in einem solchen Fall immer auf der Hut ist.“

Fontanas Lächeln verbreiterte sich, als sie zu Christopher schaute. „Sieh ihn Dir an, Shaun. Ein paar Tage hier draußen, und mein Freund baut nicht nur Schokomodelle von Frauen und Fröschen, sondern entwickelt einen Hang zur Paranoia. Ein Jammer, dass wir keinen Psychologen mitgenommen haben, um die Auswirkungen längerer Weltraumaufenthalte auf die menschliche Psyche zu studieren. Ich hab‘ das Gefühl, da sitzt ein ideales Versuchskaninchen.“

O'Herlihy verschränkte beide Arme vor der Brust. „Ha, ha, sehr witzig. Außerdem darf ich Milady daran erinnern, dass ich gerade eben noch ein Frosch war."

„Wie geht's heute eigentlich unserem Doktor?", fragte Christopher.

O'Herlihy griff mit beiden Händen nach seinen Schokochips und stopfte sie sich in den Mund. „Wie soll's ihm schon gehen? Hat heut' in aller Frühe wieder eine Übelkeitsattacke bekommen. Ansonsten scheint er allmählich etwas Tritt zu fassen… Hoffe ich jedenfalls."

„Wird aber auch langsam mal Zeit. Ich bis es allmählich Leid, frei schwebende Kotze einzusaugen.", ließ sich Fontana vernehmen. „Ich glaube ja immer noch nicht, dass es die richtige Entscheidung war, ihn mitzunehmen."

Christopher wusste auf Anhieb, dass der kritische Kommentar ihm galt. Zweifellos war er mit seiner Entscheidung ein enormes Risiko eingegangen. Er hatte Cooper Banks' Bitte entsprochen, ihn an Bord der *Starfury* zu schmuggeln – weil ihm das Anliegen, mit dem er ihn am Vorabend des Starts aufgesucht hatte, zu ernst erschien. Immerhin handelte es sich bei Banks um einen der zentralen wissenschaftlichen Köpfe, die

in den vergangenen Jahren bemüht gewesen waren, die Erde vor dem ökologischen Kollaps zu bewahren.

Nur, weil Banks dieses Ziel bislang nicht erreicht und ihn die globale Öffentlichkeit abgeschrieben hatte, wollte Christopher nicht voreilig denselben Fehler begehen. Zudem bot das Schiff problemlos Platz und Sauerstoffreserven für einen zusätzlichen Passagier.

Allerdings war der Doktor – auch, weil er seit dem Start beinahe ununterbrochen mit seiner Raumkrankheit zu kämpfen hatte und an manchen Tagen kaum ansprechbar war – bislang noch nicht wirklich mit der Sprache herausgerückt, warum er eigentlich an Bord war, und allmählich wuchs bei Christophers Kollegen der Frust darüber. Auf der Hand lag bislang nur, dass Banks‘ Ziel auch der Saturn war. Aber was genau er sich dort versprach, blieb ein Rätsel.

„Wann will er uns eigentlich endlich mal über alles aufklären?“

„Heute Abend, hieß es.“

O’Herlihy strich sich über den Dreitagebart und seufzte. „Also *nachdem* ich tot bin.“

„Tot?“

„Hast Du etwa vergessen, dass Alice heute Nachmittag tanzen möchte?“

Fontana strahlte wie eine Schneekönigin. „Ihr werdet sehen: Unter meiner Führung wird er zu einem wahren Talent auflaufen.“

„Eher zu wahrer Schande.“

„Süßer, Du wirst steppen wie ein Bär.“

Der Astrophysiker riss die Augen auf. „Ein Bär in der Schwerelosigkeit? Ich will mir das lieber gar nicht vorstellen. Da bin ich lieber ein Kaninchen oder ein Frosch. Und jetzt raus hier, Ihr Nervensägen!“

ODYSSEY

.: Kapitel 29

3. Februar 2022
Washington D.C., USA

Phillip schloss die Tür hinter sich. In seiner Hand lag der prächtigste Blumenstrauß, den er hatte auftreiben können. Der Strauß war so schön wie seine Überzeugung groß, heute endlich ein neues Kapital aufzuschlagen.

Sie würden ihr langes Leiden abstreifen, so wie einen besonders intensiven Albtraum, der einem lange nachhing, schließlich verschwand und einem keine Angst mehr machte. Paula würde zu ihm zurückkehren, und sie wieder gemeinsam gehen, der Zukunft zugewandt.

Er war bereit, dafür viel herzugeben, viel zu investieren. Vielleicht hatte er bislang einfach nicht

genug unternommen. Das würde sich nun mit Gewissheit ändern.

Es war alles arrangiert. Der Präsident gewährte ihm eine Auszeit. Drei Wochen mit dem Kreuzfahrtschiff durch die südliche Karibik, nur er und Paula und alle Hoffnungen und seine zutiefste Entschlossenheit, alles dafür zu tun, dass sie wieder eins waren. Phillip war optimistisch, es würde ihm gelingen.

Gleichmäßigen Schritts durchquerte er den Eingangsbereich und hielt auf die Wohnzimmertür zu. Dabei lockerte er mit der freien Hand den Knoten seiner Krawatte.

Vor seinem geistigen Auge sah er sie bereits, wie sie, gehüllt in den Morgenmantel, auf dem Sofa saß und stumm zum Fenster hinausblickte, schweigend verschwiegen und in unendlicher Melancholie versunken, die ihr zuerst die Freude an ihrer Arbeit genommen und sie anschließend von allen anderen Menschen entfremdet hatte.

Wenn er zurückblickte, kam er nicht umhin, sich selbst anzuklagen: Viel zu lange hatte er erduldet und gedacht, früher oder später, wenn er ihr nur gut zuredete und für sie da war, würde sie sich wieder erholen. Er hatte unterschätzt, dass die Herausforderung, ein Kind zu verlieren, größer

war alles alle anderen, denen sie sich jemals gegenübergesehen hatten.

Heute würde er sich nicht mehr mit vagen Hoffnungen zufriedengeben. Er würde nicht mehr dasitzen und zusehen. Nein, Phillip Green würde in die Offensive gehen. Er würde alle Kräfte, die in ihm steckten, mobilisieren und Paula aus ihrem Elend erlösen, so wie sie ihn oft genug aufgefangen und gerettet hatte, seit sie einander gefunden hatten.

Er schuldete es ihr. Sie war ohne Wenn und Aber das überhaupt Wichtigste. Wichtiger noch als die Vereinigten Staaten, die GU oder diese verrottete Erde. Er konnte nicht ohne sie sein.

Phillip spürte die wachsende Zuversicht, die ihn durchfloss, drückte die Klinke herunter und betrat das Wohnzimmer.

Das grelle Licht der untergehenden Sonne fiel schräg durchs Fenster und blendete ihn. Alles säumte sich in diesem intensiven Weiß, und es bedurfte eines Augenblicks, bis sich seine Augen daran gewöhnt hatten.

Paula saß nicht an ihrem angestammten Platz. Langsam schaute er sich um und stellte fest, dass sie nicht im Raum war. Er war etwas verwundert.

„Schatz? Bist Du da?“

Seine Worte verloren sich an den Wänden und der hohen Decke und blieben einsam.

Phillip warf einen flüchtigen Blick in die halboffene Küche. Auch dort war sie nicht anzutreffen. Alles war akkurat aufgeräumt.

Vielleicht bist Du mit Deiner großen, ach so tollen Ich-rette-meine-Frau-Offensive zu spät dran, Green., tadelte er sich. *Vielleicht hat sie sich schon selbst geholfen und braucht Dich überhaupt nicht mehr.*

Einen Augenblick stellte er sich vor, wie Paula nach monatelangem Verharren in der Wohnung hinausgetreten war an die frische Luft und nun, gebadet von den warmen Strahlen der versinkenden Sonne, durch den Park lief. Die Scham dieses Gedankens war beinahe unerträglich.

Nein. Zu früh, um sie so etwas vorzustellen. Er würde erst einmal im oberen Stockwerk nach ihr sehen.

„Schatz?“, wiederholte Phillip, nachdem er wieder in den Eingangsbereich zurückgekehrt war und dort nun die gewundene Treppe hinaufschritt.

Oben angelangt, machte sich tatsächlich Erleichterung in ihm breit. Er hörte das leise Rauschen des Wassers. Paula war also da und hatte sich

offensichtlich dazu entschlossen, ein Bad zu nehmen.

Er blieb vor der Tür stehen und ging noch einmal in sich. *Du wirst nur noch für sie da sein. Du weißt, was Dir wichtig ist. Solange Du sie nicht zurück hast, wirst Du nicht an Deine Arbeit zurückkehren. Alles andere kann warten.*

Dann klopfte er an.

„Schatz? Schatz, ich muss Dir etwas sagen."

Von innen kam keine Antwort.

Wunderte ihn das? Sie sprach doch grundsätzlich nicht mehr viel. Auch das würde sich sehr bald ändern. Nie wieder würde etwas zwischen ihnen stehen.

„Schatz, hör zu: Ab jetzt wird alles gut. Du wirst sehen. Alles wird gut und wundervoll. Ich verspreche es Dir. Morgen bricht ein neuer Tag an."

Vorsichtig öffnete Phillip die Tür und machte einen Satz nach vorn.

Dann stand er plötzlich im Innern des Badezimmers.

Paula war hier, ganz in seiner Nähe. Doch alles war so anders, als er sich das gewünscht hatte.

Der Moment schien sich bis ins Unendliche auszudehnen, drohte alles Schreckliche, was nun in ihm aufflammte, zu konservieren. Mit einem Mal

zerschellten alle inneren Schwüre, die er sich in den vergangenen Tagen auferlegt hatte, an einer Klippe, die steiler war als alles, was er je zuvor gesehen hatte. Phillip Greens so unbändige Beharrungskräfte drohten wie Seifenblasen zu zerplatzen, lächerlich und klein und nichtig, und stattdessen breiteten sich Fassungslosigkeit, Unglaublichkeit, Verzweiflung aus.

Gerade lief die Badewanne bis über den Rand voll, und erste Schübe des Wassers schwappten zu Boden.

Zu seinen Füßen breitete sich Paulas Blut aus, tränkte die Kacheln, bahnte sich unaufhaltsam seinen Weg.

Und dann die Wand… An der Wand über ihr stand mit ihrem eigenen Blut geschrieben:

WIR SIND DIE VERDAMMTEN.

Phillips Kosmos geriet zum Stillstand. Schneidende Kälte ergriff Besitz von ihm, die Abwesenheit jeglicher Wärme. Er konnte Paulas Wärme nicht mehr spüren, die ihn dereinst vor dem inneren Untergang bewahrt hatte.

Die Welt war ein scheußlicher Ort.

Ein fernes Echo erklang hinter seiner Stirn: *Ich hab's so sehr versucht. Ich hab' versucht, sie festzuhalten. Aber ich hab's nicht geschafft.*

Der Strauß glitt ihm aus der Hand…und mit ihm die Zukunft, einfach alles.

.:: Kapitel 30

19. April 2022
Norwegischer Kontinentalhang, Nordausdehnung

Nicolas Lindstroem kroch unter das Tauchboot und schob sich ins Innere. Der Pilot streckte ihm die Hand entgegen, aber Lindstroem ignorierte die Hilfe. Er stemmte sich hoch und nahm Platz. Es war ein bisschen, als säße man in einem Hubschrauber.

Ein Ruck ging durch das Boot. Plötzlich schwebten sie über dem Deck, glitten langsam darüber hinweg. Unter ihnen war die bewegte Wasseroberfläche zu sehen. Es herrschte ziemlicher Seegang. Einen Moment hingen sie reglos da und sahen auf das Heck der *Majbua*, eines der vielen fortschrittlichen Forschungsschiffe im Dienst von *Statoil*.

Lindstroems Magen begann zu kribbeln. Über ihnen erscholl ein *Klonk*, als sich die Trossen lösten. Das Boot schlug auf, wurde von einer Welle hochgehoben, dann schoss gurgelnd Meerwasser in die Kufen, als Pilot Freddy die Tanks flutete. Wie ein Stein begann das Deep Rover zu sinken, rund dreißig Meter in der Minute.

Lindstroem starrte hinaus. Bis auf zwei kleine Positionsleuchten an den Kufen waren alle Lichter ausgeschaltet. Es galt Strom zu sparen, den sie unten brauchen würden.

Unten… Was sie da wohl erwarten würde? Vermutlich kaum mehr als eine verstopfte Pipeline. Das Ding arbeitete aus irgendwelchen Gründen nicht mehr. Ausgerechnet *Statoils* modernste Förderanlage.

Lindstroem war überzeugt, die Förderung war zu hastig durchgeführt worden. Als einer der leitenden Ingenieure hatte er oft genug davor gewarnt, aber die Manager des Konzerns hatten nicht hören wollen. Wie die Geier hatten sie sich auf eines der wenigen weltweit neu entdeckten Ölfelder gestürzt.

Im Zuge der letzten drei Ölschocks war Benzin zwar so teuer geworden, dass nur noch die Reichen Platz in ihrem Portmonee dafür fanden. Al-

lerdings hatte die Branche sich bereits auf lukrativere Segmente umorientiert. Dieser Prozess war nicht ohne Schmerzen verlaufen. Arbeitsplätze waren verloren gegangen, die Strukturen ‚gesundgeschrumpft' worden.

Aber aus dem Überlebenskampf der verbliebenen globalen Ölkonzerne war *Statoil* gestärkt hervorgegangen und einer der letzten großen fünf Rivalen. Vermutlich hatte die Unternehmensleitung angenommen, mit dem neuen Feld in der Nordausdehnung des Kontinentalhangs könnte sie zum finalen Schlag gegen ihre Kontrahenten ausholen.

Nach hundert Metern verdunkelte sich das tiefe Blau der See und ging in samtene Finsternis über. Draußen blitzte etwas auf wie ein Feuerwerkskörper. Erst einmal, dann überall um sie herum.

„Da, schauen Sie – Leuchtquallen." Freddy kicherte. „Hübsch, was?"

Lindstroem war fasziniert. Er hatte schon einige Tauchgänge hinter sich, aber noch keinen im Deep Rover. Es schien tatsächlich, als sei nichts zwischen ihnen und dem Meer. Selbst die rot glimmenden Kontrolllampen der Konsolen und Bedieninstrumente schienen sich zu den Schwärmen fluoreszierender Tierchen gesellen

zu wollen, die draußen vorbeiwimmelten. Der Gedanke, dass in diesem fremdartigen Universum seine Fabrik stehen sollte, erschien ihm plötzlich dermaßen absurd, dass er kurz davor stand, loszulachen. Sie fielen und fielen durch ewige Nacht dem Grund entgegen.

Nach einer Weile schaltete Freddy die sechs Außenscheinwerfer ein; sie tauchten einen Radius von fünfundzwanzig Metern in gleißendes Licht. Feste Strukturen waren nicht auszumachen.

Lindstroem blinzelte irritiert nach der langen Fahrt durch die Dunkelheit. Das Deep Rover schwebte durch einen Vorhang von schimmernden Perlen. Sie trudelten zur Oberfläche; einige klein und wie auf schnüre gereiht, andere plump und eiernd. Das Sonar ließ ein charakteristisches Pfeifen und Klicken hören.

„Höchst ungewöhnlich…“, hauchte er.

Der Perlenvorhang wurde dichter. Freddy klinkte zwei Stahlgewichte aus, die seitlich der Kufen befestigt waren und presste zusätzliche Luft in die Tanks, um das Tauchboot in eine stabile Position zu bringen. Im Licht der Scheinwerfer tauchte der Boden unter ihnen auf. Er kam ihnen entgegen, viel zu schnell.

Lindstroem erhaschte einen Blick auf Spalten und Löcher. Dann war alles wieder voller Blasen. Ihm gefiel das nicht. „Was ist denn los? Haben wir Probleme mit dem Auftrieb?“

„Nein, nein, keine Probleme.“, entgegnete Freddy. „Schätze, das ist das Gas. Wir sind mitten in einem Methanblowout. So was kommt von Zeit zu Zeit schon mal vor.“

„So ein Mist.“

Der Pilot hatte die Ruhe weg. „Hey, nicht die Nerven verlieren, Mister Lindstroem.“

Das Boot begann sich durch die Schnüre aus Blasen vorwärts zu bewegen. Es fiel immer noch, nur jetzt langsamer. Dennoch näherten sie sich dem Boden mit hoher Geschwindigkeit. Nicht mehr lange, und sie würden aufschlagen.

Voller Unruhe sah Lindstroem zu, wie die Blasen dicker und der Vorhang dichter wurden. Die rechte Kufe des Deep Rover verschwand in heftigem Sprudeln, und das Tauchboot geriet in Schieflage. Er hielt den Atem an.

Dann waren sie durch. So wild es eben noch um sie herum geschäumt hatte, so ruhig lag jetzt der Meeresboden vor ihnen. Für die Dauer eines Augenblicks begann das Boot wieder zu steigen. Freddy bediente ohne sonderliche Hast die Fluter

und ließ etwas Meerwasser in die Tanks laufen, bis das Deep Rover dicht über dem Hang dahinschwebte.

Lindstroem straffte sich und schaute aus dem Fenster. Jetzt sah er weder Muscheln noch Seesterne oder Fische. Nichts, überhaupt nichts, als wäre das Meer all seiner Reichhaltigkeit beraubt worden.

Dann plötzlich verschwand der Lichtkegel in einem riesigen Schatten. Im Näherkommen erkannten sie, dass der Boden jäh abbrach. Dahinter gähnte ein Loch. Es war gewaltig.

„Hm.“, machte Freddy. „Sieht ganz so, als wäre hier vor kurzem etwas abgestürzt.“

„Was sagt das Sonar?“, wollte der Ingenieur wissen.

„*Puh.* Es geht mindestens vierzig Meter tief runter. Rechts und links kann ich gar nichts mehr ausmachen.“

„Aber das würde bedeuten, das Nordostplateau ist…“

„Hier *ist* kein Plateau mehr, Mister Lindstroem. Es ist eingebrochen.“

„Aber hier war kein Abgrund, als wir das letzte Mal nachsahen. Schnell, wir müssen nach der

Pipeline suchen. Sie war direkt am Rand des Plateaus."

Das Deep Rover sank entlang der Bruchkante abwärts. Nach zwei Minuten beleuchteten die Scheinwerfer wieder Grund. Es sah aus wie auf einem Trümmerfeld.

Eine zehn Meter dicke, aufgerissene Röhre kam ins Blickfeld. Dünne Fäden flirrten daraus hervor und stiegen senkrecht zur Oberfläche.

„Mein Gott, das ist die Pipeline."

„Das *war* die Pipeline."

Sie ist also doch nicht verstopft. Es ist etwas weit Schlimmeres hier geschehen…

Lindstroem fröstelte. Sie waren auf dem Gelände der Unterwasserfabrik, aber es *gab* keine Fabrik mehr. Keine Spur von der Förderanlage.

Vor ihnen tauchte unvermittelt eine zerklüftete Wand auf. Freddy zog das Tauchboot in letzter Sekunde hoch.

Die Wand schien kein Ende zu nehmen, dann flohen sie mit knapper Not über die Kante hinweg. Erst jetzt sah Lindstroem, dass es keine Wand war, sondern ein gewaltiges Stück Meeresboden, das sich senkrecht gestellt hatte. Sedimentpartikel erschwerten die Sicht. Dann erfass-

ten die Leuchten wieder einen Strom schnell aufsteigender Blasen.

Sie schossen wild aus einem Graben mit kantigen Rändern hervor.

„Was um alles in der Welt ist denn hier passiert?“

Das Deep Rover flog eine Kurve, sodass sie am Blasenstrom vorbeizogen. Die Sicht wurde immer schlechter. Kurz verloren sie die geborstene Pipeline aus den Augen, dann schob sie sich wieder in den Scheinwerferkegel, abwärts führend.

Vor ihnen bog sich das Rohr wie von einer Riesenfaust verdreht nach oben und endete in einem ausgerissenen Stumpf. Zerfetzter Stahl wand sich zu bizarren Skulpturen. Freddy manövrierte bis dicht an das Rohr heran. Einen Moment schwebten sie über der gezackten Öffnung wie über einem riesigen Maul. Dann zog das Tauchboot an der Pipeline vorbei. Um sie herum begann es wieder zu perlen.

Hinter dem abgerissenen Rohr fiel das Trümmerfeld steil ab, und der Sedimentregen nahm zu. Dann sahen sie die Fabrik. Genau genommen sahen sie nur einige Querverstrebungen, aber Lindstroem wusste, dass es die Förderanlage nicht mehr gab. Sie lag unter dem Schutt des zusam-

mengebrochenen Plateaus begraben. Über fünfzig Meter tiefer als sie gestanden hatte.

Er hatte genug gesehen. *Statoil* musste davon erfahren. „Wir müssen sofort einen Ruf an die Oberfläche absenden."

Freddys Finger huschten über die Kontrollen. Dann runzelte er die Stirn und schüttelte den Kopf. „Geht nicht. Irgendwas stört unsere Kommunikation. Irgendeine Art elektrochemisches Signal. Ich schlage vor, wir steigen wieder auf."

„Dann machen Sie das.", antwortete Lindstroem ungeduldig und wischte sich einen Schweißfilm von der Oberlippe.

Während Freddy Wasser aus den Tanks entweichen ließ, damit sie höher steigen konnten, starrte der Ingenieur wieder aus dem Fenster. Erst jetzt bemerkte er etwas, das ihm vorhin noch nicht aufgefallen war. Überall glänzten grünliche Sprenkel im Dunkel der See. Eine Art neongrüner Puder, der überall zu sein schien. Im ruinierten Grund, an den Überresten der Fabrik, der Pipeline, im Sedimentregen.

Noch davon entfernt, einen konkreten Gedanken zu fassen, formte sich ein Knoten in seiner Magengrube.

Unmöglich., dachte er nervös. *Sie kann unmöglich hier sein. Sie* kann *einfach nicht. Dieses Gebiet ist vor kurzem noch katalogisiert und als gefahrenfrei eingestuft worden. Die gesamte Nordausdehnung des Hangs.*

Plötzlich fegte etwas Großes, Gewaltiges an ihnen vorüber. Lindstroem erfasste Panik.

„Weg! *Weg!*"

Freddy klinkte die restlichen Gewichte aus. Das Boot tat einen Satz und schoss in die Höhe, gefolgt von Blasen. Dann waren sie wieder mitten in einem Wirbel und sackten weg. Um sie herum kochte das Meer.

Plötzlich ein Zischen und Knallen. Freddy hatte die Batteriepakete und Teile der Hülle abgesprengt. Es war die ultimative Notfallmaßnahme, um schnell Gewicht zu verlieren. Der Restrumpf des Deep Rover mit der Acrylkugel begann sich zu drehen und wiederaufzusteigen.

Dann erschütterte ein heftiger Stoß das Gefährt. Lindstroem sah einen gewaltigen Felsbrocken neben sich, der vom Gas mit hochgerissen worden war. In der Kugel kehrte sich das Unterste zuoberst; er hörte den Piloten schreien, als sie ein weiteres Mal getroffen wurden.

Diesmal bekamen sie einen Schlag von rechts, der sie seitlich aus dem Blowout heraustrug. Augenblicklich erhielt das Deep Rover Auftrieb und schoss nach oben.

Lindstroem klammerte sich an den Lehnen fest, mehr liegend als sitzend. Freddy sackte mit geschlossenen Augen gegen ihn. Blut lief ihm über das Gesicht, und Lindstroem realisierte entsetzt, dass er nun auf sich gestellt war.

Fieberhaft versuchte er sich zu erinnern, wie man das Boot wieder ins Gleichgewicht brachte. Die Steuerung ließ sich von Freddy zu ihm herüberschalten. Aber wie nur? Der Pilot hatte es ihm gezeigt.

Da war der Knopf. Lindstroem drückte ihn, während er zugleich bemüht war, Freddy von sich wegzuschieben. Er war nicht sicher, ob die Propeller überhaupt noch funktionierten, nachdem die Hülle abgesprengt war. Auf dem Tiefenmesser jagten die Zahlen einander und zeigten ihm an, dass das Boot jetzt sehr schnell stieg.

Bitte. Bitte. Gleich haben wir es geschafft…

Ein Warnlicht leuchtete auf. Die Scheinwerfer über der rechten Kufe erloschen, bevor sämtliche Lichter ausgingen. Tintenschwärze herrschte um Lindstroem herum. Er begann zu zittern.

Wo war das Notstromaggregat? Er musste es unbedingt aktivieren. Seine Finger ertasteten die Schalter, während er weiter in die Schwärze starrte.

Was war da? Es hätte stockfinster sein müssen ohne die Leuchten des Tauchbootes. Aber da war Licht. Grünliches und bläuliches Licht, so schwach, dass es mehr zu ahnen als zu sehen war. Es reckte sich aus der Tiefe empor, eine Art sternförmiges Gebilde, deren hinteres Ende sich im Dunkel des Abgrunds verlor.

Lindstroem hielt den Atem an. Es war verrückt, aber er konnte beinahe behaupten, dass dieses Ding desto heller erstrahlen würde, je näher man ihm kam. Der größte Teil der Lichtquellen wurde vom Wasser geschluckt. Wenn das stimmte, musste es ein beträchtliches Stück entfernt sein…und damit riesig.

Das Etwas bewegte sich. Welches Lebewesen, das leuchtete, war so unvorstellbar groß?

Ah, da war ja der Schalter. *Nichts wie weg hier.* Zuerst flammten die Leuchten an der Konsole auf, dann die Außenscheinwerfer. Vom einen Augenblick zum anderen schwebte das Deep Rover wieder in einem Kokon aus Licht.

Freddy lag mit offenen Augen neben ihm. Lindstroem beugte sich zu ihm herüber, als etwas im Licht auftauchte. Eine Fläche, wolkig, wabernd, pechschwarz, wie mit Perlen besetzt, die leuchteten. Jetzt sah er es.

Es war…ein gewaltiges Quallenwesen, aber trotzdem keine Art der Medusa, die ihm vertraut erschien. Vielmehr wie eine Mischung aus einer Qualle und etwas anderem, Fremdartigem.

Das Wesen kippte auf das Boot zu. Riesige tentakelartige Ausläufer langten nach dem Deep Rover. Bläuliche Blitze zuckten zwischen den Armen.

Lindstroems Hand schnellte nach der Steuerkonsole, und er schaltete den Antrieb auf. Das Tauchboot eilte den Fängen der Qualle davon. Doch dies währte nicht lange. Lindstroem riss das Steuer herum, als er plötzlich dachte, sie würden gegen den Gang prallen.

Dann wurde ihm klar, dass der Hang gegen das Boot prallte. Er raste auf sie zu.

Sie ist intelligent. Sie ist für all das verantwortlich. Sie hat es von langer Hand geplant. Und sie wird nicht eher ruhen, bis sie uns alle ausgerottet hat. Es war das Letzte, was Lindstroem begriff,

bevor die Acrylkugel von der Wucht des Aufpralls in tausend Stücke geschmettert wurde.

- O -

Wenige hundert Meter unterhalb des Forschungsschiffes *Majbua* nahm ein Desaster seinen Lauf. Binnen weniger Momente brachen die vormals stabilen Eisfelder, nun von Treibhausgasen zerfressene Hydratruinen, auseinander.

Die eisartige Verbindung von Wasser und Methan transformierte sich auf einer Strecke von über hundert Kilometern explosionsartig in Gas. Unter ungeheurem Druck suchte es sich seinen Weg ins Freie. Dabei sprengte es Steilwände und Felsen, brachte den Schelf zum Beben und ließ ihn nach vorne wegsacken. Kubikkilometer Gestein stürzten so mit unglaublichem Tempo in sich zusammen.

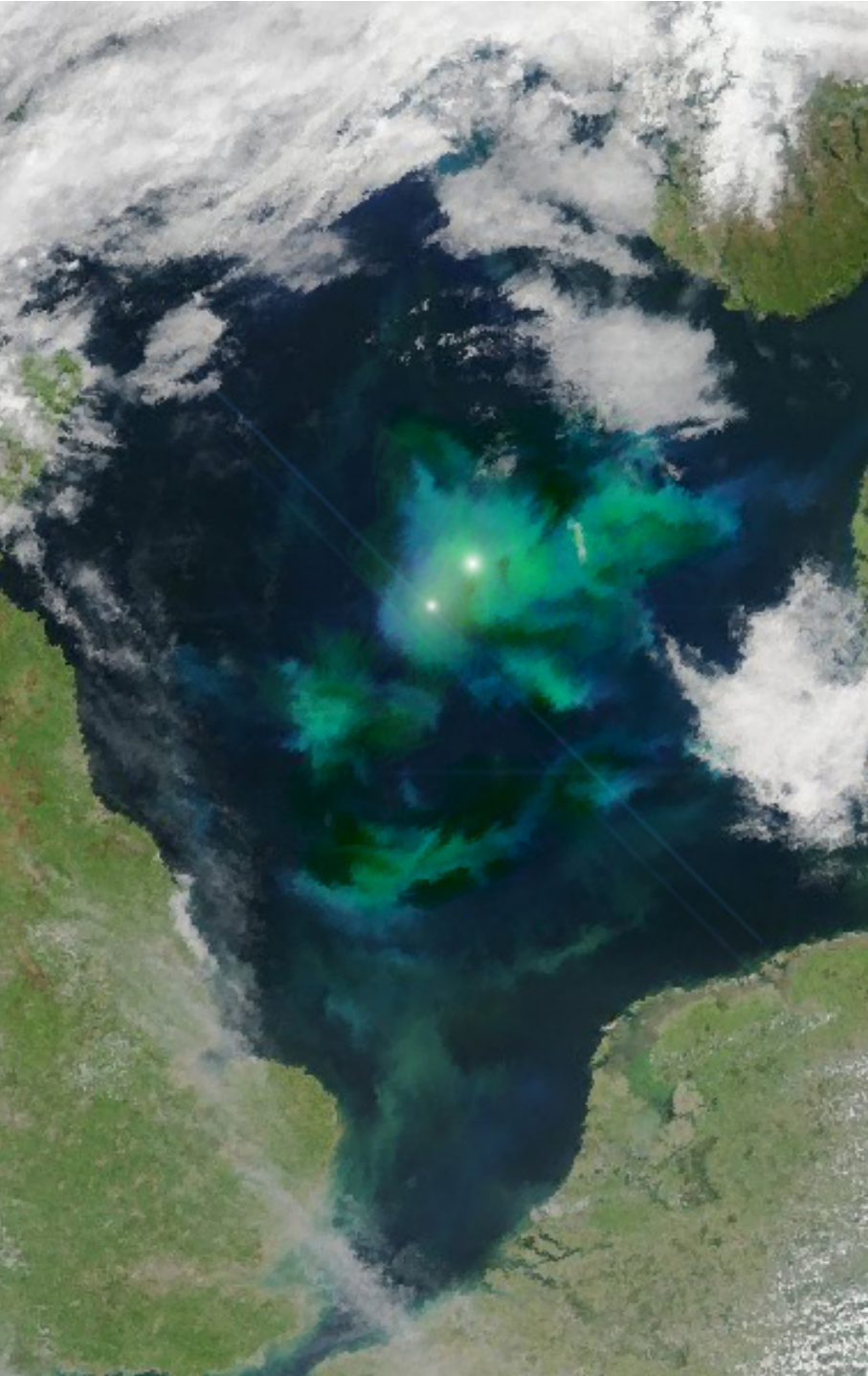
Der gesamte obere Kontinentalrand geriet in Bewegung, während tief unten immer neue Schichten kollabierten. In einer fatalistischen Kettenreaktion rissen die abrutschenden Massen einander mit, krachten auf die letzten festen Strukturen und zermahlten sie zu Schlamm.

Der Schelf zwischen Schottland und Norwegen mit seinen Pumpen, Pipelines und Plattformen erlitt tiefe Risse. Millionen Tonnen Schutt rasten abwärts.

Als die ersten Ausläufer der Lawine in den Färöer-Schottland-Kanal stürzten, gab es zwischen Schottland und der norwegischen Rinne schon keine Hangterrasse mehr. Nur noch eine aufgelöste, instabile Masse, die mit Wucht tiefer und tiefer krachte und erbarmungslos alles mit sich nahm, was sich bis dahin durch Struktur und Form ausgezeichnet hatte.

Der Niedergang war nicht mehr aufzuhalten. Ohne auch nur ein wenig nachzugeben drang die Lawine vor und verursachte dabei einen unfassbaren Sog. Schließlich brach die Schelfkante ab – sie riss auf einer Breite von über vierzig Kilometern einfach weg.

Doch das war noch nicht einmal der Anfang.



.: Kapitel 31

[Computerzugriff]

Uplink…

Verbindung mit dem Global-Net…
Sicherheitsprotokoll 1-82-Gamma…
Autorisationseingabe positiv…

Eingabe…
Abruf des Nachrichtenkompaktarchivs…
Sender: CNN…
Bitte Spezifizierung der gewünschten Parameter. Zeitraum und Suchbegriffe…

>>21. April 2022:

„Der Tsunami, der Folge des ebenso unerwarteten wie dramatischen Kollapses des norwegi-

schen Kontinentalhangs gewesen ist, hat weite Teile Skandinaviens und Nordeuropas verwüstet. In den schicksalhaften Stunden, in denen die gewaltige Flutwelle sich ihren unerbittlichen Weg landeinwärts bahnte, haben in den Küstenstädten Hunderttausende ihr Leben verloren. Die wirtschaftlichen Schäden beziffern sich auf Milliardenbeträge."

>>22. April 2022:

„Nicht eine einzige Bohrinsel, nicht eine Pipeline in der Nordsee ist stehengeblieben. Der Tsunami hat die komplette europäische Offshore-Industrie hinweggefegt. Wir sollten darauf tippen, dass diese verheerende Umweltkatastrophe den letzten Zuckungen des Ölzeitalters wohl endgültig den Todesstoß versetzt hat. Künftig werden sich nicht einmal mehr die Reichen den Sprit an der Zapfsäule leisten können. Eine Ära ist vorbei."

>>23. April 2022:

„Mit dem Einsturz des norwegischen Kontinentalhangs ist – nicht einmal Experten können zurzeit sagen, wie und warum – der Golfstrom offen-

bar zum Erliegen gekommen. Die Stromwölbung ist scheinbar versiegt; der Wirbel dreht sich nicht mehr, und die Sinkschlote vor Grönland sind verschwunden. Im gleichen Maße ist die Wärme zurückgegangen. Ob der Golfstrom wieder anspringt, ist fraglich. Falls die Dinge bleiben, wie sie sind, wird Europa künftig ohne seine angestammte Warmwasserheizung auskommen müssen."

>>24. November 2022:

„Durch die Tsunamiwelle wurden mutierte Rankenpartikel in Bereiche des europäischen Festlands geschwemmt, die bislang noch nicht kontaminiert waren. Dänemark, die Niederlande, Norddeutschland… All diese Gebiete werden bald schon zu Gelben Zonen erklärt werden müssen. Nach der heutigen Krisensitzung gab der europäische Hohe Vertreter Klaus Edelmann zu Protokoll: ‚Die Schwarze Magnolie hat einen Weg gefunden, uns alle zu überlisten. Sie ist ins Wasser gegangen, hat dort Hydrate aufgebrochen und eine Naturkatastrophe entfesselt, um uns an Land umso stärker anzugreifen. Die Menschheit befindet sich im Existenzkampf.'"

>>28. April 2022:

„Wütender Aufschrei und Fassungslosigkeit in Washington. Der im letzten Jahr gewählte texanische Gouverneur Ashton Michaelson hat am heutigen Tag infolge eines kurzfristig angesetzten Parlamentsbeschlusses die Unabhängigkeit seines Bundesstaates erklärt. ‚Es ist die bewusste Entscheidung dieser Regierung, und sie folgt einem Versprechen, das ich meinen Wählerinnen und Wählern vor einem Jahr gab. Der Beschluss ist mit sofortiger Wirkung und ohne Verzögerung umzusetzen. Fortan sind der Bundesstaat Texas und seine Bewohner nicht länger zugehörig zu den Vereinigten Staaten.‘ Viel zu lange schon seien seine Bürger mit ihren Nöten alleine gelassen und nur einseitig belastet worden. Sie fühlten sich nicht mehr länger als Amerikaner, so Michaelson weiter. ‚Wenn wir die Wahl haben, entweder Gelbe und damit Zweite-Klasse-Mitglieder dieser Nation zu sein oder unser Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, so wählen wir das letztere. Wir gehen weiter als unabhängige Einheit.‘ Obwohl noch nicht klar ist, ob ein Alleingang überhaupt formalrechtlich möglich ist, stellt sich die Frage, inwieweit sich mit dem Schritt,

den Texas gemacht hat, ein Dammbruch ereignen könnte. Denn auch andere Südstaaten zeigen seit geraumer Zeit separatistische Tendenzen und könnten mit einer Austrittserklärung folgen. Wir alle möchten jetzt nicht in der Haut des Präsidenten stecken. Erste Kommentatoren äußerten sich bereits. Verteidigungsminister Nimsicki sagte, er sei es allmählich leid, dass alle unerfreulichen Neuigkeiten stets von Texas ausgingen…“

>>28. April 2022:

„Gestern Abend wurden CNN exklusive Bilder eines Taucherexpeditionsteams zugespielt. Sie zeigen eine neue Quallenart von gewaltigen Ausmaßen. Sie ist hochgefährlich und offenbar bereits für das Sinken mehrerer großer Frachtschiffe im Atlantik verantwortlich, möglicherweise auch für das Ausfallen von neuralgischen Tiefseekabeln. Wissenschaftler haben erklärt, noch wüssten sie nicht, worum es sich handelt, haben aber versprochen, es herauszufinden.“

- Ausblicke -

Petra Wright (*New Order Rising*)

~

Petra Wright hat lange gebraucht, um das Vertrauen der *Kinder des Lichts* zu gewinnen. Große Anstrengungen und eindrucksvolle Beweise für ihren vermeintlichen Wunsch, Teil der fanatischen Sekte zu werden, waren erforderlich. Nun ist sie endlich am Ziel angelangt: Sie ist im Hauptquartier des Feindes. Sie ist zur Schwester ernannt und damit ein offizielles Mitglied geworden.

Doch während sie vor kurzem noch glaubte, mit der Aufnahme in die Terrorfraktion wäre ihre Undercoverarbeit für Phillip Green so gut wie erledigt und die meisten Dinge würden sich nun von selbst ergeben, entpuppt sich diese Hoffnung als trügerische Illusion. Was ihr im Reich der *Kinder des Lichts* als erstes auffällt, ist, was sie alles *nicht* kann oder *nicht* darf.

Sie weiß nicht, wo auf dem Globus sie sich überhaupt befindet, ob über- oder unterirdisch; sie kann keinen Kontakt zu Green herstellen, geschweige denn zu ihrer Familie; sie

wird auf Schritt und Tritt überwacht; sie hat nur sehr eingeschränkte Zugangsmöglichkeiten innerhalb der ominösen, verwinkelten Basis; sie weiß nicht, was Lasarewa, der sie von ihrem Rekrutierer Schreber überantwortet wurde, als nächstes mit ihr vorhat. Sie beschleicht nur das deutliche Gefühl, dass sie sich weiterhin wird bewähren müssen, oder ihre Maskerade wird fallen und sie Ramona, ihre Mutter und New York niemals wiedersehen.

In den ersten Tagen und Wochen ihrer Anwesenheit versucht Wright, erste Kontakte zu anderen ihrer neu gewonnenen Brüder und Schwestern zu knüpfen. Beim Mittagessen lernt sie eine Gruppe von Personen kennen, die wie sie erst vor wenigen Wochen Teil der Gemeinschaft geworden sind. Wright staunt nicht schlecht, als sie erfährt, dass es sich allesamt um bekannte Journalisten aus verschiedenen Gegenden der Welt handelt: Europa, Asien, Afrika, Australien. Sie alle, das stellt sich schnell heraus, eint ein enormer Hass auf die GU-Staaten und ihre Politik, ins-

besondere in Bezug auf die Dritte Welt. Aus ihrer Sicht haben die meisten großen Probleme, unter denen die Menschheit derzeit leidet, unmittelbar mit den Handlungen der westlichen Welt zu tun.

Eine Sekunde stellt sich Wright die Frage, wer von diesen Leuten eventuell wie sie als Agent in die Zentrale der *Kinder des Lichts* eingeschleust worden sein mag. Rasch findet sie jedoch zur Erkenntnis, dass nicht nur die Wahrscheinlichkeit dafür lächerlich gering ist, sondern dass sie wohl auch nie die Möglichkeit bekommen wird, eine definitive Antwort auf diese Frage zu finden. Auf jeden Fall ist die Tatsache, dass außer ihr noch andere hochkarätige Journalisten angeworben worden sind, ein eindrucksvoller Beleg für die Propagandaoffensive der Terrorfraktion, auf die bereits in den vergangenen Monaten vieles hindeutete.

In den kommenden Tagen wird eine lockere Gruppe aus den Reportern. Sie werden mit einigen anderen ‚Neulingen' zusammen von Lasarewa und ihren direkten Mitarbeitern

unterrichtet. Aber was ihnen gezeigt und eingebläut wird, ist nichts, was Wright großartig überrascht. Es ist demagogisch einwandfreie Agitation gegen die GU und ihre Verbündeten, deren übermäßiger Konsum zweifelsfrei dazu dienen soll, eine durch und durch feindselige Einstellung gegenüber dem westlichen Bündnis zu verfestigen. Wright spielt ihre Rolle, macht gute Miene zum bösen Spiel.

In den Pausen und beim Mittag- und Abendessen unterhalten sich ihre Berufsgenossen über die Basis und deren Aufbau, stellen Spekulationen an. Die meisten glauben, dass es sich um eine Anlage tief im Erdreich handelt, ganz sicher irgendwo im asiatischen Raum. Zudem solle sie mit ihren Autorisations- und Sicherheitsebenen wie eine Zwiebel aufgebaut sein. Je exklusiver der Bereich, desto näher liege er am inneren Kern. Demnach müssen sich Wright und die anderen Journalisten gerade einmal in einem peripheren Teil der Einrichtung aufhalten.

Irgendwann ergibt sich ganz automatisch ein Gespräch über den Ersten, der eindeutig

das religiöse Zentrum der *Kinder des Lichts* ausmacht.

„Ich habe das Gefühl, der Erste ist selbst für viele Brüder und Schwestern ein Mysterium. Angeblich hat ihn außer seinen engsten Vertrauten noch nie jemand von Angesicht zu Angesicht gesehen."

„Das finde ich nicht halb so interessant wie das, was man sonst noch über ihn erzählt. Habt Ihr das schon gehört? – Angeblich soll er gar keinen Schlaf benötigen. Und er soll Kräfte besitzen, die an Magie grenzen."

„Wo genau hält er sich auf, was denkt Ihr?"

„Das ist doch klar: Tief in Zone Rot. Da kommst Du nie und nimmer hin. Du musst Dir also keine falschen Hoffnungen machen, er könnte Dir zufällig über den Weg laufen."

Zone Rot. Kurios., denkt Wright. Obwohl sie in der Weltöffentlichkeit die Aufteilung der Erde in Zonen ächten, haben die *Kinder des Lichts* in ihrem Hauptquartier nichts anderes getan. Nur dass die Roten Zonen hier das Herz der Basis repräsentieren, wo offenbar auch der Erste seine Räumlichkeiten hat,

während es sich bei Zone Grün um den niederrangigsten, uninteressantesten Teil handelt.

Zone Rot ist das Zentrum. Was sagt das über diese Leute aus? Dass sie die bestehende Weltordnung auf den Kopf stellen wollen? Dass sie dem, was Rote Zonen sind, große Bedeutung beimessen?

Es ist ein unheilvoller Gedanke, aber er ist durchaus durch eine Reihe von Kommentaren, die seit dem erstmaligen Bekennerholo durch das Global-Net flirren, abgesichert. Die *Kinder des Lichts* sehen etwas in der Ranke, versprechen sich etwas von ihr, nur was genau? Lasarewa hat von Schicksal, von Evolution, von der Neudefinition der Weltordnung gesprochen, von Experimenten mit der Magnolie. *Und wenn das so ist,* denkt sich Wright, *finden diese Experimente garantiert irgendwo hier statt.*

Die Diskussion am Tisch setzt sich fort. Sie rankt sich darum, dass Lasarewa nicht müde wird, zu betonen, dass der Erste die Ankunft der Schwarzen Magnolie vorhergesagt hat –

vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Das aber würde zwangsläufig bedeuten, dass er in sämtlichen Epochen der Menschheitsgeschichte gelebt hat und daher salomonisch alt ist. Es klingt absurd – Wright kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie man ernsthaft von solch einem Nonsens überzeugt sein kann.

Trotzdem beschäftigt sie dieser Gedanke. Deshalb beschließt sie einige Tage später, Lasarewa offen darauf anzusprechen. Was sie damit meine, der Erste habe die Ankunft der Magnolie prophezeit? Lasarewa bleibt ominös, sagt ihr aber, es gebe Beweise für einen Mann, der zu verschiedenen Zeiten aufgetaucht sei und jenseits aller Religionen Botschaften von der Ankunft der Erlösung hinterlassen habe. Besonders hervorstechend seien dabei Aufzeichnungen bei den Sumerern und Ägyptern. Es gebe sogar Bildnisse von einem kapuzierten Mann, der zum Himmel weist, ein Dreieck in der einen und eine Kugel in der anderen Hand.

Richtig gedeutet, wiesen diese Botschaften auf die Schwarze Magnolie, auf einen Kometen aus dem All, hin. Persönlich glaube sie, so Lasarewa, dass der Erste nicht durchgehend gelebt habe, sondern an unterschiedlichen Stellen der Geschichte als Messias aufgetaucht sei, sei er doch in der Lage, die Zeit selbst zu überwinden. Doch erst im Hier und Heute habe er sich entschieden, aktiv in den Lauf der Dinge einzugreifen, jetzt, da die Magnolie schließlich auf der Erde eingetroffen ist und große Veränderungen eingeleitet hat. Der Erste habe das Dreieck in seiner Hand Realität werden lassen.

In den nächsten Tagen nimmt Lasarewa die Journalistengruppe in entlegene, gut geschützte Trakte der Zone Grün mit. Wright sieht Planungsbereiche, wo Personen in Meetings sitzen, die für religiöse Fanatiker erstaunlich viel Ahnung von Wirtschaft und Außenpolitik haben. Sie denken unablässig darüber nach, welche Dritte-Welt-Staaten als nächstes von den *Kindern des Lichts* finanziell, karitativ oder mit Kämpfern unterstützt wer-

den sollen, wie sich Regierungen kaufen und GU-feindliche Bündnissysteme hochziehen lassen.

Ein weiterer Trakt beinhaltet die Ausbildungscamps für angehende Elitekämpfer. Diese, so Lasarewa, erhielten eine ganz spezielle körperliche und vor allem psychologische Schulung, damit ihre Willenskraft unter keinen noch so widrigen Bedingungen erschüttert werde und sie ihre Ziele erreichen könnten, sei es bei Anschlägen oder im Kampf gegen GU-Truppen.

Kurz darauf eröffnet sich Wright, was damit gemeint ist. Sie sieht einer grotesken Prozedur zu, bei der ein Dutzend Frauen und Männer sich in ein Erdloch legen und anschließend bei lebendigem Leib vergraben werden.

„Wenn sie es schaffen, sich zu befreien, sehen sie die Welt mit anderen Augen.“, hört sie Lasarewa sagen. „Weil sie sich selbst anders sehen. Sie haben die Todesangst bezwungen. So sind wir *Kinder des Lichts*. Wir führen ein Leben *jenseits* des Todes. Im Namen des Ersten.“

Bis auf einen Mann, der nicht wieder auftaucht, gelingt es den anderen ‚Rekruten', sich durch die Erde ihren Weg ins Freie zu stoßen. Es ist ihren schmutzigen Gesichtern anzusehen, dass sie mit der Erstickung gerungen haben. Irgendetwas scheint sich in ihren Augen mit den vielen vor Atemnot geplatzten Adern verändert zu haben. Scheint es nur so, oder blicken sie nun viel animalischer drein? Wright ringt mit Ekel und Furcht.

Kaum haben sie die Prüfung bestanden, intoniert ein vor ihnen stehender Mann wie ein Priester: „Und mit lauter Stimme rief er Lazarus: Komm heraus aus Deinem Grab! Und Lazarus erhob sich! Er reckte sich empor aus der Tiefe, geboren als neue Kreatur. Frohlocket, Brüder und Schwestern! Durch Eure Hand wird das Blut der Unterdrücker aller Menschenkinder fließen!"

Eines Tages erscheint Schreber wieder. Er sucht Wright auf und lässt sie wissen, heute sei der richtige Zeitpunkt, dass sie noch tiefere Einblicke in die Organisation erhalte. „Und natürlich um Sie auf das vorzubereiten, was

wir uns von Ihnen versprechen. Sie sind *viel* versprechend."

Was meint er nur damit?, fragt Wright sich und willigt ein.

Zum ersten Mal öffnen sich für Wright die Tore nach Zone Gelb – unter der Bedingung, dass sie schwört, unter keinen Umständen ein Wort darüber zu verlieren, was sie gleich sehen und hören wird. Schreber führt sie hinein in einen gewaltigen Forschungstrakt, ausgestattet mit Hightech-Analyseinstrumenten, die derart futuristisch sind, dass man sich fragt, wie die *Kinder des Lichts* sie in ihren Besitz bringen konnten. Bereits beim Durchqueren der Labore sieht Wright, dass hier Untersuchungen an und Experimente mit der Ranke durchgeführt werden. Hat sie etwas in der Art nicht schon längst vermutet? Endlich ist sie hier.

Schreber stellt sie der Leiterin der Forschungsabteilung vor, einer gewissen Doktor Sandyhas. Die indische Wissenschaftlerin ist bemüht, ihre Worte kühl und rational klingen zu lassen, doch dahinter erkennt Wright eine

glühende Missionarin. In ihren Worten bestätigt sich eindrucksvoll das, was sie schon bei Lasarewa ein ums andere Mal hörte: Die *Kinder des Lichts* sehen die Schwarze Magnolie als den Schlüssel zur evolutionären Läuterung des Menschen an, und irgendwie sind sie darum bemüht, bestimmte Potenziale der Ranke freizulegen und sie nutzbar zu machen. *Und welche Potenziale sollen das sein?*

Sandyhas ist zutiefst überzeugt, dass die Ranke und die Entwicklung der Menschheit als Spezies aufs Engste miteinander zusammenhängen. Aus ihrer Sicht handelt es sich um einen „vollkommen natürlichen, da gottgewollten Prozess“. Das Erscheinen der Ranke unterscheide sich nicht vom Aufschlag jenes einen Asteroiden vor Millionen von Jahren, der das Antlitz der Welt für immer veränderte. „Die Dinosaurier waren nicht in der Lage, sich anzupassen, also starben sie aus. Die Evolution bevorzugt diejenigen, die sich den wechselnden Bedingungen anpassen…und dadurch stärker, klüger und besser werden.“

Aus Sandyhas' Ausführungen schließt Wright, es könnte eine Möglichkeit geben, sich an die Ranke anzupassen. Oder – umgekehrt – eher die Ranke anzupassen? Das alles ist überaus befremdlich, denn es ist doch Allgemeinwissen, dass Menschen, Tiere und Pflanzen, die mit ihr in Berührung kommen, allesamt sterben. Wright erinnert sich an ihren denkwürdigen Aufenthalt in Dallas, der ihr endgültig die Augen geöffnet hat für das Elend in den Gelben Zonen.

„Haben Sie etwa vor, die Magnolie und den Menschen…zusammenzubringen?"

Sandyhas bleibt nebulös und unterstreicht, es gehe darum, den Menschen zu helfen anstatt sie weiter leiden zu lassen, Schluss zu machen mit der verbrecherischen Weltordnung, aber aus Wrights Sicht deutet alles darauf hin: Die Terrorsekte ist offenbar auf eine Kreuzung zwischen Mensch und Magnolie aus.

Genetische Manipulation? Ein Rankenmensch aus dem Reagenzglas? Ist es das, worum es den *Kindern des Lichts* und ihrem

wahnhaften Anführer von Anfang an und im Kern geht? Aber wie soll das gehen, und wieso sollte der Mensch dadurch ‚besser' werden?

Was auch immer hier gespielt wird – es ist sehr gefährlich. Green muss so schnell wie irgend möglich davon erfahren. Aber wie schaffe ich es nur, ihm eine Nachricht zukommen zu lassen?

Schreber bringt zum ersten Mal ein Wort ins Spiel, das Wright in Erinnerung bleiben soll: Technologie des Friedens. Derzeit werde unter Hochdruck von Doktor Sandyhas und ihren Mitarbeitern an einer Technologie des Friedens gearbeitet, die alle Probleme des Planeten Erde der Vergangenheit angehören lassen werde.

„Das ist unser großes Versprechen: Wenn die Technologie des Friedens erst einmal überall auf der Welt wirksam wird, wird niemand mehr leiden. Es wird niemand mehr an der Ranke sterben, ebenso wenig wie an einem Schuss aus der Waffe eines imperialisti-

schen GU-Soldaten. Die Erlösung wird allumfassend sein."

Und um sie zu realisieren – was immer sich genau hinter ihr verbirgt –, bräuchten die *Kinder des Lichts* nun ihre Hilfe. Es gelte, in eine Rote Zone zurückzukehren, und zwar nach R-3.

In den folgenden Minuten taucht Lasarewa wie in einem gut eingeübten Theaterstück auf und rekapituliert Wright haargenau, was sie vor einem Jahr im nördlichen Brasilien erlebte. Wright fragt sich, woher in Dreiteufelsnamen sie das in Erfahrung gebracht haben mag. Da eröffnet sie ihr, dass die *Kinder des Lichts* einen Verbündeten in der Expedition besaßen, einen Mann namens DelSola.

DelSola. Oh mein Gott. Er ist einer von Coopers engsten Kollegen gewesen.

DelSola habe alles, was er sah und hörte, heimlich aufgezeichnet und weitergeleitet. Unter anderem auch die Existenz eines rätselhaften Wesens, dem das Corps in R-3 begegnet sei. Es habe die meisten Mitglieder des Teams ermordet. Die verbliebenen Überle-

benden, darunter Wright, seien geflohen, doch das Wesen habe sie erbarmungslos verfolgt, um sein Werk zu beenden. Schließlich habe es Wright anzugreifen versucht, doch aus irgendeinem Grund sei es nicht in der Lage gewesen, sie zu verletzen. Als er ihr entgegenstrebte, habe er sich eigentümlich aufgelöst.

Wright erinnert sich. Die Stunden in R-3 sind die verstörendsten und panischsten ihres ganzen Lebens gewesen. Als dieses pechschwarze Ding auf sie zukam und die Klauen nach ihr ausstreckte, war sie davon überzeugt gewesen, gleich sterben zu müssen. Doch es war anders gekommen.

„Ja, es hat… Es hat *geschrien*. Ein fürchterlicher Schrei. Und dann verschwand es. Ich weiß nicht, wieso."

„Wir haben die Aufzeichnungen genauestens studiert.", lässt sich Sandyhas vernehmen. „In dem Moment, als sich der Schatten Ihnen näherte, gingen bestimmte Werte rasant in die Höhe."

„Welche Werte?"

„Das elektromagnetische Feld, das ihn umgab, fluktuierte. Wir haben die Theorie entwickelt, dass der Schatten Angst vor Ihnen gehabt hat."

Wright kann das kaum glauben. „Angst? Wieso sollte er denn Angst vor mir haben?"

„Das wissen wir nicht. Wir wissen nur, dass er vorhatte, Sie zu töten, aber er hat es nicht geschafft. Je näher er Ihnen kam, desto mehr fluktuierte das Feld. Und da ist noch mehr: Offenbar wurde zuletzt sein komplettes biochemisches Gleichgewicht durcheinander gebracht. In *Ihrer* Nähe, Schwester Wright. Wir vermuten, dass Sie eine Art Anomalie sind. Sie hatten Macht über ihn. Doch wir haben keine Ahnung, welche Ursache das hat. Irgendetwas, das von Ihnen ausgeht, scheint Sie unverwundbar gegen diese Lebensform zu machen, die in R-3 herangereift ist."

Wright seufzt. „Vielleicht hatte ich auch einfach nur Glück. Für mich hört sich das nach einer ziemlich gewagten Theorie an, Doktor Sandyhas."

„Deshalb ist es auch an der Zeit, sie zu testen.“, mischt sich Lasarewa ein. „Wir werden nach R-3 zurückkehren. Und Sie, Schwester Wright, werden uns dabei behilflich sein, diese Entität zu fangen.“

„Ich?“ Wright will am liebsten schreien und davonlaufen, doch sie ist ihrer Situation ausgeliefert und muss darauf Acht geben, nicht aus der Rolle zu fallen. Jetzt glaubt sie zu wissen, dass die *Kinder des Lichts* von Anfang an an ihrer Person ein sehr viel weitergehendes Interesse hatten als bloß eine weitere bekannte Journalistin für sich zu gewinnen.

„Ja, genau. In den Roten Zonen hat die Magnolie ganz offensichtlich damit begonnen, neues Leben hervorzubringen. Wir sind fest davon überzeugt, dass dieses Wesen ein Schlüssel ist, um sie und ihre Botschaft für die Menschheit besser zu verstehen. Daher ist es entscheidend, dass wir dieses neue Leben in Gewahrsam nehmen und ausführlich studieren. Sie können ganz unbesorgt sein, Schwester Wright. Wir haben bereits alle Vorkehrungen getroffen, damit der Einsatz ein voller

Erfolg wird. Der Plan ist bis ins Detail ausgearbeitet worden, und wir haben die Mittel und Wege, ihn umzusetzen. Werden Sie uns helfen?“

Wright kämpft gegen ihre innere Stimme an und formuliert mit Entschlossenheit: „Selbstverständlich werde ich das.“

Lasarewa strahlt wie eine Schneekönigin. „*Gut.*“

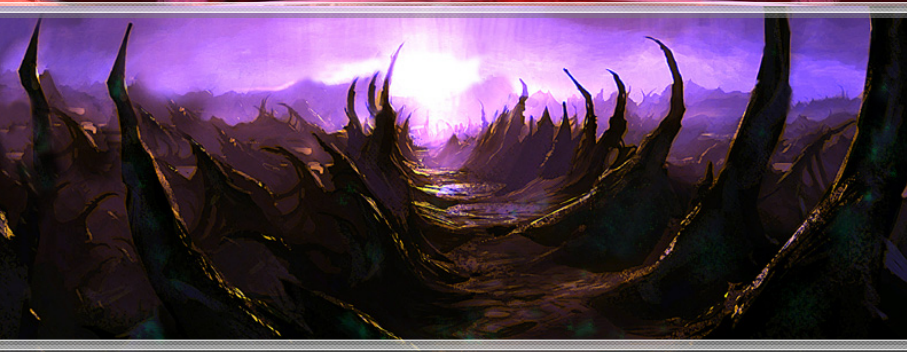
„Jetzt erinnere ich mich wieder.“, sagt Wright kurz darauf. Es ist aufrichtige Neugier, die sie antreibt. Sie hat diese Sache nie ganz verarbeitet. „Als ich in R-3 war, hatte ich diesen Traum. Ich sah meinen Sohn. Aber es *war* nicht mein Sohn, nur seine Haut. Er war… Ich glaube, es die Ranke, die mit mir sprach. Und sie sagte mir, *wir* hätten sie gerufen, um zu uns auf die Erde zu kommen.“

Lasarewa und Sandyhas werfen einander nachdenkliche Blicke zu, ehe letztere vermutet: „Es könnte sein, dass die Lebensform einen telepathischen Kontakt zu Ihnen hergestellt hat.“

„Ja, aber warum?“

„Offenbar war sie an Ihnen interessiert.“

Lasarewa legt ihr eine Hand auf die Schulter. „Sie sehen, Schwester Wright, Sie sind längst in Gottes großen Plan eingewoben. Eine neue Ordnung ist dabei, sich zu erheben. Und Sie haben eine Verantwortung für die gesamte Menschheit. Wir freuen uns alle, dass Sie bei uns sind. Und wie zufrieden der Erste ist. Ich kann hiermit feierlich verkünden, dass er unsere kleine Expedition begleiten wird.“



Saturn-Mission (*First to Saturn*)

Christopher, Fontana und O'Herlihy sind – inklusive ihres heimlich an Bord untergebrachten Passagiers Cooper Banks – erfolgreich mit der *Ares II/VII-Beta* alias *Starfury* von der Erde gestartet. Es dauert jedoch mehr als zwei Wochen, bis es dem Physiker, dem seine Raumkrankheit enorm zu schaffen macht, gut genug geht, dass er imstande und bereit ist, eine Zusammenkunft einzuberufen. Endlich ist es soweit: Banks lässt die drei Astronauten wissen, weshalb er sie unbedingt begleiten musste.

Im Zuge intensiver Recherchen mit allen denkbaren astrophysikalischen Hilfsmitteln hat Banks die Vermutung aufgestellt, dass in der oberen Atmosphäre des Saturn eine bestimmte Substanz gebildet worden sei, die, wie er glaubt, eine zersetzende Wirkung auf die Schwarze Magnolie haben könnte. Der Wissenschaftler hat sich in den Kopf gesetzt, diesen Stoff einzusammeln, zu studieren und zu vervielfältigen, in der Hoffnung, er könne

damit die Erde vor dem sicheren Untergang bewahren.

Damit haben sowohl Christopher und seine beiden Freunde als auch Banks dasselbe Ziel: den sagenumwobenen Ringplaneten im hinteren Teil des Sonnensystems. Während die einen Antiprotonen abschöpfen und zur Erde zurücktransportieren sollen, zielt Banks auf die von ihm postulierte Substanz in der Termosphäre. Er ist überzeugt, dass keine interstellare Arche zu den Sternen mehr gebraucht wird, wenn seine These sich als zutreffend erweist.

Christopher ist nicht unbedingt überzeugt, was Bank's verbissene Hoffnung angeht, lässt ihn jedoch vorerst gewähren. Aus seiner Sicht sind zwei potenzielle Optionen zur Rettung der Menschheit besser als eine. O'Herlihy ist grundsätzlich anderer Meinung. Er hält es für einen Fehler, den Wissenschaftler undercover auf diesen Flug mitgenommen zu haben. O'Herlihy gibt Banks zu verstehen, dass er aus seiner Sicht nicht das Recht habe, nach seinem ebenso spektakulär wie dramatisch ge-

scheiterten Projekt mit der Ionenkanone (das zu einer noch schnelleren Ausbreitung der Magnolie und vielen zusätzlichen Opfern führte) noch einmal ein solches Wagnis im Namen der Menschheit einzugehen. Stattdessen glaubt er, der Wissenschaftler habe seine Chance gehabt, ein Held zu sein. Er habe sie jedoch nicht genutzt. Jetzt sei in seinen Augen die NASA an der Reihe, es besser zu machen.

Der Flug zum Saturn nimmt fünfundsiebzig Tage in Anspruch. Die Astronauten versuchen, sich so gut es geht, die Zeit zu vertreiben: Es wird getanzt, gespielt, trainiert. Doch angesichts des Erfolgsdrucks, der auf ihnen lastet, wird die Nervosität mit jedem Tag größer. Da kommt es wie eine Erlösung, als sie endlich in Reichweite des gewaltigen Ringplaneten gelangen.

Der Anflug auf den Hauptring verläuft wie in den Simulationen. Fontana steuert die *Starfury* mit der sachten Präzision einer geborenen Space Shuttle-Pilotin in unmittelbare Reichweite des Hauptrings und zündet dicht darüber die Bremsdüsen. Das Schiff schwebt nun

wie über der Oberfläche eines Gewässers. Daraufhin macht O'Herlihy die Antimaterie-Schaufel einsatzbereit – der Hauptkörper des Schiffes öffnet sich, und zur Entfaltung kommt ein gigantischer, robotischer und zudem gut gepanzerter Arm mit einem überdimensionalen Partikelabsorber an der Spitze. Vorsichtig wird er bis in den flussröhrenartigen Antiprotonengürtel hinabgelassen. Der Absorber beginnt zur enormen Erleichterung der Mannschaft ganz nach Plan zu arbeiten und saugt Antiprotonen aus dem Gürtel. Dieser Vorgang wird mindestens drei Tage in Anspruch nehmen, bis die Spezialtanks keine Antiprotonen mehr aufnehmen können. Dann ist es Zeit für den Heimflug.

Banks tritt in Erscheinung. Während der Abbau der Antimaterie im Gange ist, besteht er darauf, den Außenbordeinsatz durchzuführen, auf den er schon so lange wartet. Christopher gibt nach und sagt dem Physiker zu, die verbleibende Zeit zu nutzen. O'Herlihy hält dies für eine dumme Idee und erneuert seinen Protest. In seinen Augen sei es lebens-

gefährlich und ein Risiko für die gesamte Operation, sich bis in die obere Termosphärenschicht des Saturn vorzuwagen, nur um einer aus seiner Sicht vermutlich ohnehin vollkommen haltlosen und verrückten Theorie nachzugehen.

Christopher muss sogar auf seine Autorität als Kommandant der Mission zurückgreifen, um seinen Freund zu disziplinieren. Er gibt das Versprechen, kein unnötiges Risiko einzugehen und rasch wieder zur *Ares II/VII-Beta* zurückzukehren. Fontana und O'Herlihy bleiben an Bord, um den Antimaterieabbau zu überwachen, und die beiden Männer fliegen mit einer am unteren Hecksegment angebrachten Arbeitskapsel ab.

Der Flug verläuft reibungslos. Bevor sie durch die Gasbarriere am unteren Ende der Exosphäre stoßen, nimmt Christopher noch einmal Kontakt zum Mutterschiff auf und lässt seine beiden Kollegen wissen, aufgrund der ionisierenden Interferenzen werde der KOM-Kontakt gleich für kurze Zeit abbrechen. Erneut protestiert O'Herlihy aufs Schärfste.

Christopher kann die Bedenken seines Freundes bestens verstehen, würde sich jedoch nie verzeihen, Banks‘ Lösungsansatz links liegen zu lassen – selbst, wenn die Chance, dass der Astrophysiker Recht hat, äußerst gering sein mag. Hinzu kommt, dass er diesem Mann, der ihn auf dem Startfeld des Kodiak-Komplexes beschwor, unbedingt mit auf die Mission gehen zu müssen, Vertrauen schenkt. Also zügelt Christopher O’Herlihy erneut, deaktiviert die KOM und steuert durch die Gaswand.

Das kleine Schiff wird durchgeschüttelt, bleibt aber vollständig intakt. Für einen Augenblick beschleicht Christopher den Eindruck, als säße er in einem Unterseeboot und tauchte durch dicke, dichte Schlammschichten auf dem Weg zum Meeresboden. Kaum haben sie die Methan- und Wasserstoffbarriere durchbrochen, bessert sich die Sicht. Sie gelangen in eine Zone relativer Ruhe, bevor die nächste, deutlich dickere Wasserstoffdecke beginnt. Doch diese müssen sie gar nicht erst überwinden – sie sind am Ziel.

Banks gelingt es, die Substanz, auf die er es abgesehen hat, im Innern Dutzender thermobarischer Wolken zu orten, die in regelmäßigen Abständen in der Ruhezone vorkommen. Im Zuge eines kurzen ‚Weltraumspaziergangs' schaffen beide Männer es tatsächlich, eine Probe des Stoffes zu ernten, der im Wesentlichen ein kurioses Gasgemisch mit ein paar fremden Substanzen darstellt. Christopher erfährt von Banks, er habe hiervon durch die Aufzeichnungen einer Saturn-Sonde namens *Nostromo* erfahren, kurz bevor diese in der Atmosphäre des Ringplaneten verglüht sei.

Es ist Zeit, den Rückflug anzutreten. Doch als Christopher den Aufstieg beginnen will, geschieht etwas vollkommen Unerwartetes. Eine massive atmosphärische Turbulenz erfasst die Arbeitskapsel, löst einen Sog aus und reißt sie mit unvorstellbarer Kraft in die Tiefe. Obwohl er vollen Schub gibt, gelingt es Christopher nicht, das Schiff zu stabilisieren. Stattdessen stürzen sie immer tiefer und hinein in die nächste Gasdecke, wo der Außen-

druck rasch so groß wird, dass die fragile Hülle der Kapsel zu brechen droht.

Im letzten Moment wird der Fall des Schiffes abrupt gestoppt. Christopher und Banks sehen aus dem Fenster und fragen sich, warum sie schlagartig an Ort und Stelle angehalten haben. Es gibt keinen erkennbaren Grund hierfür. Da fällt ihnen ein seltsames, bläuliches Leuchten auf, das die Kapsel umgibt und auf Position hält. In der linken Ecke des Backbordfensters wird ein langer energetischer Strahl erkennbar, von dem das Leuchten ausgeht.

Und an dessen anderem Ende befindet sich ein fremdes Flugobjekt. Es ist mindestens zwanzig Mal so groß wie die Kapsel. Für Christopher sieht es wie ein riesiger Pterodaktylus aus, der mit ausgebreiteten Schwingen und dem Boden entgegengestreckten Beinen herabschwebt. Beleuchtungsketten und andere Maschinen glitzern entlang seiner Außenhaut wie Juwelen.

„Was ist das?“, fragt Banks. „Etwa ein Ufo?“

Christopher kommt nicht einmal dazu, auf die Frage zu reagieren. Vorher legt sich ein wasserfallartiger Schleier über beide Männer, und im nächsten Moment finden sie sich in einer vollständig fremden Umgebung wieder. Sie stehen in einer Art futuristischem Kontrollzentrum, und vor ihnen stehen drei Gestalten, gekleidet in komplex gemusterten Brokat, in den Farben von Kohle, Bronze und Auberginen. Eine der Unbekannten scheint weiblich zu sein, zwei von ihnen männlich, obwohl sie alle ähnliche Frisuren haben und auch ansonsten ihre Geschlechtsmerkmale nicht übermäßig betonen. Alle sind sie attraktiv, haben ein kantiges Kinn, deutlich hervortretende Wangenknochen und dunkle, nach oben gewölbte Brauen. Ihre Haut wirkt hell, aber es lässt sich kaum feststellen, ob sie weiß, gelb oder braun ist. Sie scheint beinahe einen grünlichen Ton zu haben.

Dann sieht Christopher auf die Ohren. Sie vermittelten ihm stärker als alle anderen Merkmale die Botschaft: *Dies sind Personen, die nicht von der Erde stammen, sondern von*

einem anderen Planeten. Diese Ohren ragen weit nach oben, laufen elfenhaft spitz zu, ohne dass dadurch aber der Eindruck von Absurdität entsteht.

„Wer… Was…“, haucht Christopher und entsinnt sich dann der Helden seiner Kindheit, nicht selten Science-Fiction-Filmen entstammend. Wenn das wirklich eine Begegnung der dritten Art, der erste Kontakt der Menschheit mit extraterrestrischen Lebensformen ist, so muss er seine Sprachlosigkeit überwinden und mit gutem Beispiel vorangehen. Schließlich sagt er ein wenig unsicher: „Wir kommen in Frieden.“

„Und ein langes Leben, das wünsche ich Ihnen auch.“, erwidert der Außerirdische in der Mitte des Trios – der Anführer? – höflich, aber kühl.

„Haben *Sie* uns gerettet?“

Diesmal ist es die nebenstehende Frau, die zum Reden ansetzt: „Das ist korrekt. Andernfalls wären Sie jetzt ganz ohne Zweifel tot. Ihr Flug in die Atmosphäre dieses Gasriesen war äußerst unklug. Der Stand Ihrer technologi-

schen Entwicklung ist hierfür noch nicht ausreichend.“

Christopher realisiert jetzt, dass diese Gestalten mehr wie seltsame Priester denn wie skurrile Aliens daherkommen. Sie zeigen keine Emotion.

„Der Stand unserer technologischen Entwicklung?“, wiederholt Banks indes unverwandt. „Woher wissen Sie das?“

Erneut antwortet der Mann in der Mitte: „Wir sind Beobachter, seit geraumer Zeit. Der Planet Erde ist uns bekannt, aber Sie können unbesorgt sein: Wir mischen uns nicht in Ihre Entwicklung ein. Tatsächlich standen wir kurz vor dem Weiterflug, ehe unsere Sensoren Ihr Schiff erfassten. Wir werden Ihnen bei den Reparaturen assistieren und Sie in höhere atmosphärische Lagen ziehen. Anschließend werden sich unsere Wege wieder trennen.“

„Ja, aber: *Moment mal*…“, beharrt Christopher. „Wir müssen doch noch so vieles miteinander besprechen. Ich meine, das ist ein ganz besonderer historischer Moment. Sie

sind der lebende, atmende Beweis dafür, dass es Leben hier draußen gibt. Und es scheint uns gar nicht mal so unähnlich zu sein.“

„Äußerlich betrachtet, mögen wir einige Dinge gemein haben.“, erwidert der Fremde, und es klingt leicht abfällig. „Kulturell gesehen, könnten die Unterschiede zwischen uns kaum größer sein.“

Christopher weiß nicht, was er mit der Aussage anfangen soll. Er kennt die Kultur dieser Wesen nicht, aber trotz ihrer augenscheinlichen Überheblichkeit erahnt er auch ihre enorme Weisheit.

„Wir müssen Ihre Erinnerung an diesen Vorfall auslöschen.“, fährt sein Gegenüber fort. „Wir verfügen über die erforderlichen medizinischen Mittel, um den Inhalt Ihres Kurzzeitgedächtnisses entsprechend zu neutralisieren. Die Prozedur ist vollkommen ungefährlich. Sie werden sich an Bord Ihres Schiffes wiederfinden und den Rückflug zu Ihrem Hauptschiff antreten, ohne dass Sie je Notiz von unserer Anwesenheit in diesem System genommen haben.“

Christopher verfällt in eine alarmierte Haltung, bereit zur Selbstverteidigung. „Vergessen Sie's! Wir unterziehen uns ganz sicher keiner Gedächtnislöschung oder sonst irgendeiner anderen Manipulation!"

„Eines Tages wird Ihr Volk ebenso handeln.", sagt die außerirdische Frau.

„Warum zum Teufel sollten wir das tun?"

„Weil die Menschheit nicht immer auf dem kulturellen Entwicklungsstand von heute verharren wird."

„Eine Sekunde." Banks schiebt sich vor. „Sie beobachten uns seit geraumer Zeit, haben Sie gesagt. Dann wissen Sie bestimmt, was auf der Erde los ist. Mit der nächsten Generation stirbt die Menschheit und mit ihr alles pflanzliche und tierische Leben aus."

„In Anbetracht der gegenwärtigen Situation ist dieser Fall jedenfalls nicht sehr unwahrscheinlich.", kommentiert die Frau.

Banks fährt fort: „Ganz offensichtlich verfügen Sie über technologische Möglichkeiten, die uns verwehrt sind. Ihr Energiestrahl, die Art und Weise, wie Sie uns an Bord Ihres

Schiffes geholt haben, diese ganze Umgebung… Wenn Sie uns so weit voraus sind, wenn Sie wissen, was auf der Erde vor sich geht – warum *helfen* Sie uns dann nicht? Mit Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten gelingt es uns ganz sicher, etwas gegen die Schwarze Magnolie zu unternehmen.“

Im Gesicht des außerirdischen Anführers regt sich kein Anzeichen von Mitgefühl, noch sonst irgendeine Empfindung. Aber Christopher ist überzeugt, er weiß mit dem Begriff ‚Schwarze Magnolie‘ etwas anzufangen. *Ganz ohne Zweifel haben diese Jungs die öffentliche Kommunikation abgehört.*

„Wie ich schon sagte…“, erwiderte der Mann. „Wir sind wissenschaftliche Beobachter, und *nur* das. Wir sind unbedingt an eine hohe Direktive gebunden, die uns jedwede direkte Kontaktaufnahme oder Intervention in die Angelegenheiten von Spezies verbietet, die noch nicht eine gewisse Schwelle der zivilisatorischen Entwicklung überschritten haben.“

„Schwelle? Welche Schwelle? Hört sich an, als wären wir Primitive für Sie.“

„Nein, keineswegs, aber es ist entscheidend, dass Ihr Volk sich aus sich selbst heraus entwickelt. Ohne äußere Einmischungen.“

„Das heißt, Sie lassen uns im Stich? Dass Sie zwar die Möglichkeit hätten, uns zu helfen, aber stattdessen an der Seite stehen und zuschauen werden, wie wir unseren letzten Atem aushauchen?“ Zorn packt Christopher. „Was für eiskalte Typen seid Ihr eigentlich?“

„Unsere Körpertemperatur liegt innerhalb der Norm.“, erwidert der dritte Mann stoisch.

Banks schüttelt den Kopf. „Wissen Sie was? In meinen Augen *haben* Sie sich bereits eingemischt, und zwar indem Sie uns *gerettet* haben.“

„Weshalb es immanent ist, dass Sie sich hieran nicht erinnern können.“, sagt der Anführer.

„Trotzdem haben Sie uns vor dem sicheren Tod bewahrt, Sie sagten es selbst. Sie können es leugnen, aber Sie haben sich mit Ihrer Ent-

scheidung, uns zu retten, in die Geschicke der Menschheit eingemischt."

Zum ersten Mal zögert der Andere, wirkte leicht aus dem Konzept gebracht. „Möglicherweise haben Sie Recht. Wenn es nach meinem persönlichen Standpunkt ginge, würden einige Entscheidungen vielleicht anders ausfallen. Ich bin mir darüber im Klaren, was diese fremde Lebensform aus dem Weltraum auf Ihrer Welt angerichtet hat, und hierfür haben Sie mein Bedauern. Doch ich kann und darf mich nicht über meine Anweisungen hinwegsetzen. In die Entwicklung Ihrer Zivilisation dürfen wir uns nicht einmischen. Dabei bleibt es."

„Ich weiß nicht, was für eine Direktive das sein soll, von der Sie zuvor gesprochen haben, aber mir scheint, dass Sie sich die Sache zurechtzubiegen, wie es Ihnen gerade passt."

„Mitnichten. Aber da Sie sich weit außerhalb der Erde befinden, gab es keinen Grund, Sie sterben zu lassen." Der Anführer nickt der Frau zu, die kurz darauf ein eigenartiges, längliches Objekt zieht.

„Entspannen Sie sich. Ich versichere Ihnen, es wird nicht wehtun.“

„*Hauen Sie ab! Fassen Sie uns nicht an!*“

Christopher und Banks wehren sich mit aller Kraft, aber dann fassen ein paar Hände in ihren Nacken und setzen sie mit beinahe magischer Energie außer Kraft. Alles wird schwarz.

Während sich beide Männer bereits eine halbe Stunde später in der Arbeitskapsel wiederfinden und dem Eindruck erliegen, von einer atmosphärischen Protuberanz durchgeschüttelt worden zu sein – sie besitzen keine Erinnerungen mehr an die Begegnung mit den Fremden –, empfängt O’Herlihy auf der *Ares II/VII-Beta* eine seltsame, niederfrequente Strahlung. Es ist nur ein Zufall gewesen, dass er die Maschinenkontrollen in diesem Zeitraum gecheckt hat, zumal er eigentlich mit der Überwachung der Antimaterie-Schaufel beschäftigt ist. Die Strahlung nimmt, wie es scheint, beständig zu. Er beschließt, dem nachzugehen, und begibt sich in die technische Abteilung, zum Energiekern. Dort

glaubt er, zu träumen, als er einen Sprengsatz an der Kühlkammer des Ionenantriebs vorfindet.

Noch bevor er die Bombe untersuchen kann, steht seine Freundin vor ihm. Sie hat eine Pistole auf ihn gerichtet. Fontana, so stellt sich nun mit einem Mal geradezu schockartig heraus, gehört den *Kindern des Lichts* an. Vermutlich über Jahre hinweg hat sie ein Doppelleben geführt, beobachtet, Informationen gesammelt und diese weitergegeben.

„Du hast keine Vorstellung davon, wie viele von uns die hohen Ränge der Welt unterwandert haben.“, lässt sie O’Herlihy wissen, der aus allen Wolken zu fallen glaubt. „Es ist zu spät.“

Fontanas Maskerade fällt vollends. Sie eröffnet ihm, die *Kinder des Lichts* hätten von dem Projekt rund um den Bau einer interstellaren Arche erfahren und halten dies für eine schwere Sünde an Gottes Plan mit der Menschheit. „Diese Arche wird die Erde niemals verlassen.“, schwört sie.

Gründe und Einzelheiten und was es mit ‚Gottes Plan' überhaupt auf sich hat, darüber spart sie sich aus. „Wir sind dazu bestimmt, uns unserem Schicksal zu stellen, nicht vor ihm davonzulaufen. Gott will es so."

„Was weißt Du schon, was Gott will oder nicht will?"

„Ich nicht. Der Erste weiß es."

Auf die Frage, warum sie nicht schon kurz nach dem Start die Bombe gezündet habe, gibt sie zu: „Ich wollte vorher den Saturn sehen. Das wollte ich mir nicht entgehen lassen, bevor ich in den Himmel aufsteige."

Fontana sagt ihm noch, dass nicht alles gelogen gewesen sei. Sie liebe ihn aufrichtig, ebenso wie sie das All liebe. „Aber es ist wichtig, dass wir uns dem Ersten nicht in den Weg stellen. Wir müssen ihn mit offenen Armen Willkommen heißen, denn er ist unser Messias. Er wird uns den Weg in die Zukunft weisen. Und wenn wir sie erreichen, werden wir Gott nah sein wie nie zuvor."

Der Wahn glitzert in ihren Augen. O'Herlihy erkennt seine Freundin nicht wieder und ist

überzeugt, dass sie einer Gehirnwäsche unterzogen wurde. Er weigert sich, zu glauben, dass sie all die Jahre ein abgekartetes Spiel mit ihm gespielt hat. Stattdessen vermutet er, die fanatische Sekte namens *Kinder des Lichts* könnte sie vor einigen Monaten entführt haben, als sie mehrere Tage unauffindbar war und ihm keine vollständig überzeugende Erklärung nach ihrem plötzlichen Wiederauftauchen lieferte.

Während sich Fontana kurzzeitig in religiösem Eifer zu verlieren droht, entscheidet er sich, ihre verringerte Aufmerksamkeit auszunutzen. Kurzerhand entscheidet er sich für eine gewagte Flucht nach vorn, indem er versucht, sie zu überwältigen. Dabei jedoch wird er angeschossen.

Es kommt zu einem brutalen Schlagabtausch, der – ungewollt – mit ihrem Tod endet. O'Herlihy, selbst schwer verwundet, schafft es im buchstäblich letzten Moment, den Sprengsatz zu entfernen und in die einzige Rettungskapsel der *Ares II/VII-Beta* zu befördern. Nur eine halbe Minute nach ihrem

Abwurf kommt es im Weltraum zu einem wilden Blitz, der das kleine Evakuierungsgefährt verzehrt. O'Herlihy sinkt noch an der Luftschleuse zu Boden und verstirbt kurz darauf.

Auf dem Rückflug zum Schiff sehen Christopher und Banks die Detonation. Im Zuge eines eiligen Andockmanövers finden sie an Bord der *Starfury* ein Blutbad und zwei Tote vor. Erst die Sichtung der Kameraaufzeichnung bringt Licht in die Angelegenheit, die Christopher beinahe den Verstand raubt. Ein hilfloser, lang anhaltender Schrei verklingt in den Korridoren des Schiffes.

Die Mission kann ordnungsgemäß abgeschlossen, die Antimaterie vollständig geladen werden; das Schiff macht sich in den kommenden Tagen auf den Rückweg zur Erde. Christopher hat so schnell wie möglich einen Notruf in Richtung Basis abgesetzt, um vor einem möglichen Anschlag zu warnen.

Seine Nachricht kommt allerdings zu spät. Als sie auf der Erde eintrifft, hat das Grauen bereits seinen Lauf genommen. Auf der Isla

Caroma sind zeitgleich mehrere Sprengsätze hochgegangen. Offenbar waren unter den Technikern, die an der *DY-100* arbeiten, Attentäter der *Kinder des Lichts*. Es ist den Militärs und Geheimdienstexperten ein Rätsel, wie sie in eine der geheimsten und bestgesicherten Anlagen der GU eindringen und sich dort unentdeckt bewegen konnten.

Zwar wird das Raumschiff nicht zerstört, seine Systeme dafür schwer beschädigt. Am schlimmsten ist jedoch, dass zwei weitere Attentäter sich, verkleidet als Wissenschaftler, Zugang zum Arbeitsbereich des Think Tanks verschafft und anschließend in die Luft gesprengt haben. Jackson Roykirk, Rain Robinson, Marcus Walter Nichols und Caroline Picard kommen bei der Explosion ums Leben. Einzig Zefram Cochrane und Shannon Janeway gelingt es, der Vernichtung zu entgehen, und beide können zusammen mit den Überlebenden erfolgreich evakuiert werden.

Doch das Projekt zur Rettung der Menschheit in den Weltraum liegt in Trümmern. Cochrane, selbst schwer traumatisiert, möch-

te nichts mehr mit der Sache zu tun haben und zieht sich in den Norden der USA zurück, wo sich seine Spuren rasch verlieren.

Die Öffentlichkeit wird nie etwas von dem fürchterlichen Anschlag auf die Einrichtung auf der Isla Caroma erfahren. Ebenso wenig, welchem wahren Zweck die Saturn-Mission diente. Die Erforschung des Saturn, so wird offiziell verlautbart, habe viele faszinierende Erkenntnisse über das Sonnensystem mit sich gebracht. Im Zuge eines tragischen Unfalls seien die Astronauten Alice Fontana und Doktor Marcus O'Herlihy ums Leben gekommen.

Im Global-Net tummeln sich allerhand Gerüchte und Verschwörungstheorien, welche Motivationen wirklich hinter dem Saturn-Flug gesteckt haben mögen und was tatsächlich dort oben geschehen sei. Die Diskussion kommt jedoch bereits wenige Tage später abrupt zum Stillstand, als plötzlich eine Hiobsbotschaft neuer Größenordnung die Welt erschüttert: Es hat eine große Explosion im Herzen von Washington gegeben…

.: Epilog 1

1. Februar 2076
Biddeford, USA

Ein Mann mit gerade einmal ein paar grauen Haaren und einem Schatten im Blick geht in der Mittagssonne. Der Himmel über ihm hat die Farbe von Asche. Während er zwischen den Grabsteinen hindurch geht, streicht ihm ein kühler Wind die Wangen.

An seiner Hand geht ein kleines Mädchen.

Zusammen treten sie schließlich vor ein bescheidenes Grab, das etwas abseits liegt.

Sie kommen nicht oft her.

Der Mann kniet nieder, und das Mädchen streicht mit zwei Fingern vorsichtig über den kalten Grabstein, auf dem sich allmählich das Moos der Geschichte ausbreitet. Ein Name steht dort in großen Lettern geschrieben:

CALVIN TRUEMAN
~ 1985 - 2027 ~

Der Mann verharrt eine Weile reglos in dieser Haltung, die Lippen zusammengepresst.

Die Stimme seiner Tochter holt ihn in die Gegenwart zurück, und wie er den Kopf dreht, sieht er, dass die Kleine auf eine winzige Figur deutet, die im Schatten eines Glasgefäßes zwischen den dürren Blütenblättern hervorschaut.

Eigenartig. Er ist sicher, dass sie noch nicht da war, als er das letzte Mal das Grab seines Vaters besucht hat.

Jemand muss die Figur hier hingestellt haben.

Seine Hand tastet zwischen den Blumen und zieht eine Gipsstatuette hervor, so klein, dass sie in einer Faust Platz hat.

Ein schwarzer Engel.

Das Herz wird ihm schwer.

In diesem Augenblick fragt ihn seine Tochter, neugierig wie ein Kind in ihrem Alter nun mal ist: „Daddy, wer war Großvater?“

Die Frage ist berechtigt. Sie hat den Toten nie kennengelernt, dafür ist sie viel zu jung, und ihr Vater verliert für gewöhnlich kein Wort über ihn. Über nichts, was aus dieser Zeit stammt.

Nicht so jetzt. „Ich glaube…“, fängt der Mann nachdenklich an. „Er war der Letzte, der die alte Welt gesehen hat. Bevor alles zu Ende ging.“

Die Worte entziehen sich ihr, aber intuitiv, ganz vage scheint die Kleine zu verstehen, was ihr Vater meinen könnte. Sie sieht, dass er voller Traurigkeit ist.

Welche Ironie. Calvin Truman, sein Leben lang ein erfolgloser Schriftsteller. Und dann will es ein historischer Zufall, eine Laune der Geschichte, dass er zum Sprachrohr einer ganzen Generation wird. Während er das denkt, schüttelt der Mann den Kopf. *Bestimmt hätte er sich nie träumen lassen, dass ausgerechnet sein Tagebuch einst zum Welterbe erklärt würde, während alles andere, das er hinterließ – all die Gedichte und Romane –, vom Nebel des Vergessens verschluckt wurde.*

Seit über einem Jahrzehnt schon standen die persönlichen Aufzeichnungen als Exponate im Smithsonian, Abteilung Zeitzeugendokumente. Hinter dem Glas der Vitrine waren die Seiten mit jenen letzten Worten aufgeschlagen, die auch dem Grabstein eingraviert worden waren.

Vom Meer her steigt eine Brise zu den Gräbern empor. Der Mann blickt wieder zur düsteren Fi-

gur und spürt, wie ihn ein Schüttelfrost überkommt.

Dann vollendet er, wofür er hergekommen ist. Er legt eine weiße Rose aufs Grab, direkt neben den Engel, und geht mit dem Kind in den Armen zu der Zypressengalerie zurück, wo ihn seine Frau erwartet.

Die drei verschmelzen in einer Umarmung, und als sie ihm in die Augen schaut, entdeckt sie darin etwas, das vor einigen Momenten noch nicht da gewesen ist. Etwas Trübes, Dunkles, das ihr ein wenig Angst macht.

„Geht es Dir gut?“, fragt sie.

Er schaut sie lange an und lächelt. „Ja, ich möchte nur einfach nicht mehr zurückblicken. Ich möchte, dass wir von jetzt an nach vorn schauen. Die Vergangenheit ist tot.“

Da ahnt sie, was seine Worte bedeuten. Er möchte nie wieder an das Grab zurückkehren; er wird es auch nicht tun.

Aber die Geschichte lässt sich nicht so leicht abschütteln. Sie wohnt allem inne. Der Luft. Dem Feuer im Kamin. Dem Schatten unter unseren Fußsohlen.

Die Gestalten verschwinden, und das Grab mit dem schwarzen Engel und der weißen Rose bleibt

wie ein stummer Wächter zurück. Oh ja, ein Wächter. Dafür steht auch der Schriftzug unterhalb des Namens:

<<Khan Noonien Singh war erst der Anfang von allem. Ich habe erlebt, wie eine Welt am Abgrund steht. Doch jetzt erlebe ich, wie eine Welt aufhört zu existieren.>>

– 7. November 2027,
einen Tag vor der Vernichtung von New York

Die Vergangenheit lebt. Sie ist in uns, jeden Tag, jede Sekunde. Sie ist der Grund und der Pfad, auf dem wir in die Zukunft gehen. Sie ist das Laster, das wir bürden und das Symbol, welches uns mit der Überzeugung beseelt, es morgen besser zu machen. Und eben deshalb werden wir sie nie los.

Erst am Ende seines Lebens wird der Mann erkennen, dass dies nicht nur Fluch ist, sondern auch Hoffnung bedeuten kann.

Und wie er das realisiert, wird er noch etwas erkennen.

Die Geschichte *ist* nicht vorbei.

Nein, sie hat eben erst angefangen.

.: Epilog 2

Ich glaube, das wirklich Schlimme, das Grausame und Schreckliche an diesem Krieg war nicht, dass er die Welt in Schutt und Asche legte und unser kollektives Gedächtnis auslöschte. Dass er die Menschheit auf der Entwicklungsskala in ein nomadisches Zeitalter zurückbombte. Es waren vermutlich nicht einmal die sechshundert Millionen Toten.

Was dieser Krieg wie vielleicht keiner von ihm tat, war, dass er uns unsere Vorbilder, unsere Strahlendsten und Besten, nahm und sie in unsere Schlimmsten verwandelte. Einer nach dem anderen fielen sie in Ungnade. Es war, als blicke man in einen grässlichen Zerrspiegel, aber dieser Zerrspiegel war die bittere Realität: Weiße Ritter wurden zu schwarzen Rächern, und diese schwarzen Rächer überlebten als dunkle Geister die Epoche, spukten noch lange durch die Geschichte, die ihren Endpunkt erreicht zu haben schien.

Phillip Green hatte wenige Monate nach dem Tod seiner Frau Paula eine Begegnung mit George Salaton irgendwo in Nordafrika, nachdem er sich auf die Suche nach dem Anführer der *Kinder des Lichts* begeben hatte. Nichts anderes hatte ihn nach der Zerstörung des Weißen Hauses mehr interessiert; er war geradezu besessen von dem Ziel gewesen, den Mann zu finden, den er einst vor dem Sturz von einem Londoner Hochhaus abbrachte. Niemand weiß genau, was während dieser Begegnung geschah, welche Worte fielen und welche Taten folgten, doch Salaton überlebte sie nicht. Brachte Green ihn um? Das ist reine Spekulation. Tatsache aber ist: Seine Terrorsekte zerfiel ohne ihn, den angebeteten Ersten, wie ein instabiles Kartenhaus. Durch die Auflösung der *Kinder des Lichts* bestand plötzlich Anlass zur Hoffnung, nun könnten die Dinge wieder ins rechte Lot kommen, die Welt könnte wieder Frieden finden und nach Atem ringen. Es kam anders.

Ab dem Jahr 2023 verschwand Green von der Bildfläche. Einige hielten ihn bereits für tot, doch ein paar Jahre später tauchte er wieder auf: als Kopf einer gewalttätigen Gruppe radikaler Ökoterroristen. Die brutalen Aktionen dieser Frakti-

on führten direkt und indirekt in Kürze zu 37 Millionen Toten und rissen der Welt das letzte Bisschen an politischem Boden, das ihr geblieben war, unter den Füßen weg.

Ohne den neuen Phillip Green hätte es den Dritten Weltkrieg vielleicht so nicht gegeben. Dieser Mann nutzte seine intensiven Kenntnisse der internationalen Politik, doch diesmal nicht, um die Erde zu retten, sondern um sie bewusst und mutwillig in den Abgrund zu reißen. Durch Intrige und List gelang es ihm, die vielen Konfliktherde auf der Welt weiter anzufachen und die Lunte zwischen den großen Machtblöcken GU und ÖK zu entzünden, bis der Globus in Flammen aufging.

Green überlebte den endlosen Krieg sogar – ein unnatürlich langes Leben war ihm beschieden (warum, ist eine weitere offene Frage). Später ließ er Hunderttausende euthanasieren, die im Verlauf des Atomkriegs Strahlenschäden davongetragen hatten, um kommende Generationen vor dem Unreinen zu bewahren. Was aus dem idealistischen Mann, der Green dereinst war, wurde, warum er unwiederbringlich verloren ging und wie dies mit der Begegnung mit Salaton

zusammenhängen könnte, ist eines der Rätsel der Geschichte. Festzustehen scheint nur, dass selbst die hellste Seele nicht vor der Nacht der Hoffnung gefeit ist, ebenso wenig die Welt als Ganzes.

Wer hätte geglaubt, dass am Ende dieses langen, dunklen Tunnels noch Erlösung auf die Menschen, das verlorene Volk, warten würde? Doch genau so war es: In der Stunde seines Dahinsiechens stieß der Planet Erde plötzlich an den einen entscheidenden Wendepunkt, der sein weiteres Schicksal bestimmen sollte. Dieser Wendepunkt war nicht weniger als ein historischer Neuanfang für das Menschengeschlecht.

Es war das Jahr 2063. Ein Flug fand statt. Ein Flug mit einer ausrangierten Atomrakete.

Von da an wurde alles anders. Die dunklen Geister kamen allmählich zur Ruhe, ehe sie für immer verschwanden. Die Menschen begaben sich auf einen Weg, der hinausführte aus dem finsteren Tal und mitten hinein ins Licht.

Ins Sternenlicht. Der jahrhundertelange Zyklus von Egoismus, Machtgier, Imperialismus, Gewalt, Krankheit und Krieg ging zu Ende. Der Kreis war endlich gebrochen.

.: Epilog 3

4. April 2063
Bozeman, USA

In der ungewöhnlich warmen Montana-Nacht stand Lily Sloane vor dem *Crash & Burn* und beobachtete den Himmel. Schließlich sah sie, wonach sie Ausschau gehalten hatte: nicht das grässliche Blitzen von zerstörerischen Waffen, die zur Erde herabzuckten und Vernichtung brachten, sondern stattdessen sah sie ein kurzes Schimmern, herrlich in allen Regenbogenfarben. Ein winziger Stern schien zu entstehen und Richtung Zukunft zu verschwinden.

Die junge Frau lächelte berührt, trat zur Seite und blickte ins Zelt. Zef stand dort am Musikautomaten, ruderte mit den Armen und sprach pausenlos. Er war wieder so wie am Tag ihrer ersten Begegnung, und alleine deshalb liebte sie es, ihm zuzusehen. Ein Teil von ihm schien endlich zur

Ruhe gekommen zu sein, und der andere schien die Ketten, die ihn gehalten hatten, gesprengt zu haben.

An der Theke saßen die Außerirdischen und hörten dem Wissenschaftler mit höflichem Interesse zu. Nette Leute, aber ein wenig arg zugeknöpft. Sie lehnten es ab, irgendetwas zu trinken, und bisher hatten sie nicht ein einziges Mal gelächelt. Man konnte fast meinen, bei ihnen handelte es sich um asketische Mönche, nur dass sie eben spitze Ohren besaßen.

Was Zef betraf: Er trank auch nichts, und das war etwas durchaus Neues. Er war viel zu aufgeregt, um sich den Schnaps herunterzukippen, den er sich eingeschenkt hatte. Irgendwann drückte er die Hand gegen eine Taste der nahe stehenden Jukebox. Nur eine Sekunde später ertönten hämmernde Klänge von Rockmusik, was die Fremden dazu prompt veranlasste, hochzuschrecken und ihre Brauen zu wölben. Zef beruhigte sie und ließ sie wissen, dass alles in Ordnung war. Sie fassten tatsächlich wieder Ruhe und begannen mit wissenschaftlicher Neugier der Melodie zu lauschen. Einer zückte sogar eine Art Analyseinstrument.

Lily lachte leise, zusammen mit den anderen Siedlern, die gekommen waren, die Außerirdi-

schen zu sehen. Sie taten es still und voller Hoffnung.

In diesem Moment wusste Lily, dass sich etwas Besonderes ereignete. Nach allem Fürchterlichen, das ihr in ihrem jungen Leben widerfahren war, breitete sich ein wohliges Gefühl in ihr aus. Es besagte, dass es verdammt noch mal gut war, am Leben zu sein.

Sie kannte den Weg nicht, der vor ihr lag, und sie ahnte, er würde beschwerlich werden. Aber das änderte nichts an dem, was ihr Herz ihr mitteilte. Sie hatte das Leuchten der Sterne gesehen. Die *Phoenix* war aufgestiegen zu einem Flug, der in die Zukunft führte.

Was das Morgen wohl noch bringen mochte? Sie wusste es nicht, aber sie war begierig darauf, es herauszufinden.

Cooper Banks‘ langer Kampf gegen die Schwarze Magnolie sollte schließlich von Erfolg gekrönt sein. Unterstützt von Roberta Lincoln und Agent 133, führte sein Weg ihn im Herbst 2022 bis auf die Ionenkanone im geostationären Orbit, wo er mithilfe seiner inzwischen gewonnenen Erkenntnisse einen letzten verzweifelten Versuch startete, die Ranke loszuwerden. Obwohl er und seine neuen Alliierten nicht von diesem dramatischen Einsatz zurückkehrten, konnte die Magnolie vernichtet werden.

Banks starb in der Überzeugung, er habe die Erde gerettet. Doch nur wenige Jahre später brach der Dritte Weltkrieg aus. Er sollte fünfundzwanzig Jahre dauern und weit mehr Opfer fordern als die Magnolie. Bereits in seinem siebten Jahr lagen nahezu alle großen Städte der Welt in Trümmern. Aufgrund der massiven und anhaltenden Kontaminierung der Atmosphäre mit radioaktiven Isotopen wurden ganze Regionen unbewohnbar. Angesichts völliger Zerstörung vergaß die Menschheit jene stürmischen Jahre, die sie erst an den Punkt der Selbstauslöschung geführt hatten. Die Schwarze Magnolie blieb zurück in der langen Finsternis. Aber nur wer die Dunkelheit kennt, weiß, was es bedeutet, ins Licht der Sterne zu treten…

Anmerkung:

Selbst in der gnadenlosen Nacht des Dritten Weltkriegs starb die Hoffnung der Menschheit, Frieden und Freiheit zwischen den Sternen zu finden – dieser vielleicht letzte große, noble Traum – niemals aus. Er wurde von ein paar couragierten Frauen und Männern gegen alle Widrigkeiten am Leben erhalten; Personen, die beseelt waren vom Gedanken, dass der Mensch eines Tages wirklich überwunden werden könnte. Aber nicht so wie Khan Noonien Singh und seinesgleichen es vorgehabt hatten. Diese Frauen und Männer, von denen hier die Rede ist, bewahrten den Funken der einen kühnen Vision, bis er schließlich von Zefram Cochrane, Lily Sloane und weiteren kommenden Helden geschürt werden sollte. Sie legten den Grundstein, damit die Erde neu erschaffen werden könnte – prächtiger, friedlicher, gleicher und wohlhabender denn je zuvor. Und das sollte erst der Anfang sein. Ihnen, den Träumern und Sternengängern der ersten Stunde, gebühren die letzten Zeilen dieses Buches.

Unvergessen:

- **2032:** Andrei Novakovich, Rose Kumagawa, John Kelly (*Ares IV*)
- **2037:** Stephen G. Richey (*E.S.S. Charybdis*)
- **2065:** *S.S. Valiant*
- **2069:** *S.S. Conestoga*
- Die Liste geht weiter…

The End is just the Beginning
'Cause the Sky's the Limit.

Anhang

I) Zeittafel: Wichtige Ereignisse

- Eugenische Kriege: 1993-1996:
  Die Eugenischen Kriege werden als Urdrama der Menschheitsgeschichte im 21. Jahrhundert betrachtet. Die vulkanische Geschichtsschreibung fasst sie sogar als ersten Teil des Dritten Weltkriegs.

Weiterführende Informationen unter:
http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_eug.html

- Dritter Weltkrieg: 2026-2053:
  Der letzte und katastrophalste Weltkrieg der Menschheitsgeschichte. Nach einer längeren Schwelphase von drei Jahrzehnten bricht er 2026 aus und erstreckt sich bis in die zweite Hälfte des 21. Jahrhunderts. An seinem Ende stehen über 600 Millionen Tote, der globale Zusammenbruch des zivilisierten Lebens und eine radioaktive Kontamination weiter Teile der Erde.

Weiterführende Informationen unter:
http://www.startrek-companion.de/STC2008/datenbank/hist_dritter.html

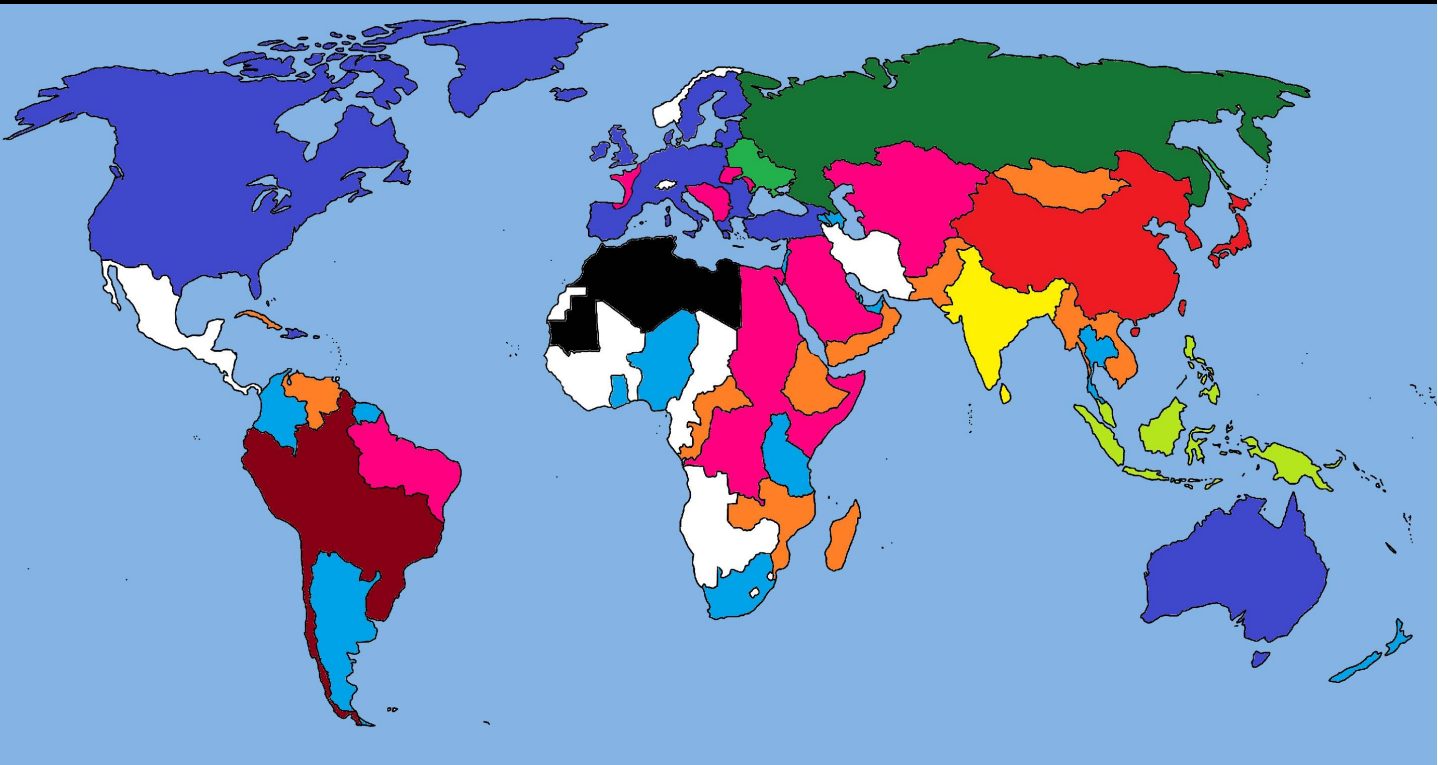
II) Große Machtblöcke im frühen 21. Jahrhundert

- Global Union (GU):
  Intergouvernementales Bündnis zwischen den USA, der Europäischen Union und Australien, das während der Eugenischen Kriege geschlossen wurde und, mit Unterstützung des Russischen Konsortiums, die Augmentherrschaft beendete. Auf militärischer Ebene haben die beteiligten Staaten die meisten ihrer Luft- und Bodenstreitkräfte zusammengelegt und führen gemeinsame Operationen durch, die von einem supranationalen Sicherheitsrat koordiniert werden. Von manchen Beobachtern wird die GU als letztes Bollwerk der freien Welt gesehen. Ihr schärfster Antagonist ist die Östliche Koalition.

- Östliche Koalition (ÖK):
  Gigantischer neokommunistischer Staatenverbund, an dessen Spitze China und (Nord)Korea stehen. Die ÖK ist militärisch hochgerüstet und politisch unberechenbar. Spätestens nach der Eroberung Japans werden ihr Ambitionen zur Weltherrschaft nachgesagt. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts leistet die ÖK sich eine längere Phase des Kalten Kriegs mit den Staaten der Global Union, was das vorläufige Ende der Globalisierung und tiefe wirtschaftliche Verwerfungen bedeutet.

- Russisches Konsortium (RK):
  Nach dem Zerfall der Sowjetunion hat das zu Beginn der 1990er Jahre noch darbende Russland Anfang des neuen Millenniums zahlreiche seiner ehemaligen, in die Unabhängigkeit entlassenen Provinzen mit Gewalt zurückerobert und in ein staatskapitalistisch gelenktes, ökonomisch und militärisch gewichtiges Konsortium integriert. Das autoritär regierte RK ist aufgrund der starken Konkurrenz mit China zu einem vorübergehenden Bündnispartner der Global Union-Staaten geworden.

III) Politische Machtsphären im Frühjahr 2021



Legende

- ➢ Die Karte zeigt die Macht- und Einflussgebiete der verschiedenen Machtblöcke, keine Staatsgrenzen.

- Rosa = Staaten- und herrschaftsloses Gebiet (aufgrund der Ausbreitung der Ranke oder politischer Konflikte aufgegeben bzw. zusammengebrochen)
- Dunkelblau = Staaten der GU
- Hellblau = Verbündete Staaten der GU
- Rot = ÖK
- Orange = Verbündete Staaten der ÖK
- Gelb = Indische Konföderation
- Dunkelgrün=RK
- Grün = Verbündete Staaten des RK
- Hellgrün = Indonesische Liga (mit ÖK assoziiert)
- Braun = Bündnis für Lateinamerika
- Schwarz = Militärjuntas in Nordafrika
- Weiß = keinem Bündnissystem zugehörig

Bemerkung zum
Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek™ und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.

Wir kennen die Zukunft der Menschheit.
Doch was ist mit ihrer Vergangenheit?

Die Welt steht am Abgrund. Bevor die auslangende Ranke ihren finalen Zug macht, könnte die Menschheit an sich selbst scheitern. Die aggressive Ausbreitung diktatorischer Regime im Norden Afrikas zwingt Präsident Schulz und seine GU-Verbündeten dazu, militärisch einzugreifen – zu groß ist das Sicherheitsrisiko für den Westen. Nur mit Mühen gelingt es, die seit der Katastrophe in Turkmenistan verunstimmte Östliche Koalition zum Einlenken zu bewegen. Wenig später fegt eine neue internationale Krise die letzten Reste des fragilen Vertrauens zwischen beiden Machtblöcken hinweg. In Nordafrika kommt es zum Schlagabtausch, als die ÖK ihre Alliierten von der Indonesischen Liga einmarschieren lässt. Die weltpolitische Lage zieht sich dramatisch zu.

All diese Ereignisse werden von den *Kindern des Lichts* und ihrem dämonischen Anführer genauestens beobachtet und gelenkt. Noch erschreckender ist der Umstand, dass die fanatische Terrorsekte offenbar damit begonnen hat, aktiv mit der Ranke zu experimentieren. Ein bestialischer Attentatsplan, der nur im letzten Moment vereitelt werden kann, wirft ein erstes Licht auf die finstere Vision, die den Mann anzutreiben scheint, welcher einst auf den Namen George Salaton hörte.

Vielleicht ist noch nicht alles verloren, doch der Einsatz ist so hoch wie nie zuvor. Das weiß nicht nur Petra Wright, die sich bereiterklärt hat, die *Kinder des Lichts* zu unterwandern, sondern auch Shaun Geoffrey Christopher, der um die Verwirklichung der ersten Saturn-Mission gerungen hat. Und Gary Seven schließlich entdeckt eine urpersönliche Wahrheit, die Erlösung für ihn und seinen jahrzehntewährenden, verzweifelten Kampf zur Rettung des Planeten Erde bereithalten könnte.

Während die Schwarze Magnolie weiterhin unerbittlich auf dem Vormarsch ist, stemmt sich die Menschheit ein letztes Mal gegen den bevorstehenden Untergang. Unter ihr lodert bereits das Fegefeuer der Apokalypse.

a creation of STC universe